Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 44

III/101 2

Paed. 448

Die
Schule der Erfahrung
für Alle
denen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit
werth sind.

Warnende Thatsachen
zu
Verhütung alltäglicher Unglücksfälle.

Zweiter Theil.

Berlin, 1799.
Bei Friedrich Maurer.

Bibliothek

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Aberglaube — tödtet einen von einem tollen Hunde Gebissenen — mordet eine Ertrunkene — bringt auf's Rad. Nr. 1 — 3.

Aderlassen — Mißbräuche desselben. Nr. 4.

Apothekernachläßigkeit — vergiftet eine Hofdame und einen Bürger — setzt den Feldmarschall v. Natzmer in Lebensgefahr — bewirkt zu Magdeburg den Blutsturz. Nr. 5 — 10.

Beerdigung — (übereilte) eines Bauers zu Rahnenwerder. Nr. 11.

Bierkellerdunst — bringt in Meve drei Menschen um. Nr. 12.

Bleiprobe — verfälschter Weine. Nr. 13.

Blumen im Zimmer — bringen zu London und Toulouse in Lebensgefahr — tödten ein Mädchen und die Gräfin von Salm. Nr. 14 — 16.

Branntwein — macht vier Menschen erfrieren — bringt drei Knaben um — verleitet zum Mord. Nr. 17 — 21.

Brennholz — vergiftet. Nr. 22.

Brodneid — verführt in Wallnitz zu schrecklichen Lastern. Nr. 23.

Brunnen (unverdeckter) — kostet einen Knaben zu Burgdonna das Leben. Nr. 24.

Brunnenreinigungsgefahren — zu Suplingenburg. Nr. 25. 26.
Destilliren (unvorsichtiges) — Folgen desselben zu Berlin. Nr. 27.
Diebeslist — zu Bielefeld verübt. Nr. 28.
Dünste (vergiftende) — tödten in Inspruck zwei Menschen. Nr. 29.
Entzauberung — durch den Bauer Fisch — durch Pfeffernüsse — durch Cicero's Briefe. Nr. 30 — 32.
Enveloppe (eine entzündete) — bringt eine Frau ums Leben. Nr. 33.
Einimpfung der Schafpocken — Belehrung und Beispiel aus Dieskau. Nr. 34.
Eislaufen (Gefahren desselben) — bei Grahl und zu Asch. Nr. 35. 36.
Erbsilber — tödtet ein Kind. Nr. 37.
Erstarrung (vor Kälte.) Nr. 38.
Erstickung. Nr. 39.
Ertrunkene. Nr. 40.
Erziehungs-Verwahrlosung — eines Mädchens zu Skeuditz — des Nik. Hoffmann im Koburgschen. Nr. 41. 42.
Feuersbrünste — Ursachen ihrer Entstehung — Fahrläßigkeit zu Rohrteich und Geißing. Nr. 43 — 45.
Feuerbesprechen — vergrößert das Feuer zu R. Nr. 46.
Gefühllosigkeit — zu Golzow. Nr. 47.
Geldsucht — verleitet zum Mord. Nr. 48.
Genießlust — bringt um Amt und Brod. Nr. 49.
Gespensterfurcht — tödtet einen Bauer — zu Stotterheim ein Kind — bei Jena eine Frau. Nr. 0 — 52.
Gewitter — Bekanntmachung der vermeidlichen Gefahren im Gewitter. Nr. 53 — 60.
Glaube an Hexerei — kostet Keppler zu Morlach zehn Karolinen. Nr. 61.
Goldmacherei — bringt den v. Szekuly an den Pranger. Nr. 62.

Hautausschlag (vertriebener) — tödtet in Schönefeld zwei Kinder. Nr. 63.
Heirath (nach Geld und Schönheit) bringt in Thüringen einen Bürger ums Leben. Nr. 64.
Heiße Speisen — daß und wie sie schädlich sind. Nr. 65.
Hengst — erdrückt einen Stutenreiter. Nr. 66.
Hexerei — tödtet zu Günzburg Frau und Kind. Nr. 67.
Hökerkniff — für Polizeien. Nr. 68.
Hundswuth. Nr. 69.
Jähzorn — verleitet zum Mord. Nr. 70.
Jagdliebhaberei (unvorsichtige.) Nr. 71.
Juden — Warnung vor dem Wucher einiger unter ihnen — unverzeihliche Lieblosigkeit gegen sie. Nr. 72. 73.
Justizpflege (mißverstandene) — verhindert die Rettung eines Ertrunkenen. Nr. 74.
Justiz (unberufene) — ihre Mißhandlung eines Unschuldigen. Nr. 75.
Kaffee (ein Gegengift) — nach genossenen Pflanzengiften. Nr. 76.
Kalk (ungelöschter) — tödtet einen Knaben. Nr. 77.
Katzen — Beispiele zur Warnung vor ihnen. Nr. 78. 79.
Kinderaufsicht (vernachläßigte) Nr. 80 — 83.
Kinderspiel (unvorsichtiges) — kostet einen Knaben das Leben. Nr. 84.
Kirchgang (erster) — kostet das Leben. Nr. 85.
Kohlendampf — erstickt zu Frankfurt einen Menschen. Nr. 86,
Krätze (verpfuschte) — tödtet den Schneider Greiz. Nr. 87.
Lebensdauer — Erfahrungs-Resultate. Nr. 88.
Lebensordnung — macht alt. N. 89 — 103.
Leichtsinn — tödtet drei Menschen. Nr. 104. 105.
Leichtsinn und Lieblosigkeit. Nr. 106.
List eines Bettlers. Nr. 107.
Lotto — verleitet zwei Frauen zum Selbstmord — macht zum Freundesmörder — prellt mehrere Bauern im

Nassauschen — der sicherste Gewinn. Nr. 109 — 112.
Löschung brennender Wiesenstoppeln, in der Ukermark. Nr. 113.
Luxus — verleitet zum Diebstahl. Nr. 114.
Mäßigkeit — durch sie wird der sieche Cornaro hundert und fünf Jahr alt. Nr. 115.
Magenstärkung — ein Hausmittel. Nr. 116.
Marktschreier — tödtet einen Menschen. Nr. 117.
Mäusegift — tödtet zu Herborn einen Knaben — zu Unterwurmbach ein Mädchen. Nr. 118 — 119.
Menschendiebstahl — durch Aequilibristen, Marktschreier und Gaukler. Nr. 120.
Mord — durch die Unmenschlichkeit eines Richters zu Waiblingen. Nr. 121.
Münzen (falsche) Warnung davor. Nr. 122.
Nachtwandler — ein Edelmann ermordet als Nachtwandler seinen Freund. Nr. 123.
Narrenspiel — bringt zu Spalding ums Leben. Nr. 124.
Nixenglaube — verursacht den Tod von fünf Menschen. Nr. 125.
Ofendampf — tödtet zu Danzig. Nr. 126.
Pferdewildheit — zu Siersleben. Nr. 127.
Pikschlitten. Nr. 128.
Pockenseuche — leicht ausführbare Abwendung ihrer Gefahren. Nr. 129.
Polizei — Vernachläßigung derselben bei baufälligen Gebäuden — beim Jagen mit Pferden. Nr. 130. 131.
Quacksalberei — bringt einen Drescher zu Eisenach um die Gesundheit — zu Schweinfurt einen Mann ums Leben — zu Leipzig einen Knaben um ein Bein. Nr. 132 — 134.
Ratzengift — setzt zu Weimar neun Menschen in Lebensgefahr. Nr. 135.
Rübesaatstroh — zu nahe am Feuer in Aspenstedt. Nr. 136.

Ruß in Schornsteinen — zu Kopenhagen. Nr. 137.
Schatzgräberei — Beispiele der Gefahren, die der Glaube daran mit sich führt. Nr. 138.
Scheintod — Beispiele und Merkmale. Nr. 139. 140.
Scherz (tollkühner.) 141.
Schießgewehr — Unglücksfälle mit vermeintlich ungeladenen Flinten gestiftet. Nr. 142. 143.
Schlafzimmer (neuangetragenes) — bringt einen Tagelöhner um die Gesundheit. Nr. 144.
Schnürbrust — tödtet ein Fräulein in Pest. Nr. 145.
Schreck — tödtet Ritter Isaak Paske. Nr. 146.
Schwein — frißt einem Kinde zu Zülsdorf den Fuß an. Nr. 147.
Schwimmen — Viebiger konnte schwimmen, und ertrinkt doch. Nr. 148.
Stecknadeln — tödten zu Tönningen eine Frau — bringen Herrn v. B. in Lebensgefahr. Nr. 149. 150.
Steine — das Rollen mit Steinen von einem Berge tödtet einen Jüngling Nr. 151.
Tabackspfeife — im Munde, bringt durch Unvorsichtigkeit Herrn v. H. ums Leben. Nr. 152.
Tanz (unmäßiger) — zu Nürnberg. Nr. 153.
Teufelsbanner. Nr. 154.
Teufelskünste — eines Knaben. Nr. 155.
Universalarzenei — tödtet ihren Erfinder. Nr. 156.
Unvorsichtigkeit — beim Heuladen — in Reden, wenn Kinder gegenwärtig sind — beim Viehleiten — mit glühender Asche. Nr. 157 — 160.
Urindoktor — bei Bremen. Nr. 161.
Verachtung der Arzenei — macht einen Bauer zu Settin wahnwitzig. Nr. 162.
Vergiftete Tränktonnen — für alle Wirthinnen. Nr. 163.
Verschmitztheit — eines Gauners Nr. 164.
Verzweiflung — aus Dummheit. Nr. 165.
Viehseuche — Bittschrift der Bewohner des Lahnufers. Nr. 166.

Wahrsagerei — kostet zu Hamburg einen Schuhflicker das Leben. Nr. 167.

Wasser (stehendes) — ein Bürger aus Dorna schlürft aus solchem drei Kröten im Froschleich mit ein. Nr. 168.

Wasserschierling — vergiftet zu Berlin einen Knaben. Nr. 169.

Weinprobe — aus Hrn. Bertauts Preisabhandlung. Nr. 170.

Weise Frau — schändet den guten Ruf eines ehrlichen Mannes. Nr. 171.

Wildes Zugvieh — tödtet zu Lenkersdorf eine Frau. Nr. 172.

Windmühlenschutz im Gewitter — bringt um's Leben. Nr. 173.

Wolfskirschengefahr. Nr. 174.

Zigeunersinn. Nr. 175.

Zorn (ungebändigter) reißt zum Morde hin. Nr. 176.

Die

Die

Schule der Erfahrung.

Zweiter Theil.

Aberglauben.

1) Joh. Casp. Graßmann ging in der Heuerndte 1797 aus seinem Geburtsorte Fürstengrund, in der Grafschaft Erbach, nach Odernberg, einem Mainzischen Städtchen, und sah unterwegs ein Hündchen laufen, auf welches er Jagd machte. Er fing es, und wurde von ihm in die linke Hand gebissen. Plötzlich erwachte die Besorgniß in ihm: das Thier möchte wohl gar wüthend seyn. — Er gab seine Beute auf, und ging auf den sogenannten Sensenhof, zwei Stunden von hier, zu einem Manne, der seines Zaubermittels wegen, womit er gegen die Folgen des Tollenhundsbisses verwahren zu können vorgiebt, in der Runde umher bekannt ist. Hier mußte er ein beschriebenes Schnitzchen Papier verschlucken, und wurde mit der Versicherung entlassen, daß der Biß nun gewiß nichts werde zu bedeuten haben. Die kleine Wunde heilte zu, und man dachte nicht weiter an den Vorgang. Allein

den 29sten Julius 1798, da eben die Hitze sehr drückend war, bekam der Gebissene, nach vorhergegangenem Aerger, urplötzlich einen heftigen Ekel vor dem Biere, womit er seinen heißen Durst löschen wollte. Er schrieb diesen Ekel einigen Fliegen zu, die im Glase schwammen. Gleich darauf stellte sich ein gewaltsames Dehnen in allen Gliedern, und ein unaufhörliches Gähnen ein; dazu kam Schmerz im Vordertheile des Kopfes. Weder er, noch jemand von der Familie dachte an die wahre Ursache des Zufalls, obgleich die Wunde sich zu entzünden anfing. Man verließ sich auf die Allkraft des verschluckten Papiers, und fiel, bei der Seltenheit solcher Krankheitserscheinungen — denn die Wasserscheue nahm mit jedem Augenblicke überhand, und mit ihr die rasende Gebehrdung des Unglücklichen — auf die, dergleichen Leuten so gewöhnliche Vermuthung der Behexung. Schon hatten Arzt und Wundarzt den Aeltern das Unglück ihres Sohnes angekündigt, und sie ermahnt, ihn anzuketten — man lachte sie doch, im Vertrauen auf das beschriebene Papierblättchen, nur aus — und der Vater ging, den so betitelten Hexenpater, einen katholischen Geistlichen von Hesselbach im Erzstifte Mainz, zu Rathe zu ziehen. — Dieser erklärte auf der Stelle seinen Sohn für

behext, und gab ihm, damit er die Hexe kennen lernte, und ihre Zaubereien entkräftete, die Anweisung, mit gelben Kugeln, von der Größe einer Flintenkugel, die er ihm verkaufte, Rauch zu machen. Die betrogenen Aeltern glaubten der Stimme ihres Priesters mehr, als dem aufgeklärten Arzte, und gingen ganz unbesorgt mit dem Kranken um. Man nannte sogar die Frau eines Schusters in einem der benachbarten Dörfer als Hexe, und zog sich dadurch lauten Verdruß und die Gefahr eines kostspieligen Prozesses zu. Die Aerzte sahen den Elenden. Bei der entsetzlichsten Wasserscheue, die von fürchterlichen Krämpfen, schrecklichen Beängstigungen, und einem allgemeinen, mit Raserei verknüpftem Zittern über den ganzen Körper begleitet war, stimmten Aerzte und Nichtärzte dahin überein, daß es die Hundswuth in ihrem völligen Ausbruche sey. Wie sie stieg, wuchs auch die Entzündung der alten Wunde. Schon das Sprechen von Flüßigkeiten, schon der ferne Blick auf Wasser wirkte grausam. Geifer und Schaum floß ohne Aufhören aus Mund und Nase. Die Stimme verwandelte sich in abscheuliche Töne — der Kranke hatte wenige Augenblicke Ruhe. Er verwundete seine Mutter und sich selbst. Sein Blick war wild, seine Augen

offen und starr, seine Bewegungen widernatürlich und grimmig, krampfhafte Verzerrungen entstellten seine Gesichtszüge. Nach fünftägigem Leiden starb er an der Hirnentzündung, den 5ten August — 18 Jahre alt.

2) Am 23sten September 1796 ertrank zu Alfeld, im Hildesheimschen, in der Leine, die Tochter eines dortigen Bürgers beim Heumachen. In einer Gegend, wo der Aberglaube seine tyrannische Herrschaft weniger ausübet, würde die Unglückliche vielleicht gerettet worden seyn, denn man hätte eilfertiger, als hier geschah, seine Zuflucht zu dem natürlichen Mittel genommen, sie dem Wasser zu entreißen, anstatt mit wahnsinnigen Versuchen die edle Zeit zu verlieren. Sie fiel nämlich des Mittags von dem steilen Ufer in das Wasser hinab. Zwei Mägde, mit welchen sie gegangen war, konnten ihr nicht helfen; und ein Wasserfahrzeug war nicht bei der Hand. Man warf ein stillschweigend gekauftes Brod in die Leine: weil solches, der Rockenphilosophie nach, da niedergeht, wo der Verunglückte liegt; und weil man gehört haben wollte, daß ein bei einem Altarlichte stillschweigend angezündetes Licht, brennend aufs Wasser gesetzt, über dem Verunglückten still stehen bleibe: so wurde auch dieses versucht. Allein beide Nachweiser wurden die-

fesmal zu Lügnern. Erst gegen acht Uhr Abends, nachdem man ein Schiff geholt hatte und natürlich nachsuchte, wurde die Verunglückte aufgefischt. Alle bekannte Mittel, wodurch Ertrunkenen das Leben gleichsam wieder gegeben wird, sind alsdann von den Aerzten mit vieler Mühe vergeblich versucht worden.

3) Joh. Chr. Lumnitz aus Wolferschwende, im Fürstlich-Schwarzburgsondershausenschen Amte Klingen, verübte schon als Knabe mancherlei schlechte Handlungen, ließ sich durch die Strafen seines Schullehrers nicht davon abhalten, und kam mit den Jahren immer weiter in Ausübung boshafter Dinge. Endlich gerieth er im Hannöverschen wegen begangener Räuberei in die Hände der Gerechtigkeit, und ward auf einige Jahre zum Karren in Hameln verurtheilt. Als er wieder loskam, begab er sich in seinen Geburtsort, und lieferte kurz darauf ein Schwarzburgsonderhausensches Landskind in die Hände der Werber. Dies kam durch die Gastwirthin in Wolferschwende heraus, und er wurde dafür mit zweijähriger Zuchthausstrafe belegt. Als er auch hier wieder loskam, und einige Zeit in seinem Geburtsorte gelebt hatte, ließ er sich endlich ein Attestat von der Sondershausenschen Regierung geben, um zu seinem Bruder nach

Schlesien zu reisen. Kaum war er etwa acht Tage fort, so wurde die Gastwirthin in Wolferschwende, welche als Wittwe in ihrem eigenen Gasthofe allein lebte, ermordet im Keller gefunden. Weil nun Lumnitz mehrmals gegen verschiedene Personen sich hatte verlauten lassen: er werde es der Gastwirthin schon gedenken, und weil ein benachbarter Pachter drei Tage vor geschehener Ermordung diesen Lumnitz bei später Abendzeit in der Flur herumschleichen, und ihm aus dem Wege gehen gesehen hatte: so fiel der erste Verdacht auf denselben. Es wurden ihm also Steckbriefe vom Amte Klingen nach Schlesien nachgeschickt, und als er zu seinem Bruder kam, hatte dieser schon Tags vorher von dortiger Regierung Befehl erhalten, seine Ankunft sogleich anzuzeigen, und so wurde er schon nach drei Stunden wider sein Vermuthen in Verhaft genommen und nach Klingen ausgeliefert. Fast ein Jahr lang hatte er, in starke Fesseln geschmiedet, hingebracht, als das letzte Urtheil ihm das Schwert zuerkannte, und Herr Pastor Rudorf, als Prediger in Klingen, den Auftrag erhielt, ihn zum Tode vorzubereiten. In diesen Vorbereitungsstunden äußerte der Mörder viel biblische Belesenheit, und suchte anfangs seine That mit Kains und Mosis Beispielen zu ent-

schuldigen, wenigstens daraus zu beweisen, daß die Todesstrafe für solch ein Verbrechen zu hart seyn müsse. Uebrigens gestand er ein, daß er, um sich von allem Verdacht frei zu machen, vor der That erst nach Leipzig gereist sey, dann sich wieder zurück begeben, und zwei Tage heimlich in einem wüsten Hause ohne Speise aufgehalten habe, also mit völliger Ueberlegung und Freiheit dabei zu Werke gegangen sey. Am dritten Tage Abends, als es schon finster gewesen, habe er an den Gasthof geklopft, mit verstellter Stimme Bier und Branntwein gefordert, und als die Wirthin aufgemacht und nach dem Keller gegangen, sie mit einem verborgen gehaltenen Knittel auf den Kopf geschlagen, selbige die Treppe hinunter gestürzt, mit einem kurzen Gewehr in den Nacken geschossen, und ihr endlich mit einem ausdrücklich dazu gekauften Messer die Kehle abgeschnitten. Auf die ihm gemachten Vorstellungen über die Strafbarkeit dieser Greuelthat, ergab er sich in sein Schicksal, und in den letzten Vorbereitungsstunden äußerte er auch einmal gegen den Herrn Pastor Rudorf: er hätte wohl entkommen können, wenn er gewollt hätte; aber es sey ihm einmal ein solches Schicksal bestimmt, daß er unter Scharfrichters Händen sterben müsse: dieses allein habe ihn bewogen, da zu bleiben. Der

Pastor Rudorf bezeigte seine Verwunderung darüber, wie er, in solche Fesseln geschmiedet, hätte loskommen wollen. Darauf bat ihn Lümnitz, den Herrn Amtmann Viebecker rufen zu lassen, ließ in dessen Gegenwart sich die Fesseln anlegen, nahm einen hinter sich versteckten krummgebogenen Nagel, und öffnete damit ein Schloß nach dem andern, so daß er bald frei vor ihnen stand. Er versicherte auch, daß er diese Fesseln nicht länger als acht Tage getragen, alsdann sie alle Nächte abgelegt habe. Amtmann Viebecker erstaunt und fragt: wie er denn aber zur eisernen Thüre hätte hinauskommen wollen? Darauf zeigte ihm Lumnitz, daß er ohne viele Mühe durch das Ofenloch hätte entwischen können. Von der Wache versicherte er, daß sie beim Gerichtsdiener gelegen und geschlafen habe. Auf die darüber bezeigte Verwunderung antwortete er: ich mußte doch einmal mein Leben am Galgen enden, und erzählte darauf, als er vom Prediger gefragt wurde, aus welchen Gründen er dies behauptete, folgende Geschichte: „In Hameln mußte ich in der Karre gehen. Da sagte mir einmal ein Soldat, der die Wache hatte: höre Lumnitz, du hast ein fatales Gesicht, zeige mir doch einmal deine Hand! Ich habe studirt, und will dir gleich sagen, was für eines Todes du

sterben mußt! — Ich zeigte ihm dieselbe, und er sagte mir: du kommst an den Galgen, darauf kannst du dich sicher verlassen. Indessen hüte dich vor den Soldaten! denn wenn du unter diese kommst, so wirst du noch früher, als sonst, gehangen.“ Diese Vorhersagung gab er als die Ursach an, warum er nicht hätte entspringen mögen, so wie sie auch der Bewegungsgrund zu seinen nachher verübten Bosheiten gewesen wäre, weil der Gedanke, daß er doch hängen müsse, wenn er sich auch bessern wolle, sein Gemüth wild und ganz verzweifelt gemacht habe. Am Dienstage vor Pfingsten 1788 wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und jedermann bewunderte die ungewöhnliche Standhaftigkeit und äußerlich scheinbare Beruhigung, die er bei seiner Hinrichtung bewies: indem ihm nicht einmal, wie sonst gewöhnlich, auf dem Richtplatze die Augen verbunden wurden, und der Scharfrichter das entblößte Schwert nicht verborgen hielt, sondern damit in der Hand vor ihm stand, während daß man ihm den Rock hinten aufschnitt, und ihn auf den Stuhl band. Allen diesen Zubereitungen mußte er zusehen, und blieb immer standhaft dabei. Er wurde aufs Rad gelegt, und predigt vom Klingenschen Hochgericht allen Obrigkeiten die Lehre herab, daß sie das Nachschwert

der Gerechtigkeit in Zukunft immer seltner zu zücken, immer weniger Menschenblut zu vergießen haben werden, je ernstlichere Anstalten sie treffen, durch besseren Unterricht des Volks in Schulen und Kirchen den Aberglauben auszurotten, und die Rohheit der Sitten zu mildern. Möchte das Krächzen der Raben, die am Hochgerichte das Fleisch unserer justificirten Brüder fressen, die Schreier wider die Aufklärung der Vernunft überstimmen, und möchte der greuliche Anblick in der Luft verfaulender Christen, alle, die dazu mitwirken können, überzeugen, daß noch große Verbesserungen im Unterricht und der öffentlichen Uebung des Christenthums zu machen sind, ehe dieses Geschenk des Himmels seinen ganzen Segen über die Menschheit verbreiten kann.

Aderlassen, (unzeitiges.)

---

4) Das bekannte Sprichwort sagt von einem Menschen, der sich schleunig zu etwas entschließt, ohne eigentlich zu wissen, warum: es kömmt ihm an, wie dem Bauer das Aderlassen, und es hat Recht. Der gemeine Mann, besonders auf dem

Lande, denkt und sagt: ich muß wohl einmal zur Ader lassen, reiset in die Stadt und läßt sich die Ader öffnen, ohne zu wissen, warum. Wer unter Landleuten eine Zeitlang gelebt hat, und auf ihr Betragen aufmerksam gewesen ist, weiß, wie oft das Aderlassen von ihnen ohne Noth, oder doch zur Unzeit, vorgenommen wird, und wie mancher dadurch sich Krankheiten, ja den Tod zuziehet. Nun sollten freilich die Stadtchirurgen und Barbierer verständiger, und nicht gleich bereit seyn, einem jeden auf sein Verlangen die Ader zu schlagen, sondern zuvor seinen Gesundheitszustand sorgfältig untersuchen, ob ihm das Aderlassen zuträglich oder schädlich seyn könne. Geschickte und rechtschaffene Männer thun es auch, weil sie wissen, daß man den Saft, den der Mensch zu seinem Leben nöthig hat, nicht muthwillig verschwenden müsse, und daß jedes ohne Noth vorgenommene Aderlassen schädlich sey. Allein wie viele unwissende Barbierer giebt es, die nicht im Stande sind, eine solche Prüfung gehörig anzustellen, und wie viele machen sich, um ein paar elende Groschen zu verdienen, kein Gewissen daraus, auf Verlangen ihren Schnepper sogleich zur Hand zu nehmen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie durch das Aderlassen Schaden, oder Vortheil stiften werden. Noch trauriger und un-

verantwortlicher ist es, daß in einem sowohl geordneten Staate als der unsrige ist, Pfuschern gestattet wird, auf dem Lande von Dorf zu Dorf herumzuziehen und einfältige Menschen zum Blutlassen zu bereden und fast dazu zu zwingen. Eine Warnung vor unzeitigem Aderlassen wird also hier gewiß am rechten Orte stehen.

Das Aderlassen ist ein Mittel, viele Krankheiten theils zu verhüten, theils ihnen vorzubeugen, ja es kann bisweilen vom Tode erretten; aber es kann auch, zur Unzeit gebraucht, in gefährliche Krankheiten und in den Tod stürzen, und ist überhaupt allemal schädlich, wenn es ohne Noth geschiehet. Daraus folgt also, daß es mit großer Behutsamkeit und Vorsicht vorgenommen werden müsse.

Wer richtig beurtheilen will, ob in diesem oder jenem Fall' ein Aderlaß nöthig und nützlich sey, der muß eine gründliche Kenntniß davon haben, warum überhaupt zur Ader gelassen wird. Der verständige Arzt braucht dies Mittel, entweder eine gegenwärtige Krankheit dadurch zu heben, oder einer bevorstehenden vorzubeugen. In beiden Fällen hat er die Absicht, die Blutgefäße auszuleeren, die Bewegung der Säfte zu vermindern, oder sie abzukühlen, und die Einsaugung der ergossenen Feuchtigkeiten zu befördern, oder

er will den Zufluß der Säfte mehr von dem einen Theil ab, und zu dem andern hinleiten u. s. w. Es ist aber offenbar, daß kein Mensch, ohne die Arzneikunst studirt zu haben, von dem allen etwas verstehet; folglich sollte auch vernünftiger Weise kein Mensch, ohne Kenntniß der Arzneikunde, einen Aderlaß anrathen oder vornehmen, zumal da die Leibesbeschaffenheit des Menschen, seine Kräfte und andere Umstände das Aderlassen oft verbieten, ob es gleich dem äußern Anscheine nach nothwendig ist. Selbst der gelehrteste Arzt kann dabei oft in Verlegenheit kommen, denn es giebt wohl einige Hauptregeln, aber auch diese haben ihre vielen Ausnahmen.

Hieraus sieht man, wie schwer es zu bestimmen sey, wenn das Aderlassen in Krankheiten nöthig ist, und daß dies schlechterdings nicht die Sache eines in der Arzneikunde Unerfahrnen sey. Eben so leicht ist es einzusehen, daß das Aderlassen schädlich sey, wenn es zur Unzeit geschiehet. Der menschliche Körper besteht theils aus festen Theilen, als Knochen, Muskeln, Nerven, Adern u. s. w., theils aus flüssigen Theilen, wozu die Galle, der Milchsaft, woraus das Blut bereitet wird, das Blut selbst u. s. w. gehören. Alles dies muß gegen einander im Gleichgewicht stehen; es muß von keinem weder zu viel noch zu wenig da

seyn, wenn der Mensch gesund seyn soll; wird dies Gleichgewicht zerstört, so wird der Mensch krank. Es ist eine gewisse Menge Blut in meinem Körper nöthig, wenn es mit den übrigen Theilen in gehörigem Gleichgewicht stehen und ich gesund seyn soll. Hätte ich nun jetzt gerade so viel Blut, und ließe ein Pfund davon weg, so würde jenes zur Gesundheit so nöthige Gleichgewicht gehoben, und das Blutlassen würde üble Folgen haben.

Die Natur ersetzt zwar bei einem gesunden Menschen das verlorne Blut bald wieder, weil nach dem Aderlassen der Appetit stärker wird, und die Ernährung des Körpers, und also auch das Blutmachen sehr geschwinde gehet. Das öftere Aderlassen schadet aber doch, weil die Natur dadurch zu überflüssigem Blutmachen gereizt wird. Ein solcher Mensch wird vor der Zeit alt, empfindet Schwäche, die andere Krankheiten, z. B. Wassersucht zur Folge hat, wird weichlich und gegen jedes Lüftchen empfindlich, bekommt Reißen in den Gliedern, oder einen unaufhörlichen Schnupfen. Gewiß ist es, daß jeder, der das Aderlassen mißbraucht, seinen Theil bekommt, je nachdem seine Lebensart und Leibesbeschaffenheit ist, und wenn gleich die Strafe nicht unmittelbar auf das Aderlassen folgt, so bleibt sie doch nicht

aus, und kommt oft erst nach Jahren. Aber sagt man, ich bin vollblütig, ich muß aderlassen. — Ein Mensch ist vollblütig, wenn er in Absicht der übrigen Theile seines Körpers mehr Blut hat, als er haben muß, wenn alles im Gleichgewicht seyn soll. Da kann man es nun nicht so genau abmessen, wie viel man weglassen soll, und wenn das auch möglich wäre, so würde doch die Natur das verlorne Blut wieder ersetzen, und so würde immer ein neuer Aderlaß nöthig seyn. Es ist also besser, daß man sich ohne Aderlassen von seiner Vollblütigkeit befreit, und dies geschiehet, wenn man das meidet, wodurch die Vollblütigkeit im Körper entstehet. Ein sorgenloses, gar zu ruhiges Leben, häufige leicht verdauliche und nahrhafte Speisen, dergleichen Getränke, zu viel Schlaf, Mangel hinlänglicher körperlicher Bewegung, dieß sind die Ursachen, daß wir mehr Blut bekommen, als wir haben sollten. Wer also Anlage zur Vollblütigkeit spürt, der genieße der guten Speisen und Getränke nicht zu viel, stehe früh auf, lege sich spät nieder, mache sich fleißig Bewegung, trinke kein starkes Bier, sondern Wasser, und es werden alle Beschwerden der Vollblütigkeit allmählig verschwinden.

Die Zeichen der Vollblütigkeit sind Schwindel und Ohrenbrausen bei vollen Adern, Schwere in

den Gliedern, ein langer, aber unruhiger, von ängstlichen Träumen unterbrochener Schlaf, Herzklopfen, Ohnmachten, Jucken auf der Haut, Nasenbluten u. s. w. Dennoch darf man in diesen Fällen nicht gleich aderlassen, weil jene Zufälle auch von andern Ursachen herrühren, und bei andern Krankheiten vorkommen können. Es bleibt also dabei, man muß nur aderlassen, wenn es ein verständiger Arzt verordnet.

Ereignen sich Fälle, wo man nicht bald einen Arzt haben kann, und es doch keinen Aufschub leidet, sondern darauf ankommt, daß das Aderlassen so geschwind als möglich geschiehet, z. B. bei Schlagflüssen, Blutstürzen, oder Blutspeyen, Unrichtiggehen u. s. w. so kann man wohl gleich etwas Blut weglassen, aber man muß sofort den Arzt holen lassen und dessen Rath befolgen.

Apothekernachlässigkeit.

Zur ungetrübten Staatsbürger-Glückseligkeit gehört vor allen Dingen auch Gesundheit des Leibes; denn was die Sinnen und den Geist des Gesunden vergnügt, dafür hat der Kranke nur wenig oder gar keine Empfindung. Nichts konnte daher der

menschlichen Gesellschaft mehr am Herzen liegen, als Gesundheit, diese Quelle aller ihrer Freuden!

Der herzliche Wunsch nach Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit gab Aerzten und Apothekern das Daseyn. Einleuchtend wichtig ist also die Bestimmung dieser Männer. Leid und Freude, Glück und Unglück, ja Leben und Tod legte die Gesellschaft in ihre Hände. Sie sind Wohlthäter der Menschen, wenn sie ihre Pflicht erfüllen; Mörder, wenn sie sie nicht thun: beides im eigentlichsten Sinne!

Gewissenhaftigkeit und Treue kann daher Aerzten und Apothekern nie genug empfohlen werden; weil jede Unwissenheit und Fahrlässigkeit dieser Männer zum Verbrechen werden kann. Nicht immer schaden Aerzte und Apotheker nur durch Unwissenheit; oft, sehr oft bringt auch ihre Nachläßigkeit, und vorzüglich die der letztern, das Schlachtopfer derselben um den Rest seiner Gesundheit, und führt den Säugling, wie den Greis, zur unnatürlichen Gruft.

Möchten doch nachstehende Beispiele von Unglücksfällen, welche durch Nachlässigkeit der Apotheker oder ihrer Gehülfen entstanden, von mehreren Apothekern gelesen, und zum Wohl ihrer Mitmenschen beherzigt werden!

5.) In der Schloß-Apotheke einer auswärtigen Residenz verwechselte der Provisor die Signatur eines Glases, worin zwei Unzen Liquor Anodynus Sydenhami waren, mit der Signatur eines Glases, worin ein Laxir-Tränkchen für eine Hofdame enthalten war. Sie erhielt das erstere, nahm es ein, sank in Schlaf, und erwachte nie wieder.

6.) In einer Stadt unweit Magdeburg fordert ein Bürger in der Apotheke Jalappen-Pulver. Der alte Apotheker versteht und giebt ihm Ratten-Pulver. Der Bürger giebt es, als er nach Hause kömmt, seinem achtzehnjährigen Sohne auf einmal ein. Fürchterliche Convulsionen und ein schmerzlicher Tod des Jünglings waren die Folgen der Nachlässigkeit des Apothekers, dessen Pflicht es war, den Bürger zu fragen, wozu er den Arsenik brauchen wolle.

7.) Im Jahre 1727 ließ der alte General-Feldmarschall von Natzmer in einer Apotheke zu Berlin sechs Pulver bestellen. Der Receptarius gab sie dem Lehrburschen zur Mischung. Als die Generalin von Natzmer eines dieser Pulver in einen Löffel schüttete, um es ihrem Gemahl einzugeben, blieb ihr ein Glassplitter am Finger hängen. Sie sandte die Pulver zur Apotheke zurück, und bei Untersuchung derselben fand sich,

daß durch das harte Aufschlagen mit dem Löffel auf die Gläser, welche sich auf dem Receptur-Tische befanden, mehrere Glassplitter von den Ränden abgesprungen und unter das Präparat gekommen waren. Des General-Feldmarschalls Gesundheit, vielleicht sein Leben, standen auf dem Spiele, wenn der Vorfall nicht vor Einnahme der Pulver entdeckt wurde.

8.) In einer Apotheke zu Magdeburg werden eines Abends Schwefelblumen und Fliedermuß zum Schwitzen gefordert. Der Lehrbursche ergreift aus Unachtsamkeit ein Glas mit Brechweinstein, und giebt der holenden Frau einen ansehnlichen Theil davon. Zum Glück für sie, die es einnahm, hob der aufgelösete Brechweinstein die ganze Masse von Unreinigkeiten aus dem Magen; unaufhörliches Erbrechen würde aber doch den Tod der Frau bewürkt haben, wenn nicht noch ein herbeigerufener geschickter Arzt Hülfe verordnet hätte.

9.) In einer Apotheke der Vorstadt Magdeburg wurden von einem Regiments-Chirurgus zwanzig Brech- und eben so viel temperirende Pulver verschrieben. Der Receptarius war in der Kirche, und da der Principal ein Geschäft außer der Apotheke hatte, das sich nicht aufschieben ließ, so übertrug er die Mischung der Pulver dem Lehrburschen, der fast ausgelernt hatte, und

ging seinem Geschäfte nach. Als er wieder nach Hause kam, fand er das voll gewesene Glas mit Brechweinstein fast geleert, und mußte die Pulver, welche glücklicherweise noch nicht eingenommen waren, aus dem Lazarethe zurückholen lassen.

10.) Ein Apotheker zu Br. hatte seinem noch unwissenden Lehrburschen gesagt: daß, wenn er sähe, daß sich bei dem zur Sublimation gesetzten Mercurius dulcis der weiße Sublimat erhöbe, er den Sand vom Glase zurückschieben müsse. Der Bursche hatte dieß unrichtig verstanden, sah von oben in das Glas hinein, und sog dabei so viel Schärfe und Dünste in die Lunge, daß ein heftiger Blutsturz die Folge davon war.

Beerdigung (übereilte).

11.) Im Julius 1797 wurde zu Rahnenwerder, einem Dorfe in der Neumark, Arenswaldschen Kreises, ein Bauersmann, der in's Feld auf seinen Acker gegangen war, von einem Blitzstrahle getroffen. Man hielt ihn für todt. Nach drei Tagen, da man nicht die geringsten Spuren seines Wiederauflebens bemerkte, sollte die Leiche beigesetzt werden. Der Todte wurde wirklich zu

Grabe getragen. Es ist aber hier Gebrauch, am Grabe noch einmal den Sargdeckel abzunehmen, und die Leiche den Umstehenden zu zeigen. So schädlich nun unter gewissen Umständen, und auch wirklich so gesetzwidrig eine dergleichen Gewohnheit ist; so wurde doch dadurch dießmal der Scheintodte von dem allerschrecklichsten Zustande befreit. Denn bei dem Abnehmen des Sargdeckels bemerkte man, daß die Leiche einen Finger bewegte. Man ward darauf aufmerksam; klopfte an den Sarg, rührte den Leichnam an, und nach wenigen Augenblicken kehrte der Todte völlig ins Leben zurück. Der Bauersmann soll noch leben, und nach wie vor seine Handthierung treiben.

Bierkellerdunst.

---

12) Am 21sten Junius 1798 gingen die Bierträger Schulz und Luchocki, in den Keller des Stadtältesten Reuter zu Mewe in Westpreußen, in welchen des Abends zuvor vierzig Tonnen frischgebrautes Bier gebracht waren, ob man sie gleich vor der Gefahr des Dunstes gewarnt hatte.

Als sie nach zehn Minuten nicht herauskamen, ging ihr Warner, der Brauer Rohrbach, ihnen nach, kam jedoch ebenfalls nicht zurück. Dieses bewog seine Frau, ihn aufzusuchen; sie fand ihn auch unweit der Kellerthür leblos liegen, war jedoch nicht im Stande, ihn an die freie Luft zu schaffen, sondern konnte bloß um Hülfe rufen, die ihr auch der Tischlerbursche Arendt leistete. Der Körper wurde von beiden heraufgebracht, und dem Stadtchirurgus Hasenwinkel zu Rettungsversuchen übergeben.

Nun lagen aber noch die beiden Bierträger im Keller. Zuerst wagte es der Arbeitsmann Kamrowsky, sie zu holen, fiel aber sogleich beim Eintritte in den Keller leblos zur Erde; ihm folgte der Arbeitsmann Dombrowsky, den ein gleiches Schicksal traf, und die Besorgniß für diese stieg auf das höchste, da niemand mehr so tollkühn seyn wollte, sich der dringendsten Todesgefahr, ohne Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, auszusetzen.

Endlich wagte der Arbeitsmann Banicpi noch einen Versuch, und war so glücklich, aus dem finstern Keller, wo wegen des Dampfs kein Licht brennend bleiben konnte, den Kamrowsky leblos herauszubringen, welches hier-

nächst auch dem Arbeitsmann Muschack mit dem Bierträger Luchocki gelang.

Durch den Erfolg dreist gemacht, wollte auch der Knecht Matthies in den Keller gehen; allein er fiel nach wenigen Schritten ebenfalls leblos zur Erde, wurde nicht ohne Mühe zurückgezogen, und ein jeder von fernern Versuchen abgeschreckt, die zwei noch im Keller befindlichen Personen, Schulz und Dombrowsky, heraus zu bringen. Es verging einige Zeit in Unthätigkeit, bis endlich Menschenliebe den Arbeitsmann Philipp in den Keller trieb, der auch den Schulz herausbrachte, worauf kurz nachher der Dombrowsky durch die Schiffer Pelz und Seidowsky geholt wurde.

Alle sechs Körper wurden nun von dem Stadtchirurgus sogleich vorschriftmäßig behandelt; allein nur in Rücksicht des Brauers Rohrbach, Bierträgers Luchocki, und Knecht Matthies gelang die Rettung, wogegen bei dem Schulz Kamrowsky und Dombrowsky, jeder Versuch vergeblich blieb.

Da die Königliche Westpreußische Kriegs- und Domainenkammer das Unglück selbst nicht ungeschehen machen kann: so ist dieselbe bemüht, wenigstens dessen traurige Folgen so viel als möglich zu vermindern.

Zu dem Ende hat sie eine Belohnung von sechzig Thalern für die bei der Rettung vorzüglich thätig gewesenen Personen, eine gleiche Summe für die Wittwen der drei nicht in's Leben zurückgebrachten Arbeitsleute, und eine jährliche Beihülfe von acht Thalern, zum Unterhalte eines jeden von den, durch dieses Unglück vaterlos gewordenen Kindern, bei der höhern Behörde nachgesucht, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Auszahlung aus landesherrlicher Kasse bewilligt werden wird.

Hiebei blieb gedachte ꝛc. Kammer aber nicht stehen, sondern ließ die nähern Umstände des Vorfalls durch einen Sachverständigen untersuchen, da sich denn ergab, daß die örtlichen Umstände es nothwendig machen, das Bier, ehe es völlig gegohren ist, aus dem öffentlichen Brauhause in die Keller der Mälzenbräuer zu bringen, woselbst nochmals Hefen hinzugethan, und die Gährung vollendet wird.

Daß vierzig und mehr gährende Biertonnen in einem engen Keller die Luft bis zur Tödtlichkeit verdicken müssen, fällt in die Augen; da solches aber in der Hauptsache nicht vermieden werden kann, so besteht schon längst ein Polizeigesetz, vermöge dessen vor Ablauf von vier und zwanzig Stunden, niemand in einen solchen Keller gehen soll, der bis dahin offen gehalten werden

muß. Hätten die Verunglückten diese Vorschrift befolgt, so wäre alles nicht geschehen; allein sie wollten klüger seyn, als besser unterrichtete Menschen, und der Tod, oder doch nahe Lebensgefahr, waren die Folgen dieses sträflichen Vorwitzes: ein neuer Beweis der Wahrheit, daß die besten Vorschriften unwirksam sind, wenn Einfalt oder Vorsatz ihre Befolgung hindern.

Aufmerksame Beobachtung des Menschen hat den Verfasser dieses Aufsatzes zu der Bemerkung geführt, daß gute Lehren dann am mehrsten Eindruck machen, wenn man so eben den Nutzen von ihrer Befolgung im Beispiele gesehen hat; und da es wohl keinen Zweifel leidet, daß von den sechs durch den Bierdunst betäubten Menschen nicht einer gerettet wäre, wenn sie in andere, als in die Hände eines sachkundigen Mannes gerathen wären; so dürfte es nicht überflüssig seyn, zum Besten meiner Leser hier noch diejenigen Regeln beizufügen, nach welchen die durch schädliche Dämpfe Betäubten oder Erstickten wieder in's Leben zurück zu bringen sind.

Die Betäubung ist der erste Grad des Erstickens. Man erkennt solche daran, daß der Mensch zwar sonst ohne Zeichen des Lebens ist, dennoch aber an demselben noch einiges Athemholen bemerkt wird. Ist er hingegen voll-

kommen erstickt, so gleicht er einem Todten, ohne Athem und Gefühl, und hält auch gemeiniglich den Mund fest verschlossen, vor welchem ein schleimiger zäher Schaum zu liegen pflegt.

In beiden Fällen besteht die erste Hülfe darin, daß man den Verunglückten so schleunig als möglich an die frische Luft zu bringen sucht, und ihn aller engen oder drückenden Kleidungsstücke entledigt. Bloß Betäubte erholen sich oft leicht, wenn man sie mit kaltem Wasser bespritzt, ihnen stark riechende Sachen unter die Nase hält, oder ihnen auch etwas weniges Schnupftabak behutsam in selbige hineinbläset.

Bei einer wirklichen Erstickung aber wird mehr Mühe und Zeit erfordert, und die bewährtesten Hülfsmittel sind folgende:

a) Man bringt den Verunglückten, der bereits der beschwerlichsten Kleidungsstücke entledigt worden ist, in ein kühles Zimmer, in welchem bei jeder Witterung Thüren und Fenster geöffnet seyn müssen. Man setzt ihn in die Lage, daß der Oberleib aufgerichtet ist, und die Füße herunter hängen, und mit diesen in ein, anfangs nur ganz lauliches Bad, welches nach und nach etwas erwärmt werden kann.

b) Ist ein Wundarzt zu haben, so muß dieser sogleich eine Ader, und vorzüglich die am Halse öffnen.

c) Die Umstehenden halten indessen dem Scheintodten scharf riechende Sachen vor die Nase, besonders den flüchtigen Salmiakgeist, dessen in = und äußerlicher Gebrauch in Fällen der Art die beste Wirkung zeigt, und blasen ihm behutsam in kleinen Prisen etwas Schnupftabak, oder ein Niesepulver von Violenwurzel, Majoran, Pfeffer und Niesewurz in die Nase.

d) Man bemüht sich ferner, den gewöhnlich fest geschlossenen Mund des Erstickten zu öffnen, und seine Lungen mit warmer Luft zu füllen. Dieses geschieht am leichtesten, wenn ein Gesunder seinen Mund auf den des Scheintodten legt, letzterm die Nase zuhalten läßt, und ihm zu wiederholten Malen viel Luft einbläset.

Will sich hierzu niemand finden, so muß es durch einen Blasebalg oder eine Röhre bewirkt werden.

Man umwickelt alsdann die Oeffnung des Blasebalgs oder der Röhre mit nasser Leinwand, bringt solche in den Mund des Erstickten, drückt die Lippen desselben rund herum fest an, hält ihm die Nase zu, und bewegt hierauf den Blasebalg ein paar Male langsam auf und nie-

der, oder bläset langsam, doch mit Nachdruck in die Röhre.

Um noch mehrern Reiz in den Lungen zu verursachen, kann auf gleiche Art auch etwas Tabaksrauch in selbige geblasen werden.

e) Fangen dergleichen Personen durch diese Bemühungen wieder an zu schlucken, alsdann ist es Zeit, ihnen einige Tropfen flüchtigen Salmiakgeist mit Wasser verdünnt, einzuflößen, auch, wenn das Schlucken noch freier wird, einige Gran Brechweinstein, der in einer hinreichenden Quantität Wasser aufgelöset worden, Theelöffelweise so lange einzugeben, bis ein leichtes Erbrechen folgt, und sodann hiemit aufzuhören, das weitere aber der Anordnung des herbei zu holenden Arztes zu überlassen, an den man sich, wo es irgend angeht, allezeit wenden muß, da die Unterlassung gewöhnlich nachtheilige Folgen für die Gesundheit des Geretteten hat.

f) Ferner gehören die Tabaksklystiere auch in diesem Falle unter die Rettungsmittel. Wer keine Tabaks-Klystiermaschine hat, nimmt ein Pfeiffenrohr, bestreicht das eine Ende desselben mit Oel, bringt dieses in den Mastdarm des Erstickten, und bläset in das andere Ende den aus einer brennenden Pfeiffe gezogenen Tabaks-

rauch, der auf solche Art in den Unterleib des Scheintodten dringet.

Oder man zündet den Tabak in zwei gefüllten Thonpfeiffen an, bringt den mit Oel bestrichenen Stiel der einen in den Hintern des Erstickten, drückt die Köpfe der Pfeiffen auf einander, und bläset durch den reinen Stiel den Rauch aus beiden Pfeifen mit Kraft in den Leib des zu Rettenden.

Endlich hilft es auch oft, wenn man das Gesicht und den entkleideten Körper des Erstickten in sitzender Stellung anhaltend mit kaltem Wasser begießt, und es ist dieses Mittel daher auf dem platten Lande für diejenige Zwischenzeit zu empfehlen, welche gewöhnlich bis zur Herbeischaffung wirksamerer Mittel verstreicht.

Uebrigens ist die größte Beschleunigung der hier namhaft gemachten Hülfleistungen die Hauptsache, da die mehresten von Dämpfen Betäubten oder Erstickten gerettet werden, wenn sie zeitig genug gehörige Hülfe erhalten.

Bleiprobe verfälschter Weine.

---

13) Die der Gesundheit so nachtheilige Verfälschung der Weine, zu deren Versüßung ge-

wissenlose Betrüger Silberglätte, Bleizucker, u. s. w. anzuwenden pflegen, ist leider mehr als zu bekannt. Eine verfeinerte Weinzunge kostet in dergleichen sauer gewordnen, durch gedachtes Blei versüßten Weinen, eine durchdringende, heftige Süßigkeit, und mit derselben das vergiftende Metall. Wer indessen ohne Unterschied und in Menge dieses Lockgift einschlürft, wird bald aus seiner, das Gedärme zusammenschnürenden Kolikwirkung, und aus den hartnäckigen Gichtzufällen, welche den Trinker nach einiger Zeit überfallen, auf die Vergiftung selbst schließen.

Erfahrung und vielfache Versuche haben den Dr. Hahnemann auf eine zuverlässige und unfehlbare Weinprobe geführt, deren Bereitung folgende ist: Man lasse eine Mischung von gleichen Theilen Austerschalen und Schwefel, zwölf Minuten lang weiß glühen, so entstehet eine trockne Schwefelleber von weißlicher Farbe, welche Jahre lang, ohne Verlust ihrer Kräfte, aufbewahrt werden kann. Davon werden vier Quentchen, mit drei Quentchen Weinsteinram gemischt, und mit sechzehn Unzen Wasser in einer wohlverstopften Flasche zusammengeschüttelt: dieses giebt in Zeit von einer Viertelstunde ein milchweißes Wasser mit Schwefelleberluft gesät-

gesättigt, welches rein, in kleine mit Terpentinwachs verklebte Unzengläser, in deren jedes man vorher zehn Tropfen guten Salzgeist getröpfelt haben muß, abgefüllt wird. Dies giebt eine sichere Probe für verfälschte Weine; indem es, unter drei Theile Wein gemischt, welcher keinen Metallgehalt hat, allen Wein hell und durchsichtig läßt, und einen eisenhaltigen Wein nicht im mindesten auftrübt; wenn aber Blei darinnen verheimlicht ist, dieses in Gestalt braunschwarzer, bald niedersinkender Flocken, und sogar alsdann anzeigt, wenn nur ein Gran Blei in vier Pfunden Wein aufgelöst ist.

Wenn man sich auf solche Art vom Daseyn des Bleies überzeugend versichert hat, alsdann kann man noch zum Ueberflusse, durch Eintröpfelung einer Gallapfelessenz die Gegenwart eines, übrigens ganz unschädlichen Eisens durch die davon entstehende schwarze Dinte erkennen. Diese Essenz entdeckt während einer Stunde, wenn selbst ein Gran Eisen in 24,000 Gran Wein enthalten ist, dessen Gegenwart durch die Dintenschwärze.

Untersucht man einen sehr dunkelrothen Wein, so gießt man unter ein halbes Glas desselben eben so viel frische Milch, schüttelt dies durcheinander, seihet es, nach einiger Ruhe, durch: so ist der

Wein entfärbt, und nun unterwirft man ihn dieser Hahnemannschen Probe. In der Berlinschen Zeitung von 1791. Nr. 103. giebt der Königl. Preußische Gesundheitsrath den Weinverkäufern auf, ihre Weine nach dieser Probe zu untersuchen. Mit einem Glase des Hahnemannschen Liquors, so in den Apotheken ungefähr sechs Groschen kostet, kann man zwölf Weinproben anstellen. Ist in allen solchen Proben die Weinverdunkelung nur schwach, so dämpfe man den Probewein bis auf ein Sechstheil ab, um das Blei zu concentriren; da denn das Probewasser zugegossen wird.

Die Verfälschung der Weine mit Weingeist oder Franzbranntwein ist sehr gemein, und selbst in Frankreich bei dem Weine von Roussillon und Barcellone und mehrern Weinen eingeführt. Man sollte glauben, daß sich diese Verfälschung kaum entdecken lasse, da schon der Wein von Natur Weingeist enthält; man kann sie aber bei etwas größern Proben leicht entdecken, wenn man das Destillirgefäß bis auf zwei Drittheile mit dem verdächtigen Weine anfüllt, und in ein Wasserbad, dem der Wärmemesser eine stets gleiche Temperatur von 200 bis 205 Fahrenheit vorschreibt, stellet. Hier geht der beigemischte Weingeist über, und kann abgewogen werden; indes-

sen, daß der dem Weine wesentliche Weingeist noch zurückbleibt, indem kein Wein seinen eigenthümlichen Geist eher fahren läßt, als in der Siedewasserhitze von 212 Graden Fahrenheit.

Ein übermäßig geschwefelter Wein hat einen unangenehmen Geschmack; er schadet der Brust und dem Kopfe, erregt Schwindel, Kopfweh, Ekel, Brustbeklemmungen, Erbrechen, und greift das Nervensystem an. Seine Farbe ist zu rothgelb. Hier dient die Schwefelprobe. Man löse reines Silber in Scheidewasser auf, und gieße davon etliche Tropfen in ein Glas Wein. Dieser wird, wofern er überschwefelt ist, braunroth oder gar schwärzlich. Einige frischgelegte Hühnereier, so man ins Faß hängt, ziehen den Schwefel an sich, oder man rüttelt das Faß, und läßt den Wein, doch ohne Schlauch und Blasebalg ab.

Die gemeinsten Weinverfälschungen sind überhaupt der Branntwein, Blei und Alaun. Die Alaunprobe ist: wenn man in etwas Wein kaustischen Salmiakgeist tröpfelt, so zeigt die dicke oder dünne Milchung, oder weißliche Auftrübung, ob viel oder wenig Alaun darinnen ist.

Blumen im Zimmer.

14) Im Jahre 1764 erwachte zu London eine junge Dame, die mit ihrem Mädchen in einem mit Blumen angefüllten Zimmer schlief, mit einer erschrecklichen Angst, und kaum hatte sie noch so viel Kraft, ihre Bettgesellschafterin zu wecken, die sich noch nicht sehr ermattet befand. Zum Glück hatte diese die Besonnenheit, sogleich ein Fenster zu öffnen; aber beide konnten sich erst dann wieder erholen, als das verständige Mädchen die fast Ohnmächtige gewaltsam zur frischen Luft hingeschleppt hatte.

15) Eine Dame zu Toulouse, welche die Gewohnheit hatte, ihr Gemach mit Blumen zu schmücken, wäre im Frühling 1780 auf diese Art bald um's Leben gekommen. Ihr Schlafzimmer war voll Syringen (eine Art Jasmin.) Diese hatten die Luft so sehr verderbt und die Unvorsichtige so sehr betäubt, daß sie kaum noch im Stande war zu klingeln. Sie kam nicht eher wieder zu sich, bis ihre Kammerfrau die Blumen hinausgeworfen und das Fenster geöffnet hatte.

16) Ein junges Mädchen starb wirklich in der Betäubung, welche ihr ein übermäßiger, erstickender Violenduft zugezogen hatte. Eben so verlor

eine Gräfin von Salm durch eine ähnliche Verunreinigung ihres Schlafgemachs ihr Leben.

Branntwein (übermäßiger und unzeitiger Genuß desselben).

---

17) Im Herzoglich Sachsen-Weimarschen Amte Alstedt erfroren am 24sten Februar zwei Personen an verschiedenen Orten, welche beide den Fehler begangen hatten, sich durch Branntweintrinken gegen die Kälte schützen zu wollen. Der eine hatte das Branntweinfläschchen, aus dem er sich den Tod geholt hatte, noch neben sich stehen. Ein dritter Erstarrter, der keinen Branntwein getrunken hatte, wurde durch die angewandten Mittel wieder zum Leben gebracht.

18) Am 4ten März 1786 begegnete die Hamburger fahrende Post zwischen Hannover und dem Dorfe List einigen Fuhrleuten, welche Holz geladen hatten. Der Postillon stieß gewöhnlichermaßen ins Horn; aber die Fuhrleute wichen nicht aus, weil sie betrunken waren. Er wich also selbst aus, erhielt aber eine Menge Scheltworte. Da er diese erwiederte, sprangen die

Fuhrleute von dem Wagen, und mißhandelten ihn mit Schlägen auf den Kopf so sehr, daß er in Gefahr gerieth, das Leben oder doch den Verstand zu verlieren. Zu spät sagte die zurückgekehrte Vernunft den nüchtern gewordenen Fuhrleuten im Gefängnisse zu Langenhagen, daß der Trunk ehrliche Leute sogar zu Mördern und Straßenräubern machen kann.

19) In Göttingen machten sich am 25. November 1796 einige junge Studirende den elenden Spaß, einem lüderlichen Buben in einer Branntweinsbude, wo er schon viel getrunken hatte, noch so viel einschenken zu lassen, als er saufen wollte und konnte. Dieses war für 7 Gr. Alsdann wankte der Bube fort, und vor dem Thor — fiel er todt nieder. — Es ist zu wünschen, daß die Mittheilung dieser Geschichte ähnlichen unbesonnenen Scherz und dessen traurige Folgen verhüten möge!

20) Zu Plauen, der Kreisstadt des voigtländschen Kreises in Sachsen, trug sich folgende traurige Geschichte zu. Ein Eseltreiber in einer dasigen Mühle, ein Bursche von 18 Jahren, nimmt am 20. November gegen 11 Uhr Vormittags zwei andre Knaben, einen von 11, den andern von 4 Jahren, mit sich in ein Branntweinshaus, wahrscheinlich um sich den grausamen

Spaß zu veranlassen, sie trunken zu machen, und sich dann an ihrem Taumel zu ergötzen. Er läßt für drei (nach Privatberichten für zehn) Groschen ordinären Kornbranntwein einschenken, wovon er trinkt, und auch den armen Kleinen zu trinken giebt, die denn bald die Wirkungen davon empfanden, und darauf so schwer betrunken auf der Straße umher taumelten, daß der ältere heimgeholt, und der jüngere nach Haus getragen werden mußte.

Die stärkere Natur des ältern half sich durch ein heftiges Erbrechen, wodurch die Folgen des genossenen Getränks vermindert wurden, und er sich bald nachher wieder wohl befand. Der Kleine schlief bis Nachts eilf Uhr ruhig fort, da ihn endlich die Mutter aus dem Schlafe rüttelte, weil dieser ungewöhnlich lange und tiefe Schlaf vermuthlich Besorgniß bei ihr erregt hatte. Hier nun bekam das Kind epileptische Zufälle, welche durch die angewandten Mittel nicht zu besiegen waren, und welchen es am andern Tage Mittags halb zwölf Uhr unterlag.

Bei der um ein Uhr erfolgten Oeffnung fand sich nichts Widernatürliches, außer daß der Knabe, wie bei epileptischen Todesarten gewöhnlich ist, auf dem Rücken und an den Beinen blau war.

Von der Mutter war es allerdings nicht vorsichtig, daß sie das Kind im Schlafe störte; allein, daß dieß die einzige Ursache der Epilepsie und des darauf erfolgten Todes des Kindes sey, will mir nicht so ganz einleuchten, sondern nach eines geschickten Arztes und auch nach meiner Ueberzeugung war es der Branntwein, der die zarten Nerven des Kindes so stark reizte, daß jene Zufälle daraus entstanden, die freilich durch jenes Aufstören aus dem Schlafe früher herbeigerufen und verschlimmert worden seyn können.

Uebrigens lernen wir auch aus diesem traurigen Beispiele:

a) Daß der Branntwein, wenn er nicht als bloße Arznei mit Mäßigung und Vorsicht genossen wird, ein wahres Gift sey, das in den edelsten Theilen des menschlichen Körpers, besonders in den Nerven, die schrecklichsten Verwüstungen anrichten kann;

b) Daß besonders Kindern, vermöge ihres schwächern und reizbarern Nervenbaues, Branntwein und überhaupt alle hitzige und reizende Getränke höchst schädlich sind;

c) Daß daher Branntweinschenker einen kleinen Gewinn verachten, Kindern nie, und auch Erwachsenen nicht zuviel von diesem gefährlichen Getränke geben, und im Uebertretungsfalle hart bestraft werden sollten.

21) Wie tief die Betrunkenheit ins Elend stürzen kann, davon liefert uns Göttingen ganz neuerlich folgendes höchst traurige Beispiel. Es entstand daselbst im December 1797 in einer Gesellschaft von Studenten und Officieren ein Streit, in welchen ein Herr von Helmolt verwickelt war. Ein Herr von Hahn, ein junger, edler Mann, kam dazu, und wollte ihn schlichten. Jener, welcher unstreitig berauscht war und von andern noch mehr in Feuer gesetzt wurde, versetzte in einem unglücklichen Augenblicke dem Herrn von Hahn einen solchen Hieb mit dem Säbel auf den Kopf, daß dieser gespalten wurde. Herr von Helmolt und ein junger Schlözer, der die Unbesonnenheit begangen hatte, die Leidenschaft des letztern zu unterstützen, wurden beide gefänglich eingezogen. Der edle von Hahn verwendete seine letzten Stunden dazu, seinen noch lebenden Vater schriftlich bitten zu lassen, er möge seinem Mörder verzeihen, da die That im Rausche vollbracht sey; ja, da ihm kein Sohn mehr übrig bleibe (er war einziger Sohn eines sehr bemittelten Mannes) möge er dem von Helmolt, der hier im Lande sein Unterkommen wohl nicht weiter finden könne, eine jährliche Pension, die er bestimmte, zusichern, damit Helmolt durch äußre Umstände

nicht noch weiter ins Verderben gebracht werde. Auch bei der Universität soll der Verstorbne für Helmolt um Milderung der Strafe gebeten haben. Welch ein edler Mensch, der seinem Mörder mit Segen und Wohlthun vergilt!

Brennholz kann vergiften.

22) Am 12ten März 1786 wären zu Groß-Glogau in Niederschlesien ein Böttcher und seine Frau, mit der er in einer vergnügten Ehe lebt, aus Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit beinahe ein Raub des Todes geworden. Die Frau hatte den Tag zuvor einen Kälberbraten in der Ofenröhre des sehr engen kleinen Stübchens gebraten, in welchem die Fenster und Thüren so verwahrt waren, daß schon den ganzen Winter hindurch wenig frische Luft hineingekommen seyn mochte. Durch die Bratendünste wurde nun der Frau, welche überdies hoch schwanger war, der Kopf düster und schwer, so daß sie sich darüber beklagte. In der Absicht, sich eine Güte zu thun, heitzte sie daher Abends sehr warm ein, und setzte sich an den Ofen. Um acht Uhr legten sich beide Eheleute

zu Bette. Des Nachts ward aber der Frau zweimal, und dem Manne einmal übel, und des Morgens fand man beide todtenähnlich und der Sprache beraubt im Bette liegen. Durch die Bemühungen eines unsrer geschicktesten Aerzte, wurden sie kaum wieder hergestellt, so daß der Mann Nachmittags und die Frau des Nachts der Sprache wieder mächtig wurden. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß die Leute mit Holz von alten Tonnen und Fässern, worin Grünspan eingepackt gewesen, eingeheitzt hatten; wiewohl der Bratendunst und die Hitze der eingeschlossenen Luft allein hinreichend war, die Erstickung zu verursachen. Vorzüglich hat man sich beim Verbrennen des alten Holzes sehr in Acht zu nehmen: indem ein berühmter Arzt den Fall erlebt hat, daß neun Personen mit Brod vergiftet worden sind, weil der Backofen mit altem, mit Bleiweiß bemahltem Holze geheitzt gewesen war.

Brodneid.

23) Zum Schrecken und Abscheu derjenigen, welche dem häßlichen Handwerksneide noch in

ihrem Herzen Raum lassen, dient folgende Geschichte: Ein begüterter Bauer in Wallnitz bei Löwenberg, einer Kreisstadt am Bober im Fürstenthum Jauer in Niederschlesien, wollte 1785 seinem Sohne, der das Schmiedehandwerk gelernt hatte, in dem nahgelegenen Dorfe eine Schmiede bauen. Er hielt bei dem Landrathe des Kreises, Herrn von Räder, um die Erlaubniß dazu an, und sie wurde ihm verwilligt. Der dasige Schmidt setzte sich sehr heftig dagegen, ob er gleich bei gutem Vermögen, auch ziemlich bei Jahren ist und keine Erben hat, für die er sparen müßte; aber seine Einwendungen wurden nicht geachtet, weil er kein Recht hatte, in dem Dorfe allein zu schmieden. Darüber wurde der Mann so aufgebracht, daß er auf die abscheulichste Rache dachte, die man unter gesitteten Menschen und Christen für unmöglich halten sollte, wenn er sie nicht wirklich ausgeführt hätte. Er verlangte in Löwenberg zwei Pfund Gift zu kaufen, aber der Apotheker gab ihm nur eins, und dieses kaum auf das Zureden einiger Bürger, die den Schmidt als Pferdearzt kannten, und denen es glaublich schien, daß er es zu Pferdekuren brauchen könnte. Ein anderes Pfund holte er also aus einem andern Orte. Nun wollte er mit diesem Gifte den Brunnen seines Zunftgenossen ver-

giften, so rasend machte ihn der Nahrungsneid; aber zum Glück besann er sich noch, daß dieses vielen Unschuldigen das Leben kosten möchte, ohne daß es vielleicht den beträfe, den er umbringen wollte. Endlich kam er auf den eben so abscheulichen Gedanken, das Gift auf die Wiese des Mannes zu streuen, und führte ihn aus. Alles darauf gehütete Vieh fiel nun plötzlich todt darnieder, welcher Schade auf 185 Rthlr. taxirt ist. Man untersuchte die Wiese, und fand Kleien mit Arsenicum vermischt umhergestreuet. Ein Mann, der es kostete, mußte sich sogleich erbrechen. Dem Kühjungen fiel aber ein, daß der Schmidt einmal zu ihm gesagt habe: deinem Bauer wird das Schmiedebauen wohl vergehen. Darauf wurde er in Verhaft genommen, und bekannte seine Unthat; gestand auch, er sey erst Willens gewesen, seinem eingebildeten Feinde das Haus anzustecken, habe aber befürchtet, das seinige zugleich zu verlieren. Nun erwartet er seinen Lohn. Gott behüte uns vor allem Nahrungsneide!

Brunnen (unverdeckter.)

---

24) In Burgtonna, einem ansehnlichen Dorfe in dem Herzoglich-Gothaschen Amte

Tonna, geht der Vater eines fünfjährigen Knaben ins Feld, und die Mutter schickt sich an, in die Stadt zu Markte zu gehen, der Knabe aber, der jeden Morgen seinen Großvater, welcher in ziemlicher Entfernung davon wohnte, zu besuchen pflegt, thut solches auch diesmal, nachdem er sein bestimmtes Frühstück erhalten hat. Als er in das Haus des Großvaters kommt, ist dieser gerade beschäftigt, seine Schafe aus dem Stalle zu lassen, und zur Dorfheerde zu bringen. Der Knabe hilft ihm, treibt dann die Schafe die Gasse hinunter, und der Großvater ruft ihm nach, bald zurück zu kommen. Der Knabe aber begleitet die Schafe bis an's Haus seiner Aeltern, und geht dann in dasselbe hinein. Die Mutter ist im Begriff fortzugehen, giebt also dem Knaben zwei Stücke Kuchen, und sagt ihm, ein's davon solle er essen, das andere aber seinem Großvater bringen und bei demselben bleiben, bis sie wieder zurückkomme. Der Knabe geht fort, und die Mutter wandert ruhig in die Stadt. Der Großvater wartet eine Zeitlang auf den Knaben, da er aber nicht wieder kommt, so glaubt er, er sey zu Hause bei seiner Mutter geblieben, und fürchtet nichts Böses. Gegen vier Uhr kommt die Mutter wieder nach Hause, eilt sogleich zu ihrem Vater, um den Knaben abzuholen, erfährt aber zu

ihrem nicht geringen Befremden, daß der Knabe gar nicht wieder zu ihm gekommen sey. Sie sucht ihn nun eilends im ganzen Dorfe, aber niemand will ihn gesehen haben. Nach Verlauf von beinahe zwei Stunden sieht endlich der ebenfalls mit Suchen beschäftigte Bruder der Mutter die Mütze des Kindes auf dem offnen, der Erde gleichen Brunnen in des Nachbars Garten schwimmen, und zu seinem größten Schrecken den Knaben selbst unten auf dem Boden liegen. Mit der größten Geschwindigkeit bringt man ihn heraus; der aus Gräfentonne herbeigerufene Amtsphysikus und Amtschirurgus wenden alle Rettungsmittel an, aber ohne Erfolg. Der Knabe blieb todt, und Aeltern und Großältern folgten seinem Sarge mit vielen Thränen. Möchten doch alle Hausväter sich diesen traurigen Fall zur Warnung dienen lassen, und möchte er überall die Verfügung bewirken, daß alle offene Brunnen mit Schranken versehen würden!

Brunnenreinigung.

25) Da die Reinigung derjenigen Brunnen, welche einige Zeit verschlossen gewesen, oft

Krankheit, ja wohl gar den plötzlichen Tod derjenigen Personen, welche man zu solcher Arbeit brauchte, zur Folge gehabt hat; so wird ein in England versuchtes und bewährt befundenes Mittel, die in solchen Brunnen befindliche Luft von den für die menschliche Gesundheit schädlichen Theilen zu reinigen, hier nicht am unrechten Orte stehen. Man legt nämlich zwei Loth Pulver in einen Kessel, bindet diesen Kessel an einen Strick, und lässet denselben in den Brunnen bis zu dem Wasser hinab. Alsdann läßt man mit der dabei nöthigen Behutsamkeit einige glühende Kohlen zu dem Pulver hinunter fallen, und zündet dasselbe dadurch an. Wenn nun das Pulver abbrennt, so vertreibt es hiedurch alle böse Dünste, und reiniget die Luft in dem Brunnen dergestalt, daß die Leute ihre Arbeit in demselben ohne Schaden und Gefahr vornehmen und vollbringen können.

26) Zu Suplingenburg besserte vor einiger Zeit ein Maurergeselle einen, von gewöhnlichen Feldsteinen aufgeführten, schadhaften Brunnen, 22 Fuß tief, aus. Auf einmal hörten die Leute oben um Hülfe schreien, und sahen den Arbeiter in der Tiefe an der Leiter, auf welcher er hinabgestiegen war, mit Schutt bedeckt. In eben dem Augenblicke stürzte alles von oben her vollends über

ihn

ihn herein, und der Unglückliche wurde lebendig begraben. Auf der einen Seite ragte die Leiter hervor; auf der andern Seite war eine ziemliche Anhöhe, und auf der dritten der Brunnen von Gebäuden eingeschlossen, so daß es also äußerst schwer war, zu der Rettung des Unglücklichen etwas beizutragen. Unterdessen ließen sich sein Kamerad und noch ein anderer durch diese Schwierigkeiten nicht davon abhalten. Als sie acht Schuh tief aufgeräumt hatten, hörte der Kamerad des Verschütteten ein dumpfes Gewinsel bei der Leiter, und erkannte die Stimme seines Freundes. Er verdoppelte seine Arbeit, und sprach oder schrie vielmehr Trost in den Abgrund hinein. Fast zwei Stunden hatte er die äußersten Kräfte angestrengt. Sein Mitarbeiter stieg wegen Enge des Raums aus der Gruft; er aber arbeitete unermüdet fort. Als er sechzehn Fuß tief war, hörte er die Stimme deutlicher aber auch ängstlicher, und die Gefahr für diesen redlichen Menschen wurde äußerst groß; denn je tiefer er kam, desto mehr senkte sich der Erdboden, und er lief mit jedem Augenblicke Gefahr, selbst verschüttet zu werden. Besonders hing die Mauer an der Seite, wo die Anhöhe war, stark herunter, und der geringste Anstoß mit dem Eimer, in welchem der Schutt mußte herausgebracht wer-

den, hätte alles zernichtet. Endlich sah er die an einer Sprosse der Leiter emporgestreckte Hand seines Freundes. Nach drei entsetzlich sauren Stunden verließen ihn die Kräfte, und er mußte sich erholen. Auf sein flehentliches Zureden stieg indessen ein junger Mensch hinein, und wagte sein Leben. Er lößte ihn aber bald wieder ab, und der Eifer, den Verunglückten zu retten, gab ihm wundervolle Stärke. Er grub auf den Verschütteten, und mußte den Kopf frei machen, der ganz an die Leiter gepreßt war. Die Gefahr, zermalmet zu werden, ward für beide mit jedem Augenblick größer. Der Verunglückte flehte seinen Retter an, ihn nicht zu verlassen; dieser wälzte ihm die Felsenstücke vom Rücken, und so konnte der noch halb Vergrabene mit befreiter Brust, nach fünf Stunden Athem schöpfen und zu seiner Stärkung trinken. Noch eine ganze Stunde grub und scharrte der edelmüthige Arbeiter Erde und Steine von seinem Freunde weg, bis er ganz frei war, mit seinem Erretter nun die Leiter herauf steigen konnte, und zum Vorschein kam. Der treue Freund trug die Merkmale seiner edlen Aufopferung in Menge an sich. Blutige Hände, zerrissene Nägel, ein zerstoßenes Gesicht, — der augenblicklichen Todesgefahr nicht zu gedenken — und doch lehnte er Lob und Beifall mit der Aeußerung

ab: Wenn wir Christen seyn wollen, müssen wir so handeln. Nur mit Mühe ließ er sich eine Kleinigkeit zur Erquickung aufdringen. Der Gerettete befand sich ganz wohl; man ließ ihn gleich zur Ader, und nach vier Tagen konnte er wieder ausgehen.

Destilliren (unvorsichtiges.)

---

27) Am 25sten November 1795 des Morgens um sieben Uhr ereignete sich in dem Hause des Branntweinbrenners Herrn Schulze, an der Frankfurterstraßen= und Schillingsgassenecke zu Berlin, folgender unglücklicher Vorfall:

Von einer 600 Quart haltenden Destillirblase, aus welcher an selbigem Tage Branntwein über gestoßenen Kümmelsaamen abgezogen wurde, war, ohne Zweifel durch zu starke Feuerung der Helm gewaltsam abgesprungen, der kochende Spiritus dadurch in Brand gerathen, und hatte drei Arbeiter stark beschädigt.

Jener Vorfall war mit einem außerordentlich starken Knall begleitet, und nach den darüber angestellten Untersuchungen fanden sich folgende merkwürdige Verwüstungen:

a) Die Destillirblase war an sich selbst unbeschädigt, der Spiritus aber heraus geworfen und verbrannt, wobei einige der Blase gegenüberstehende, mit Malz angefüllte Säcke von dem brennenden Spiritus bespritzt, und auf der Oberfläche versengt waren, welches auch an der äußern Fläche des Kühlfasses statt fand. Der Destillirhelm, welcher von dem Blasenhalse an, bis zur Decke des Destillirhauses nur einen Raum von etwa vier Fuß hatte, war in die Höhe geworfen, hatte aber die Decke nur unmerklich beschädigt. Der Helm selbst war gar nicht eingedrückt, wohl aber im innern verzinnten Raume das Zinn in einer Fläche von der Größe eines Thalers geschmolzen.

b) Der Blase gegenüber war eine Mauer, etwa acht Fuß hoch und fünf Fuß lang, von gewöhnlicher Breite ganz eingestürzt.

c) Von der Destilliranstalt aus linker Hand, führet ein schmaler Gang rechts nach dem Hofe, gerade aus nach dem Verkaufsladen, linker Hand aber nach den in dem Erdgeschoß des Hauses befindlichen Wohnstuben. Am Eingange zu diesem Wege fand sich eine hölzerne Thüre mit ihrer Zarge aus der Mauer gerissen, und ein Stück der Mauer eingestürzt. Die in diesem Gange rechter Hand befindlichen Fenster waren sämtlich zerschmettert.

d) In dem Verkaufsladen, woselbst mehrere Bouteillen auf freien Repositorien standen, war keine dieser Flaschen von ihrer Stelle g rückt. Dagegen war die nach der Straße zu gehende, mit Fensterscheiben versehene Ladenthüre zerschmettert, und zwar von außem nach innen zu eingeschlagen.

e) In den von dem erwähnten Gange linker Hand befindlichen Wohnstuben, zu welchen auch eine Thüre von dem Laden aus führet, fanden sich folgende Verwüstungen: Die Fenster waren sämtlich, und zwar von innen nach außen zu, zerschmettert; ein Spiegel samt seinem Rahmen war in Stücken zerschlagen; die Stubenthüren nebst ihren Zargen waren aus der Mauer gerissen, und an verschiedenen Stellen zerschmettert; ein weißer Säulenofen war von innen nach außen zu auseinander gesprengt; an einem in der Stube befindlichen Gardinenbette war das Gestelle zusammengedrückt, die darin liegenden Kinder aber waren unbeschädigt geblieben. Die nähere Untersuchung lehrte, daß diese Zusammendrückung eine gegen das Bette geworfene Thüre bewirkt hatte; der erwachsene Sohn des Hauses, welcher sich in demselben Zimmer befand, wurde mit Gewalt zur Erde niedergeworfen.

f) Von der Destilliranstalt aus rechter Hand,

befindet sich ein feuerfestes Gewölbe, in dem eben mehrere Maischfässer angestellt waren. Die gewölbte Decke dieses Raums war an verschiedenen Stellen geborsten, waren hin und wieder Steine herausgeschlagen, und der daran gränzende, in der Destilliranstalt befindliche Schornstein war an verschiedenen Theilen zersprengt. Eine aus diesem Gewölbe nach dem Hofe hinausgehende doppelte neue Thüre war nebst ihrer Zarge und ihren eisernen Ankern aus der Mauer gerissen, und in kleine Splitter zerschlagen; auch fanden sich einige leere Branntweintonnen, welche von dem Gewölbe aus mit Gewalt auf den Hof geworfen waren.

g) In der zweiten Etage des Hauses, zu welcher von dem Gewölbe aus eine Treppe führet, befinden sich keine Wohnzimmer, sondern der ganze innere Raum ist zum Malzmachen und Malzdürren eingerichtet, daher auch der Fußboden mit Mauersteinen ausgelegt ist. Hier waren an mehreren Stellen die Steine aus dem Fußboden geworfen; die Seitenmauern hin und wieder geborsten; die Fenster, sowohl nach der Straße, als nach dem Hofe hinaus, an mehreren Stellen zersprengt; auch eine zum Herabschütten des Malzes und Getreides dienende hölzerne Röhre in Form eines Parallelepipedons, die bis in die

oberste Etage reichte, zerplatzt; an verschiedenen Stellen Bretter herausgeschlagen, und ein quer-übergehender Balken von zehn Zoll im Quadrat, an zwei verschiedenen Stellen zerbrochen. Hierbei ist indessen zu bemerken, daß dieser Balken windisch, oder mit vielen zertheilten, von einander abgesonderten Fasern versehen war, so daß die dazwischen liegenden Räume mit andern Materien ausgefüllt werden konnten.

h) In der dritten Etage waren die Bretter des hölzernen Fußbodens mit ihren über drei Zoll langen, eisernen Nägeln ausgehoben, an verschiedenen Stellen Steine aus der Mauer gerissen, und die Dächer hin und wieder theils aufgedeckt, theils zerschmettert.

i) In dem Nebengebäude nach dem Hofe zu, welches mit dem Vordergebäude durch eine offene Thüre in Gemeinschaft stand, fand sich ein schwarzer Kachelofen ganz eingestürzt; die Dächer waren an verschiedenen Stellen zerstört, und die Fenster, so wie in den Etagen des Vorderhauses, zerschmettert, und von innen nach außen eingeschlagen.

k) Desgleichen waren die Fenster der dem Schulzeschen Hause gegenüber stehenden Nachbarhäuser, theils ganz zerschmettert, theils hatten sie an verschiedenen Stellen, nur runde Löcher

bekommen. Ein in dem gegenüber stehenden Hause wohnender Fabrikant behauptet, daß ihm ein Stück Serge du Roi, welches er auf dem Stuhle gehabt, und wovon zwanzig Ellen fertig gewesen, zweimal mitten durch gerissen sey. Der Fabrikant zeigte das Stück Serge vor, und da dieses Zeug des Nachts über zwischen den Walzen außerordentlich stark angezogen wird, also sehr straff ist, auch gerade bei diesem Stuhl die Fensterscheiben in der Stube zerschmettert sind, so läßt sich die Richtigkeit dieser Angabe nicht wohl bezweifeln.

Dieser ganze Unglücksfall ereignete sich in einem Augenblicke, und mehrere Menschen aus der Nachbarschaft sahen bei der Entstehung des Knalls eine Flamme aus allen Theilen des Hauses schlagen, die aber in dem Augenblick ihrer Entstehung sogleich wieder erlosch.

Daß er übrigens durch eine vorgegangene starke und schnelle Explosion erregt worden war, daran ist kein Zweifel, und alle damit verbundenen Umstände bestätigen dasselbe. So sonderbar daher diese Explosion in den hinterlassenen Spuren ihrer Wirkung auch ist, so leicht begreiflich ist doch die Ursache selbst, und aus dem, was bei einer Destillation vorgeht, ohne Schwierigkeit zu erklären.

Wenn nämlich die zu destillirende Materie, sie bestehe nun in Wasser, Branntwein, oder anderen Flüssigkeiten nach und nach bis zum Siedepunkt erhitzt wird, so löset sie sich in demselben Verhältnisse, in welchem die Hitze auf sie wirkt, in elastische Dämpfe auf, in welchem Zustande ihr Umfang den vorigen um viele tausendmale übersteigt. Im Blasenkopfe und dessen Rohre, hauptsächlich aber im Rohre des Kühlfasses, wird ihnen von der Wärme, wodurch sie in diese elastische Dampfgestalt versetzt werden, ein Theil wieder entzogen; sie verdichten sich folglich wieder zur tropfbaren Flüssigkeit, und sammeln sich als solche in das vorliegende Gefäß.

Hieraus folgt einmal: daß kein stärkerer Grad des Feuers angewandt werden müsse, als zum vorhabenden Zwecke nur eben nöthig ist, damit sich in keinem Augenblicke mehrere Dämpfe bilden, als sich in dem Abkühlungsrohre wieder zur Tropfbarkeit verdichten können; ferner, daß der Durchmesser, oder die Weite des Abkühlungsrohres nicht zu enge sey, damit die Dämpfe, wenn sie einmal in zu großer Menge sich erheben, und sich nicht sämtlich in dem Rohre sollten verdichten können, einen ungehinderten Ausgang finden.

Bei diesem in Rede stehenden Vorfalle ist in beiderlei Rücksicht ein Fehler vorgefallen.

Einmal ist das Feuer höchst wahrscheinlich zu schnell verstärkt worden, wodurch jene gedachte übermäßige Menge Branntwein auf einmal in erhitzten luftförmigen Dampf verwandelt, und das regelmäßige allmählige Angehen der Destillation verhindert wurde.

Zweitens ist der Durchmesser des Rohrs am Blasenkopfe da, wo er in das Kühlfaßrohr geht, folglich auch das Kühlfaßrohr selbst zu enge gewesen, als daß es der den Ausgang suchenden Dampfmasse einen ungehinderten Abzug hätte verstatten können. Es ist also für die übrige den Ausgang suchende Dampfmenge eben so gut gewesen, als ob gar keine Oeffnung vorhanden sey, wovon aber die Zersprengung des Gefäßes die unausbleiblichste Folge war. Diese geschah nun da, wo der wenigste Widerstand war, nämlich durch Abwerfung des Blasenkopfs.

Bis hieher mußte, unter gedachten Umständen, alles so kommen, wie es auch wirklich erfolgt ist, und hiermit wäre der Vorfall beendigt gewesen, wenn die Flüssigkeit in der Destillirblase, z. B. in Wasser bestanden hätte; der sich verbreitende Dampf hätte sich alsdann allmählig wieder als Wasser niedergeschlagen.

Allein, da die Flüssigkeit in Branntwein bestand, so trat nun ein zweiter Erfolg ein, welcher besonders zu betrachten ist. Jene aus der gelüfteten Destillirblase sich in Freiheit setzenden elastischen Dünste bestanden, wo nicht gänzlich, doch gewiß zum größten Theil aus dem brennbaren Geiste des Branntweins, und waren folglich entzündlich. Sie erfüllten plötzlich den ganzen nur kleinen Raum der Destillirkammer und der durch eine offene Thür damit verbundenen Feuerungskammer. Nothwendiger Weise entzündeten sich also die Dämpfe an der Glut der Steinkohlen, womit unter der Blase gefeuert wurde. Gesetzt aber, die Feuerungskammer hätte auch gar keine Kommunikation mit der Destillirkammer, und folglich der entzündbare Dunst keinen Zutritt zu dem Feuer unter der Destillirblase gehabt, so würde die Entzündung der Dünste dennoch statt gefunden haben, nämlich an der Lampe, welche bei den kurzen Tagen in der Morgenstunde noch brannte.

Daß nun aber eine aus mehreren hundert Quarten Branntwein gebildete, und in einer engen Kammer eingeschlossene Dunstmasse bei ihrer Entzündung eine ungeheure Wirkung äußern müsse, ist eine natürliche Folge. Der durch diese plötzliche Entzündung der ganzen Dampfmasse frei werdende Wasserstoff theilt sich dem an-

gränzenden Luftkreise mit, wodurch dieser eben so plötzlich ausgedehnt wird, und die ihm im Wege stehenden Körper gewaltsam zersprengt.

Da, wo diese durch die Entzündung verursachte Explosion vorgeht, entsteht nun ein völlig luftleerer Raum, wohin sich die nächst liegenden Luftschichten der Atmosphäre stürzen, um das aufgehobene Gleichgewicht der Luft wieder herzustellen.

Nach der jedesmaligen Beschaffenheit der Lokalumstände, sind auch die Wirkungen solcher orkanartigen Luftwirbel verschieden, und es erklären sich daraus alle die seltsamen Wirkungen von selbst, als: die Erscheinung, daß bei diesem gegenwärtigen Vorfalle die Fenster in den obern Stockwerken durch die verdünnte Luft von innen nach außen, dahingegen in dem Erdgeschoß durch die nach dem luftleeren Raum hindringende äußere Luft von außen hinein, geworfen sind; desgleichen daß in dem gegenüber stehenden Hause ein auf dem Weberstuhle aufgespanntes Stück Serge nach der Breite zweimal gesprengt ist.

Es scheint allerdings sonderbar zu seyn, daß man von dergleichen, den Branntweinbrennern zugestoßenen Unglücksfällen nicht schon öfter gehört hat; allein es scheint auch nur so, denn sie ereignen sich wirklich, nur von mindern Ver-

wüstungen begleitet, daher sie dem Publikum nicht immer bekannt werden. So erlebte schon früher der Branntweinbrenner Herr George in der Zimmerstraße zu Berlin einen ganz ähnlichen Vorfall, wobei der Knall nicht viel geringer als jener war, und auch beträchtliche Verwüstungen mit sich führte. — Um aber dergleichen Unglücksfälle in Zukunft ganz zu verhüten, ist den sämtlichen Branntweinbrennern anzurathen:

a) An die größere Destillirblase das Kühlfaßrohr von hinlänglicher Weite, oder auch zwei Röhren an dergleichen Helme anbringen zu lassen.

b) Vorzüglich ihren Knechten anzubefehlen, die Destillationen, besonders zu Anfang, nicht mit starkem Feuer zu übertreiben.

c) Die Destillirkammern, besonders wenn sie sehr klein und eingeschlossen sind, mit mehreren Fensteröffnungen zu versehen, um bei Explosionen die zerstörenden Wirkungen von den festern Gegenständen abzuleiten.

Diebeslist.

---

28) Bei einem Handlungshause in Bielefeld meldeten sich ganz kürzlich zwei Fremde, die

sich durch ihre Aeußerungen das Ansehen von Kaufleuten aus Hamburg gaben. Sie kaufen auch sogleich für 1700 Rthlr. Bielefeldsche Leinwand, und verlangen, daß dieselbe nach Hamburg an den gewöhnlichen Kommissionär des Handlungshauses übersendet werden solle, um sie dann selbst sogleich von demselben gegen baare Bezahlung in Empfang nehmen zu können. Die Leinwand wird auch wirklich in Kisten gepackt, und auf der Post von Bielefeld nach Hamburg abgesandt, wo aber in geraumer Zeit bei dem Kommissionär keine Nachfrage deshalb geschieht. Er erbittet sich, da er nach den Käufern sich vielfältig vergebens erkundigt hat, in einem Briefe an seine Kommittenten Verhaltungsregeln aus, und erhält von diesen zur Antwort, die Kisten öffnen, und die Waaren bis auf nähere Anweisung liegen zu lassen. — Er läßt dies auch sofort, und zwar in Gegenwart eines Notars verrichten, wo sich dann, zu seinem Erstaunen, die Kisten, statt mit Leinwand, mit drei großen Pumpernickeln, und einigen Backsteinen angefüllt finden.

Es sind sogleich alle mögliche Mittel angewandt worden, um die Betrüger aufzufinden, allein vergebens. — Wenn man über die Art und Weise nachdenkt, wie es die Spitzbuben haben möglich machen können, die Kisten mit Leinwand von

der Post zu entwenden, da bekanntlich auf den Posten die größte Genauigkeit und Vorsicht angewandt wird: so bleibt nur dies allein übrig, daß sie sich als ordentliche Passagiere bei der nächsten Station von Bielefeld aus mit auf den Postwagen gesetzt haben, daß sie bei der darauf folgenden Station, und wahrscheinlich in Minden, zwei Kisten haben verfertigen lassen, diese daselbst mit den Pumpernickeln und Steinen angefüllt, gehörig vernagelt, mit den ihnen wohlbekannten Zeichen äußerlich versehen, und als die ihrigen ordentlich zur Post gegeben haben. So konnte es ihnen sehr leicht werden, bei ihrem Abgange von der Post, mehrere Stationen von Hamburg noch entfernt, die mit Leinwand gefüllten Kisten als die ihrigen mitzunehmen, und diese statt jener mit der Post weiter fahren zu lassen, da beide gleich gezeichnet waren. Und diese Muthmaßung erhält dadurch noch mehrere Wahrscheinlichkeit, daß man es schon ausgemittelt hat, daß die Pumpernickel in Minden gebacken, und auch die Kisten daselbst verfertigt worden sind.

Dünste (vergiftende.)

29) In Inspruk fand man 1786 auf einem Gange in einer Kaserne, welche noch vor kurzem ein Nonnenkloster war, zwei Mann todt auf der Erde liegen, und in zwei Zimmern waren alle Leute dergestalt erkranket, daß man sie insgesammt ins Militärhospital bringen mußte, wo gleichfalls noch einer davon gestorben ist. Diese Leute waren ein trauriges Opfer der Unvorsichtigkeit. Die Zimmer waren neu, wurden den ganzen Winter nicht geheitzt, bis am nämlichen Tage, als solche von den Soldaten bezogen wurden. Sie befinden sich überdies auf ebner Erde, und gerade über der Senkgrube. Es war also nichts natürlicher, als daß das Einathmen der durch die heftige Hitze aufgelösten faulen Dünste eine Erstickung verursachen mußte. —

Entzauberung.

30) In einem Schreiben aus Nürnberg vom 2ten September 1788 lautet es folgendermaßen: Zu Geißmannshof, einem kleinen Dorfe bei

bei Nürnberg, das nach Fürth eingepfarrt ist, befindet sich ein Landmann, Namens Fisch, welcher vorgiebt, die Leute entzaubern zu können. Daher ist er in der dasigen Gegend weit und breit in großem Ansehen, und alle, welche bezaubert zu seyn wähnen, nehmen zu ihm ihre Zuflucht. — Ein junger Mensch bat mich, daß ich seinen Vater, einen Wittwer und Handwerksmann von einigen und sechzig Jahren besuchen möchte, weil er krank wäre, und dabei glaubte, seine Krankheit sey die Folge und Wirkung einer Bezauberung. Ich fragte ihn, seit wenn er krank sey, worin seine Krankheit bestehe, und ob er nicht vielleicht eine natürliche Ursach derselben aufzufinden wüßte — und erfuhr, daß das Uebel eine Nervenkrankheit sey. Weiter fragte ich, ob sich sein Vater — da der diesjährige Sommer sehr heiß war — vielleicht schnell erkältet habe? Nun war auf einmal die Ursach der Krankheit, die Bezauberung entdeckt, indem mir der Sohn erzählte, daß sich sein Vater wegen der großen Sonnenhitze einsmals gebadet, und sich von der Zeit an über Unpäßlichkeit beklagt habe. Ich ging hierauf zu dem Vater selbst, erkundigte mich nach seinem Gesundheitszustande, und hörte ihn also reden: Ich war sehr — sehr krank; wie gelähmt war mein

ganzer Körper; auch hatte ich keine Neigung zum Essen, in allen Adern und Nerven war ein beständiges Stechen. Mein gottloser Nachbar hat mich bezaubert; er hat auch meine Tochter bezaubert, daß sie sterben mußte. Er war mir Geld schuldig, und weil ich ihn verklagte, und die Schuld einforderte, so sucht er sich jetzt an mir und den Meinigen zu rächen. Bei meiner Tochter ist es ihm geglückt, aber bei mir soll es ihm nicht glücken. Gott hat mir einen Engel zugesendet, ja, ich sage es noch einmal, einen rechten Engel. Ich habe einen Arzt gebraucht und er hat nicht helfen können; ich habe Arzneien gebraucht, und sie haben nicht angeschlagen. Aber der Engel, der Fisch zu Geißmannshof will mir helfen; ich verspüre schon Besserung. Er hat meinen Namen auf ein Blättchen Papier geschrieben, und Charaktere (d. h. allerhand bedeutende Zeichen, die hier freilich nichts bedeuteten) dazu gefügt, auch einige Haare von meinem Kopfe abgeschnitten, und mich versichert, daß ich bald und gewiß entzaubert werden würde. So ungefähr sprach der Mann. Alle mögliche Vorstellungen, ihn von einer natürlichen Ursache der Krankheit zu überzeugen, waren bisher fruchtlos; eben so das Zureden, noch ferner den Arzt zu gebrauchen. Der Sohn war zugegen, und

begleitete mich bis zur Hausthür. Hier erkundigte ich mich nach dem, was mir in seines Vaters Vortrag dunkel war, besonders aber wegen der Bezauberung seiner Schwester. Nach verschiedenen vorgelegten Fragen entdeckte ich, oder glaube ich entdeckt zu haben, daß die Ursach der Krankheit und des Todes seiner Schwester ein heftiger Schreck über einen ungewöhnlichen starken und plötzlichen Donnerschlag gewesen, wozu noch der Umstand kam, daß sie in einem solchen Alter sich befand, das für das weibliche Geschlecht ohnehin ein sehr kritischer und gefährlicher Zeitpunkt ist, wo es nämlich zur Mannbarkeit gelangt. Die Folge dieses heftigen Schreckens war eine langsame Auszehrung; langsam vertrockneten die Säfte; ihr Körper glich einem Gerippe, nur mit einer bleichen Haut überzogen. — Von dem Entzauberer Fisch wurde mir unter andern auch dies feine Kunststückchen erzählt: Eine reiche betagte Wittwe heirathete einen sehr jungen Mann. Dieser nahm jene, seinem Wunsche nach, nur auf ein Jahr; jene hingegen wünschte noch viele Jahre zu leben. Beider Wünschen, obsie gleich einander ganz entgegen waren, Genüge zu leisten, versprach der Entzauberer Fisch. Dem alten Weibe versicherte er insgeheim langes Leben; dem jungen Manne machte er Hoffnung zu

einer baldigen Erlösung von seiner alten Frau. Weil nicht nur der junge Mann, sondern auch nahe Anverwandten durch den Tod der Alten eine reiche Erbschaft zu erwarten hatten, so versprach er auch den letztern, ihnen zu einer baldigen Erbschaftsaustheilung zu helfen. Einige Jahre lebte die Alte — zum Besten des Wundermanns; denn immer kam er zum Weibe — zum Manne — zu den Anverwandten, und immer ging er mit gefülltem Beutel hinweg.

Wenn man bedenkt, wie argwöhnisch ein Mensch, der solchem Aberglauben ergeben ist, gegen seine Nachbarn und Bekannten bei jedem Uebel, das ihn trifft, werden muß; wenn man bedenkt, daß hieraus der unauslöschlichste Haß gegen ganz unschuldige Menschen nothwendig entstehen müsse, der denn alle brüderlichen christlichen Gesinnungen gegen einander unterdrückt, und endlich Nachstellungen und Mord erzeugt; so muß man nothwendig jene falsche Propheten, die das leichtgläubige Volk im Aberglauben erhalten und befestigen, um einen niederträchtigen Gewinn von der Einfalt zu ziehen, für die fürchterlichsten und gefährlichsten Feinde der häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit halten. Und da sie im Finstern schleichen, und ihnen durch Polizeiverordnungen nicht hinreichend

beizukommen ist, so erhellet daraus überzeugend, daß es Pflicht für einen jeden sey, vor diesem Gift zu warnen, und andere, bei denen es nöthig zu seyn scheint, bei Zeiten durch deutliche und eindringende Belehrung gegen alle Verführung zu sichern.

31) Was für närrische Meinungen in den Köpfen hausen, die nicht zum Selbstdenken angeführt werden! Ein Bauer kommt — dies geschah im Jahr 1788 — in Schweinfurth in die Apotheke, und verlangt eine Arznei, welche die Kraft habe, seine junge Frau, die ihm untreu sey, wieder treu zu machen; in der Meinung, daß in einer der vielen Büchsen auch wider seine Herzensnoth Hülfe seyn müsse. Der Provisor hat seinen Spaß mit ihm, und giebt ihm ein unschädliches Pulver, welches er von einem Zuckerbäcker in etwas backen lassen, und seiner Frau zu essen geben sollte. Der Zuckerbäcker versteht den Spaß, und bäckt das Pulver für dreißig Kreutzer in sechs Pfeffernüsse. Nun nöthigt der Bauer seiner Frau das Naschwerk auf, und weil sie solche Galanterieen nicht von ihm gewohnt ist, geräth sie auf den Verdacht, es sey Gift in den Leckerbissen, und ihre Abneigung gegen einander wird größer als zuvor. Wie leicht hätte der irrige Glaube, daß der Apotheker auch

Liebe und Treue in den Büchsen feil habe, schlimmere Folgen haben können, wenn der Mann in schlimmere Hände gerathen wäre.

32) Vor einigen Jahren kommt eine wohlhabende Bauersfrau mit ihrem kranken Kinde nach einer gewissen Stadt, und zeigt dem Wirthe, bei dem sie einkehrt, mit Betrübniß an, daß ihr Kind behext sey und sie daher in dem Kloster *** darüber wolle Messe lesen lassen. Der Wirth, der die einfältige Frau täuschen wollte, gab ihr mit einer geheimnißvollen Miene zur Antwort: sie hätte gar nicht nöthig, in dieser Absicht nach dem Kloster zu gehen, sie könnte die Hülfe näher haben. In seinem Hause hielte sich gegenwärtig ein fremder Mann auf, der auf das vollkommenste die Kunst verstünde, behexte Kinder zu kuriren. Dieser Mann, der ein Handwerker aus eben dem Orte und ein guter Freund von dem Wirthe war, befand sich jetzt eben wegen gewisser Geschäfte oben auf seiner Stube. Kaum hatte die Frau von diesem Wunderthäter gehört, so bat sie den Wirth herzlich, ihm ihr Anliegen vorzustellen, und erbot sich, ihm alles zu geben, was sie dem Kloster zugedacht hätte. Mehr brauchte es nicht, um die einfältige Frau zu hintergehen. Sobald der Wirth mit seinem Freunde die Rolle, die er spielen sollte, verabredet hatte,

führte er die Frau mit ihrem für behext gehaltenen Kinde zu ihm. Der vorgegebene Wunderthäter empfängt die Frau mit vielen Grimassen, legt seine Hand etlichemal bald auf das Herz, bald auf den Kopf des Kindes. Endlich verspricht er, die Hexerei zu vertreiben, wenn sie gegen Niemand davon etwas sagen wollte. Hierauf liest er, während der Zeit die Frau das Kind in den Armen hält, einige lateinische Briefe aus dem Cicero, weil er kein andres Buch bei der Hand hat, laut her, ohne ein Wort davon zu verstehen, beschließt die Handlung mit einigem Kreuzmachen, und läßt die Frau von sich. — Nach acht Tagen kommt sie voller Freuden zurück, rühmt das wunderthätige Lesen des fremden Mannes, das sich an ihrem kranken Kinde so kräftig erwiesen, und überbringt ihm zu ihrer Dankbarkeit noch verschiedene Gaben zum Geschenke. Hier ist es nun offenbar, daß die wiederhergestellte Gesundheit dieses Kindes nicht dem Vorlesen der lateinischen Briefe des Cicero und den Ceremonieen desjenigen zugeschrieben werden kann, der mit der abergläubigen Frau seinen Scherz treiben wollte. Die erwünschte Wirkung geschah hier bloß zufälliger Weise. — Wie unvernünftig sind diejenigen Aeltern, welche ihre kranken Kinder für behext halten, und dem

abergläubischen Segensprechen eine physische Kraft zuschreiben, leibliche Uebel zu vertreiben.

Enveloppe (eine entzündete.)

---

33) Eine junge Wittwe von Stande in der Oberlausitz, welche im September 1797 beim Schein des Lichtes für ihre noch kleinen Kinder ein Abendbrod bereitete, kam durch eine unvorsichtige Wendung dem Lichte mit dem großen Enveloppentuche zu nahe, welches sich, ohne daß sie es bemerkte, entzündete, und mit unglaublicher Geschwindigkeit auch die anderen Theile der baumwollenen Kleidungsstücke in Flammen setzte. Vom Schrecke betäubt, allein, ohne Hülfe, ohne Wasser, lief sie zu ihrem Nachbar, einem Handwerksmanne. Dieser erschrak, eine lebendige Person in Flammen zu sehen, nahm in der Angst den Besen, um die brennende Materie abzufegen, riß aber damit nebst den brennenden Kleidungsstücken auch schon die verbrannten Theile des Körpers ab. Die Kleider wurden fast ganz in Asche verwandelt, und die Unglückliche starb nach einigen Tagen.

Einimpfung der Schafpocken.

34) Da man so oft durch die Erfahrung belehrt worden, daß eine Schäferei, wenn die darin befindlichen Schafe von den Pocken, besonders im Winter, befallen werden, oft die Hälfte der Heerde verliert; so suchte man, als im September 1795 bei der Heerde zu Dieskau im Saalkreise, (dem Hrn. Kanzler v. Hoffmann gehörig) diese Krankheit sich zeigte, alle Mittel dagegen anzuwenden. Man ließ die Schafe beständig in freier Luft und bis in den November des Nachts in den Hürden, und wenn Regenwetter einfiel, wurden sie zwar in den Stall gebracht, alle Thüren und Lücken aber blieben offen, und wurden nur mit Hürden versetzt. Die kranken Schafe wurden, so wie sich dergleichen zeigten, aus der Heerde gehoben, und auf dem Kümmel gehütet; demohnerachtet starben doch wöchentlich sechs bis acht Stück.

Endlich machte man den Versuch mit der Inoculation, und es wurden zwölf Mutterschafe folgendergestalt inoculirt. Man legte das Schaf auf den Rücken, und machte ohngef..hr sechs bis acht Zoll über dem Knie an der linken Hinterkeule, mit einem scharfen Federmesser einen Schnitt von etwa einen Zoll längs dem Beine, doch nur so

tief, daß blos das Fell durchschnitten wurde, ohne das Fleisch zu verwunden, und ohne daß es blutete. Alsdann wurde von einem Schafe, dessen Pocken vollkommen im Schwären waren, eine Pocke ausgedrückt, etwas Materie mit den Fingern in die gemachte Wunde eingerieben, und ein rundes Heftpflaster, etwa anderthalb Zoll breit, darauf gelegt. Um das Pflaster geschmeidig und klebend zu machen, legte man es zuvor auf einen warm gemachten Mauerstein. In einer Stunde kann man vierzig Stück inoculiren.

Diese zwölf Schafe wurden am linken Ohr gezeichnet, um solche leicht aus der Heerde ausheben zu können und täglich zu untersuchen. Den siebenten Tag fand man an dreien die Wunde etwas entzündet und den Puls fieberhaft; den achten und neunten Tag sahe man, daß alle zwölf Schafe von den Pocken, welche vorzüglich um die Wunde und unter den Keulen und Vorderbeinen erschienen, angesteckt waren. Den elften Tag war die Suppuration an einigen Orten schon so stark, daß man aus der Wunde einen Theelöffel voll Materie hätte bekommen können. Der Gesundheitszustand dieser Schafe schien so zu seyn, daß man nichts von Krankheit bemerken konnte. Der Hals, der Kopf und die Augen waren ganz frei von Pocken. Besonders sahe

man um die Wunde bei einigen große zusammengezogene Pocken voller Materie, welche sich täglich mehr erhoben, so wie man solches gewöhnlich bei den Kinderpocken sieht. Acht Tage lang standen die Pocken im Schwären, alsdann trockneten sie ab, und die ganze Krankheit dauerte drei bis vier Wochen. Die Wunde wurde niemals verbunden, und die Materie zog sich unter dem Pflaster senkrecht herab. Als die Pocken abgetrocknet waren, zog sich die Wunde nach und nach in eine kleine runde Oeffnung zusammen, welche in kurzer Zeit zuheilte. Diese Schafe fraßen die ganze Zeit über so begierig, als die gesunden; nur zwei hinkten etwas, welches ohne Zweifel die Spannung der Wunde verursachte.

Nach dieser guten Wirkung der Inoculation wurden, selbst auf Bitten des Schäfers, die von den Pocken noch nicht angesteckten Schafe ausgehoben. Man fand leider nur noch 103 Stück, welche in einigen Tagen auf ähnliche Art inoculirt wurden, nur daß man zu einigen, Materie von inoculirten Schafen nahm. Der Gang der Krankheit war derselbe. Eins hatte außerordentlich viel Pocken, fraß aber doch während der ganzen Krankheit gut. Kein einziges von den inoculirten Schafen ist gestorben, und sie haben, weil sie sich immer gut nähren konnten, fast gar nichts

gelitten. Dies ist nicht der Fall, wenn die Schafe die natürlichen Pocken bekommen, da der Kopf, der Hals und die Augen gleich anfänglich damit bedeckt sind, welches die Thiere im Fressen hindert; daher auch diejenigen, welche sterben, zuletzt ersticken, und viele die Augen verlieren, welches jedoch verhindert wird, wenn man die Augen mit Kampherspiritus, mit Rosen- und Brunnenwasser vermischt, fleißig waschen läßt.

Da die Pocken diese Heerde ansteckten, als die Böcke schon zugelassen waren, so haben die inoculirten alle gebockt; von denen aber, die die natürlichen Pocken hatten, ist manches güste geblieben. Von 980 Stück, welche die natürlichen Pocken gehabt, sind 108 gestorben.

Wegen des guten Erfolgs der Inoculation zu Dieskau, ward sie auch auf dem nahe dabei liegenden Guthe Lochau mit gleich gutem Erfolge vorgenommen, und von 63 Stück starb kein einziges.

Wenn bei einer Schäferei die Pocken sich zeigen sollten, so würde ich rathen, funfzehn bis zwanzig Stück Pockenschafe sogleich abzusondern, und sobald die Pocken im vollen Schwären sind, und die Materie reif ist, die übrigen Schafe, nach oben angezeigter Methode, zu inoculiren. Sollten auch schon einige das Gift der natürlichen

Pocken empfangen haben, so schadet es nicht; man hat den Versuch in Dieskau gemacht, und kein Schaf ist gestorben. Der natürliche Grund liegt wahrscheinlich darin, daß durch die gemachte Wunde und die darein gebrachte Materie das Gift dahin gezogen und von dem Kopfe und den edlen Theilen abgeleitet wird; und wenn Hals und Augen von den Pocken befreit bleiben, so wird das Schaf nicht sterben.

Eislaufen, Gefahren desselben.

35) In der Gegend des Hafens von Stralsund liefen im December 1785 schon kühne Schlittschuhläufer in schnellen Halbzirkeln munter umher, als einer derselben, der Ladendiener eines Gewandschneiders, sich zu weit zwischen die vor Anker liegenden Schiffe wagte, in deren Nähe nur bei lange anhaltendem starken Froste das Wasser gefrieret, und bald seine Vermessenheit mit seinem jungen Leben gebüßt hätte. Nachdem er fast eine Viertelstunde in der kalten See gelegen hatte, ward er endlich noch durch ein hingeworfenes Tau, welches er, als sich sein Körper noch einmal empor hob (wie es bei Personen, die

ins Wasser sinken, verschiedene Male vor ihrem gänzlichen Versinken zu geschehen pflegt) zu gutem Glück mit einer Hand noch ergriff. Ungeachtet der nicht geringen Gefahr aber, welcher der junge Mensch mühsam entronnen war, sahe man ihn eine Stunde nach seiner Rettung, nach wie vor Schlittschuh laufen. War dieses Leichtsinn oder ein Beweis von Muth, aus Ehrgefühl entstanden? Wenigstens hätte die gemachte Erfahrung diesen und andere Jünglinge vorsichtiger machen sollen. Aber die muntern Schlittschuhläufer bahnten sich nun vielmehr bald den Weg über Eis nach dem nächsten Rügischen*) Dorfe, die alte Fähre genannt; so gefahrvoll dieser Eisweg auch war, da ein Seestrom auf demselben seinen Zug hat, und daher langen Frost zu einer haltbaren Eisdecke verlangt. Die Schlittschuhläufer waren dann, so wie gewöhnlich, mit sogenannten Piekschlitten begleitet, welche man, darauf stehend, mit dem Bootshaken zwischen den Beinen hindurch in schnelle Bewegung bringt. Eines solchen Schlittens bedienten sich nun auch zwei Stralsunder Gewürzhändler, um sich zu

*) Die Königlich Schwedische Insel und das Fürstenthum Rügen liegt in der Ostsee, Stralsund gegenüber, ist etwa 7 Meilen lang und breit, sehr fruchtbar an Getreide, und enthält 27 Kirchspiele.

einem Prediger auf Rügen, einem Verwandten des einen, dessen Dorf Güstow nicht weit vom Strande liegt, hinzupeken, wie man spricht. Der eine saß vorne auf dem Schlitten, der andere führte den Bootshaken hinten stehend, so wie gewöhnlich, wann der Piekschlitten zwei Personen fortführen soll. Sie erreichen auch glücklich die alte Fähre, pieken von da am Strande hinaus nach der ungefähr eine Viertelstunde entlegenen Grahlschen Fähre, und setzen auch hier abermals ihren Piekschlitten wieder auf Eis, und ihre Reise fort wie zuvor. Diese geht nun durch eine wenigstens im Winter menschenleere Gegend, und eine Gegend, die zu Eise fast gar nicht passirt wird, weil sie viele verdächtige Stellen enthält. Auf eine solche gerathen dann auch unsere Reisenden, und — sinken. Ihr Angstgeschrei macht, daß ein Schäfer, der sich in der Nähe befindet, herbei eilt, und sich um so eifriger die Unglücklichen zu retten bemühet, da er im lauten hohlen Rettungsruf derselben, mit Entsetzen die Stimme seiner eigenen Kinder zu hören glaubt, die, wie er wußte, außer Hause waren. Er sinkt auch selbst in das Wasser: ihm wird aber von einem von Grahl herbeieilenden Manne wieder heraus geholfen, da diesem seine Eisspornen Haltung gaben, die jenem auf dem

glatten Eise gemangelt hatten. Für die beiden Reisenden aber war keine Rettung mehr.

36) Am 15ten Februar 1796 ging zu Asch, einem, Blaubeuren im Würtembergischen gehörigen Amtsorte, ein sechsjähriger Knabe über die durch dies Dorf fließende, damals zugefrorne Hüle. Das Eis brach plötzlich unter ihm, und der Knabe sank unter das Wasser. Ein vierzehnjähriges, am letzten Sonntage Quasimodogeniti konfirmirtes Mädchen, Namens Katharina Maurer, stand in der Nähe, und war beherzt und menschenfreundlich genug, auf den Zuruf des entfernter stehenden Bürgers, Johann Georg Ruop, den Knaben sogleich heraus zu ziehen. Allein als sie den Geretteten eben aufrecht stellen wollte, brach das Eis auch unter ihr; der Knabe sank zum zweitenmale unter das Wasser, und das großmüthige Mädchen stand bis an den Hals in demselben. Nun flog Ruop herbei, stürzte sich bis über den Gürtel in das Wasser, und rettete beide Kinder glücklich.

Erbsilber.

Wenn noch Aberglauben, Unwissenheit und Hang zur Quacksalberei unter dem gemeinen

Manne

Manne herrschet, und er sich davon hinreißen läßt, so ist er oft selbst nicht Schuld daran, sondern diejenigen, die sich zur höhern und gebildeten Klasse rechnen, und folglich daran arbeiten sollten, den gemeinen Mann aus seiner Unwissenheit zu reißen, und den Aberglauben nach Möglichkeit auszurotten.

37) Das Kind eines Arbeitsmannes im Holsteinschen, welches ohngefähr 29 Wochen alt und von seiner Geburt an stets kränklich gewesen war, konnte wegen dieser kränklichen Beschaffenheit das Geschäft des Zahnens, ohne schwere Anfälle zu erleiden, nicht wohl überstehen. Es bekam ein heftiges Zahnfieber, welches in epileptische Zuckungen überging. In der Angst läuft die Mutter zum Arzt, der ihr für das Kind Rhabarberpulver, mit englischer Magnesia und Zucker versetzt, reicht, und spanische Fliegen an die Beine zu legen anräth.

Aber leider wird, wie die Erfahrung lehrt, dasjenige, was der Arzt dem gemeinen Mann verordnet, schlecht befolgt und nicht so beherzigt, als was ein altes Mütterchen anpreiset. Die Mutter läuft also zur Frau Pastorin, welche den weisen Rath ertheilt, dem Kinde gefeiltes Erbsilber zu reichen, der Mutter auch solches gleich mitgiebt, mit der Versicherung, es habe schon

manchem geholfen. Doch diesmal half es nicht, sondern das Kind war am folgenden Morgen todt. Gesetzt auch, daß das Silber nicht am Tode des Kindes Schuld war, so ist es doch auf keinen Fall erlaubt, ein Metall, so fein es auch immer zubereitet seyn mag, ohne arzneiwissenschaftliche Kenntniß einem Kranken zu reichen, zumal einem so schwachen Kinde. Und was soll denn nun das Wort Erbsilber dazu helfen? O Thorheit! O Aberglaube! wenn wirst du aufhören? Nein, die wahre Hülfe besteht, nach Beschaffenheit der Umstände in Anwendung der Brechmittel, Abführungen, spanischen Fliegenpflaster und Durchschneidung des Zahnfleisches bis in die Höhlen, wo die Zähne durchbrechen wollen, aber nicht durchkommen können. Wenn man mit diesen Mitteln nichts ausrichten kann, so ists besser, man läßt das Silber, es sey geerbt oder nicht geerbt, aus dem Magen.

Erstarrung vor Kälte.

38) Wem seine gesunden Glieder, von strenger Kälte erstarrt, lieb sind, der hat die größeste Vorsicht beim Wiederaufthauen derselben nöthig;

so wie die Scheintodten, deren ganzer Körper dem Anscheine nach erfroren ist, gewiß ein Opfer des Todes werden, wenn man sie nicht langsam und vorschriftsmäßig erwärmt. Derjenige, welcher nur theilweise erfroren ist, gehe nicht sogleich aus der Kälte in eine warme Stube, sondern halte sich zuvor in einer ungeheizten Kammer oder Stube noch eine Zeitlang auf. Man reibe die Glieder mit Schnee, oder stecke sie in kaltes Wasser: so werden die in dem Wasser oder Schnee befindlichen Feuertheile in die erfrornen Glieder nach und nach übergehen und sie allmählig erwärmen. Auf solche Weise wird man alle üblen Wirkungen des Frostes vermeiden können. Die Erfahrung zeiget uns dieses an dem gefrornen Obste. Bringt man solches sogleich an den warmen Ofen, so fällt es zusammen, und hat weder Saft noch Geschmack. Läßt man es aber in kaltem Wasser aufthauen, so kann man es noch wohl genießen. Man nimmt alsdann wahr, daß sich eine Eisrinde um dasselbe herum legt. Der gemeine Mann glaubt, dies sey der Frost, den das Wasser aus dem gefrornen Obste herausziehe. Allein das ist falsch. Vielmehr hat es damit folgende Bewandniß. Weil das Wasser wärmer ist, als das gefrorne Obst, so dringt die Wärme aus dem kalten Wasser in jenes hinein. Indem nun

das Wasser seine Wärme verliert, so fängt es da, wo das gefrorne Obst liegt, an, zu gefrieren, und aus dieser Ursach legt sich um das Obst eine Eisrinde. Sobald nun diese aufthauet, so ist solches ein Zeichen, daß das gefrorne Obst mit dem kalten Wasser einerlei Grad der Wärme habe. Nimmt man es alsdann aus dem Wasser, so wird es von seiner vorigen Güte wenig verloren haben. Wollte man es aber bei einem warmen Ofen schnell aufthauen lassen, so würde es welk werden; seine Gefäße würden zerrissen, und es müßte zu faulen anfangen. Eben diese Bewandniß hat es mit den erfrornen Gliedern des menschlichen Körpers. Man hat Beispiele, daß solchen unglücklichen Personen, die zu schnell an das Feuer gebracht sind, alle Finger an den Händen und die Zehen an den Füßen haben abgenommen werden müssen.

Diese nöthige Vorsicht hat man auch bei erfrornen Personen, die man für todt hält, zu beobachten. Es giebt Beispiele, daß Leute, die seit drei Tagen erfroren gewesen, wieder zu sich selbst gekommen sind. Warum sollte man also diejenigen nicht wieder herstellen können, die nach wenigen Stunden gefunden werden? Hierzu wird weiter nichts erfordert, als daß man den Erfrornen mit Schnee oder Schneewasser

reibt und allmählig erwärmt. Ist der Körper desselben um so viel wärmer geworden, als kaltes Wasser gegen Eis wärmer ist; so kann man ihm alsdann noch mehr Wärme mittheilen, als das kalte Wasser hat. Und dies geschiehet dadurch, wenn man ihn mit Stroh oder Moos bedeckt, oder ihn in ein kaltes Bette legt. Wollte man aber einen Erfrornen sogleich in eine heiße Stube tragen, oder ihn in ein gewärmtes Bette legen: so würde er gewiß niemals wieder hergestellet werden.

Die Wilden in Canada beobachten daher gegen die Erfrornen eine Methode, die nicht zu verwerfen ist. Wenn einer von ihnen erfriert, so begraben sie ihn in den Schnee, und lassen ihn die Nacht über darin liegen. Diese Bedeckung mit Schnee hat gemeiniglich die gute Wirkung, daß ein solcher Mensch gegen den folgenden Morgen wieder lebendig wird; denn der Schnee ist wärmer als der Erfrorne. Er wird also davon nach und nach warm. Er thauet langsam auf und bekommt dadurch sein Leben wieder. Einem vornehmen Herrn in Schweden, welcher bei strenger Kälte und tiefem Schnee eine Reise zu thun hatte, erfror unterweges sein Diener. Da dies in einer Gegend geschahe, in welcher er nicht gleich ein Wirthshaus erreichen konnte, so begrub

er ihn in den Schnee, in der Absicht, ihn bei seiner Rückreise begraben zu lassen. Zu seinem größten Erstaunen fand er ihn aber nicht mehr in dem Schnee, sondern in dem Wirthshause, darin er gewöhnlich einzukehren pflegte, frisch und gesund. Auch ist es eine erschreckliche Sache, erfrorne Personen sogleich zu begraben; denn gerade dieses Begraben ist das Mittel, wodurch sie wieder lebendig werden können. Das Grab ist ja weit wärmer, als der erfrorne menschliche Körper; dieser wird also darin nach und nach aufthauen und zu einer greulichen Folter wieder zu leben anfangen.

Man hat davon sehr traurige Beispiele. Ein Bettler kommt im Winter, halb erfroren, Abends spät nach einem Orte, wo er ganz wohl bekannt ist. Da er das Schulhaus, welches von niemand bewohnt war, noch offen fand, so geht er in dasselbe hinein und bleibt darin über Nacht. Des folgenden Morgens sehen die Schulkinder diesen armen Mann in der Stube unbeweglich sitzen, sie machen ein Geschrei und laufen davon. Auf ihre Anzeige eilt man nach dem Schulhause, man trifft den erfrornen Mann darin an und hält ihn für todt. Hierauf wird er bei Seite gelegt und sofort des Abends begraben. In der darauf folgenden Nacht hört der Nachtwächter ein

Pochen in dem Grabe des Bettlers und eine kläg- liche Stimme. Eiligst giebt er dem Dorfschulzen davon Nachricht; allein er findet bei ihm kein Ge- hör. Nach Verfließung einer kleinen Weile geht der Nachtwächter nochmals an diesen Ort, und vernimmt abermals in dem Grabe ein dumpfes Geräusch und seufzende Töne. Sofort geht er wieder zum Schulzen und thut ihm die dringendste Vorstellung, daß er das Grab solle eröffnen las- sen. Der Schulze, der zu einfältig ist, eine geschwinde Entschließung zu fassen, geht früh Morgens zu dem Oberamtmann, der an einem andern Orte wohnte, um Verhaltungsbefehle von ihm einzuholen. Da der Oberamtmann noch schlief, so entdeckte er die Ursach seiner frü- hen Ankunft nicht eher, als bis jener aufgestan- den war. Nachdem der Schulze ihm von der wunderbaren Sache Nachricht gegeben, bekam er von dem Oberamtmann darüber einen nachdrück- lichen Verweis, daß er nicht sofort auf die An- zeige des Nachtwächters die Eröffnung des Gra- bes veranstaltet hätte, und zugleich den strengsten Befehl, solche auf das schleunigste zu bewerkstelli- gen. Nun machte er gleich bei seiner Zurückkunft dazu Anstalt. Man eröffnete das Grab — Him- mel! was für ein Anblick! Welch' ein Schrecken! der Bettler war in der Erde wieder aufgelebt und

nun wirklich aus Mangel einer zum Athemholen reinen und hinlänglichen Luft gestorben. Er hatte sich in der Angst und ohne alle Hoffnung einer Errettung das Fleisch am Arme abgebissen. Voll Entsetzen standen alle Anwesende staunend da. Dem Nachtwächter war bei diesem schrecklichen Gegenstande nicht anders zu Muthe, als wenn ihm jemand einen Dolch ins Herz gestoßen hätte. Dem Schulzen gings durch alle Adern. Er stand sprachlos da und faltete seine Hände. Jetzt, da es zu spät war, erkannte er nun seine Einfalt, seinen dummen Aberglauben, und da hieß es nun: das hätte ich nicht gedacht!

Erstickung.

39) An Erstickten ist besonders die Zunge außerordentlich dick angeschwollen, so, daß sie kaum im Munde Platz hat; sie pflegt in kurzer Zeit schwarz anzulaufen. Eine Wäscherin, welche vom Kohlendampf erstickt war, aber noch zu rechter Zeit an die freie Luft gebracht und gerettet wurde, klagte lange hernach noch über das Unvermögen, Speisen hinabzuschlucken; und sie beschwerte sich ebenfalls, daß die Zunge nicht im

Munde Platz hätte; sobald sie sich aber mit Wasser und Weinessig gurgelte, verging das Uebel.

Die Augen sind an Personen, die von mephitischen Dämpfen erstickt sind, sehr hervorragend, gar nicht matt oder trübe, vielmehr glänzen sie noch den dritten Tag nach dem Tode; oft funkeln sie noch elektrischer, als im Leben, da doch dieser Glanz nach einem langen Todeskampfe durch ein trübes Häutchen verfinstert zu werden pflegt. Eben so findet man auch die Augen bei dem am Schlagflusse Verstorbnen glänzender als gewöhnlich.

Die Körper derer, die von mephitischen Dämpfen erstickt sind, behalten ihre Wärme lange Zeit, und diese ist sogar oft unmittelbar nach dem Tode größer, als da sie lebten und gesund waren. Auch an Todten, die vom Schlage gerührt waren, bleibt der Körper noch lange warm. An Erstickten bleiben die Glieder lange biegsam, und sie lassen sich drehen, wie man will; ihr Gesicht ist aufgetrieben und röther als sonst; alle Adern desselben strotzen von Blut. Der Hals und die obern Enden des Körpers sind so angeschwollen, daß man sie für aufgeblasen halten sollte; aber der Fingerdruck bleibt nicht, wie am Windgeschwulste zurück.

Der erste Angriff des tödtenden Gifts von

Kohlendämpfen, vom gährenden Moste, oder aus Gruben, hat, nach aller Vermuthung, die Lungen getroffen; denn solche Personen fühlen eine ängstliche Beklemmung, sie öffnen den Mund, um eine größere Menge Luft, als durch den Nasenkanal geht, einzuathmen; aber diese phlogistische Luft vermag ihre Lungen nicht mehr auszudehnen; folglich wird das Blut genöthigt, im Laufe stille zu stehen, und sich in den Gefäßen des Kopfes anzuhäufen; daher sterben solche Leute am Schlage.

Wenn man Vögel in Kisten einschließt, in welche ein Trichter die Dämpfe des untergesetzten Kohlenbeckens führt: so hat man alle Mühe, ehe sie ersticken, da doch vierfüßige Thiere bald darin umfallen, und Hunde eher als Katzen. Die Thiere sperren Schnabel oder Mund auf, fallen schnell ohne Bewegung um, und liegen in der tiefsten Betäubung todt.

Demnach zeigen die Versuche mit Thieren, so wie die Erfahrungen an Menschen, daß bei Einathmung mephitischer Dämpfe das Athemholen allmählig still steht, und hiervon auch das Schlagen des Herzens und der Schlagadern aufhört; wobei man zugleich bemerkt hat, daß sich einige an der frischen Luft wieder erholten, in denen das Herz nicht mehr schlug. Man-

cher scheinbare Tod, wo Puls, Athemholen, Bewußtseyn und Bewegung plötzlich aufhörten, dauerte einen ganzen Tag; und wie viele hat man schon begraben, welche dennoch lebten! Dieses trifft am meisten bei Erstickten ein, davon jährlich in Hauptstädten eine Menge vom Dampfe der Kohlen umkömmt, bei welchen sich die Armen zu pflegen gewohnt sind. Was müssen nun diese Dämpfe dem weiblichen Geschlechte durch den Gebrauch von Kohlentöpfen und Feuerstäbchen überhaupt, und der Bevölkerung insbesondere für Nachtheil bringen; vielleicht sind sie bei mancher die unterhaltende Quelle von ihrer hysterischen Laune!

Unter die Wiederherstellungsmittel bei Personen, die an mephitischen Dämpfen erstickt sind, gehört der Reihe nach erst das Aderlassen an den Drosseladern, um den Druck des Blutes auf das Gehirn zu vermindern; weil diese Ader die Absicht geschwinder erreicht, als die gewöhnliche am Arm oder am Fuße. Man muß aber eine Menge Blut weglassen, weil das ganze Gehirn davon überschwemmt ist.

Hierauf läßt man die Verunglückten Essig, mit drei Theilen Wasser geschwächt, trinken, man giebt ihnen auch davon Klystiere; vielen sind die Reibungen mit Essig sehr heilsam

gewesen; vor allem aber hält man ihnen Essig auf Tüchern vor die Nase, und räuchert das Zimmer mit Essig auf heißen Ziegelsteinen. Dem Vorigen zufolge würde Salpeter auf einem offenen Scherben geglüht, das phlogistische Zimmer bald dephlogistisiren, und den an freier Luft Erweckten noch früher wieder herstellen.

Man muß die Körper der Erstickten an die freie Luft bringen, ihnen die Kleider ausziehen, ohne das Erkälten zu fürchten; denn hier ist die Wärme schädlich, und im Kranken schon zu groß, da sie reine elastische Luft bedürfen, die man durch einen Zug von offenen Fenstern und Thüren erhält.

Man besprengt die Erstickten sitzend, damit die Luft frei schwebe, mit kaltem Wasser, schlägt nasse Tücher über den Scheitel und die Schläfe, um den Gefäßen ihren Ton wieder zu geben; aber geistige Gerüche taugen für solche Personen nicht, so wenig, als Brechmittel, die das Blut nach dem Gehirne treiben, und die Reize vermehren. Eben so wenig sind Tabaksklystiere anzurathen, denn sie treiben das Zwergfell gegen Lungen und Brust; besser wären also, statt des trocknen, phlogistischen Rauches, reizende Klystiere.

Wäre alles Angezeigte vergebens, so müßte man in die Luftröhre Luft bringen; durch die-

ses Einblasen der Luft strecken sich die krummen Gefäße aus, die Lungen entfalten sich, das stockende Blut wirft sich in die Lungenblutadern hinein, und reizt das halbleere Herz von neuem. Durch dergleichen Einblasen brachte Vesal und Riolan einen Erstickten ins Leben. Man bringt also eine gebogene Röhre in eines der Nasenlöcher, und bläset dadurch, indem man zugleich das andere Nasenloch zuhält. Da sich nun das gebogene Ende der Röhre senkrecht auf die Luftröhrenspalte richtet, so strömt die zusammengepreßte Luft, als elastischer Wind, sonderlich wenn sich der Blasende vorher den Mund mit Essigwasser ausgespület hat, eben so leicht in die Lunge, als ob das Rohr und die Luftröhre ein Ganzes wären. Man darf dabei nicht fürchten, daß man die Luftröhrenklappe niederdrücken und die Spalte verstopfen werde, welches ein Handblasebalg im Munde leicht versehen kann. Ein französischer Wundarzt rettete einen in der Steinkohlengrube erstickten Menschen dadurch, daß er seinen Mund auf den Mund des Erstickten drückte, seine eigene Nase zuhielt, damit die Luft nicht zurückströmen möchte, und die Lungen des Todtscheinenden aufblies.

Ertrunkene.

40) Zu Straßburg in der Ukermark ertrank den 17ten Julius 1797 Mittags um zwölf Uhr der vierzehnjährige Sohn des Drechslermeisters Lange beim Baden im Hellteiche. Als ihn ein Bürger, der seine Rettung erst zu Pferde versuchte, dann aber bis unter die Arme in's Wasser ging, herausgebracht hatte, soll er noch nach Luft geschnappt haben. Statt ihn aber in das nächste Haus zu bringen, und sogleich die gehörige Hülfe zu suchen, kommen einige Bürger auf den alten unsinnigen Einfall, ihn über ein Faß mit herunterhangendem Kopfe zu rollen, so daß die Zeit verschwendet, er um ein Uhr erst hereingebracht wurde, und alle Versuche, ihn in's Leben zurück zu rufen, vergeblich waren. Das gehörige Verfahren, verunglückte Menschen wieder herzustellen, ist unter dem großen Haufen noch so unbekannt, als die Nothhülfstabellen.

Erziehungs-Verwahrlosung.

41) Die uneheliche Tochter des Sächsischen Dragoners Nikatschuky zu Skendiz, ohn-

weit Leipzig, ward durch ihre Aeltern, die getrennt lebten, und durch den Großvater, bei welchem sie sich oft aufhielt, in der Erziehung durchaus vernachläßigt. Sie folgte daher, als sie heranwuchs, eben so wie in ihrem Kinderalter, immer nur ihren Trieben. Anstatt bei ihren Herrschaften auf dem Lande ehrlich und treu auszuhalten, verließ sie dieselben immer bald wieder. Endlich ließ sie sich gelüsten, in einer namhaften großen Stadt ihr Glück machen zu wollen. Hier wurde sie, wie es so vielen Bauerstöchtern geht, die so thöricht sind, in großen Städten zu dienen, erst verführet, dann eine Hure, und aus der Hure eine Kupplerinn.

Die scheusliche Seuche — der Lohn jenes schändlichen Gewerbes — versetzte sie aber bald in einen so jämmerlichen Zustand, daß sie zu Anfange des Winters 1787 nach Skeuditz zurückging, aber nicht in die Stadt zu kommen wagte, sondern in einer davor stehenden Scheune sich verkroch. Der menschenfreundliche Herr Amtmann Müller erbarmte sich der Elenden, ließ sie heilen, kleiden und in den Stand setzen, daß sie wieder in Dienste gehen konnte. Allein aus Faulheit und Verdrossenheit wollte sie nicht; der Stadtrath ließ ihrem Großvater befehlen, daß er

sie zu sich nehmen solle; allein dieser weigerte sich, es zu thun, und sie sollte nun mit Gewalt aus der Stadt geschafft werden, als sie dem Gerichtsdiener das Geständniß that, daß sie zweimal Feuer angelegt habe. Das Amt mußte dies untersuchen, und fand ihre Aussage der Wahrheit gemäß. Sie wurde daher in engern Verhaft gehalten und bewacht; allein wo ist der Kerker, wo sind die Fesseln, wodurch ein verruchtes Gemüth von Lastern und Schandthaten abgehalten werden könnte, — die schändliche Dirne zeigte nach einiger Zeit an, daß sie sich schwanger befände, und zwar von einem ihrer Wächter, einem Manne von sechzig Jahren, der mit einer Frau und sechs Kindern in großer Dürftigkeit lebte.

Auch diese Angabe ward bei der Untersuchung leider gegründet befunden — die abgefeimte Schlange hatte den alten Mann verführt, ihn der Strenge der Ehegesetze unterworfen, und dadurch eine arme Haushaltung mit sechs Kindern noch elender gemacht.

Schaudre, lieber Leser, bei dieser Geschichte, und lerne: daß im Becher der Wollust nur ein süßes Gift enthalten sey, das zwar ein Weilchen angenehm schmeckt, aber Tod und Verderben zur unausbleiblichen Folge hat.

42) Nicolaus Hoffmann, der Sohn

eines

eines Bauers im Koburgschen, wurde zwar in seiner Jugend gut unterrichtet, und begriff auch die ihm vorgetragenen Wahrheiten leicht und vollständig, wurde aber durch die ungleiche Erziehung seiner Aeltern verdorben. Der Vater war zu streng, die Mutter verzärtelte ihn, und nahm ihn gegen den Vater in Schutz. Dadurch wurde er bei zunehmenden Jahren liederlich, schweifte aus, und machte Schulden. Die schwache Mutter bezahlte diese heimlich ohne Vorwissen des Vaters. Er machte wieder Schulden, die Mutter bezahlte solange, bis sie nicht mehr konnte. Nun fing er an, seinen Vater und andere Leute zu bestehlen, streifte ohne bestimmte Beschäftigung in der Gegend umher, und gerieth unter liederliches Gesindel, von dem er nur von Zeit zu Zeit wieder nach Hause kam, aber jedesmal von der Mutter mit großer Freude empfangen wurde, die denn auch die vom Vater für sein liederliches Leben ihm bestimmte Züchtigung wieder abwendete. Doch endlich machte er's zu arg, so daß die Mutter selbst, als er einst wieder nach Hause kam, den Vater zu einer derben Züchtigung des Sohnes aufforderte, die er auch im reichsten Maaße erhielt. Racheschnauben düber diese bisher ungewohnte Behandlung, legte er sich, als seine Aeltern zu Bette gingen, auf die Ofenbank nieder,

und blieb wachend bis nach Mitternacht da liegen. Dann stand er auf, ergriff ein Beil, ging damit in die Kammer seiner Aeltern, spaltete dem Vater den Kopf, zerstümmelte ihn an den übrigen Theilen des Leibes, und schlug die Mutter, die sich ihm zur Wehre entgegenstellte, so lange auf den Kopf, bis sie mit verspritztem Gehirn todt niederfiel. Nun gab er den Kühen und dem Hunde noch Futter, damit sie nicht durch ihr Geschrei zu früh Lärmen machen mögten, und ging nach einem benachbarten Orte, wo er sich als Schnitter verdung. Erst nach einigen Tagen wurde der Mord ruchtbar, und er, gegen den man gleich Verdacht schöpfte, ward durch ein Kind bei einem Kirchweihtanze im letztern Orte entdeckt, und in Arrest gebracht, worauf er im Verhöre die That gleich gestand, und ihm dann die Hand und der Kopf abgehauen wurden.

Feuersbrünste (Ursachen zur Entstehung derselben.)

---

43) Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Hauptursachen der mehresten Feuersbrünste entweder in einer fehlerhaften Bauart, oder in

der Nachläßigkeit und Unvorsichtigkeit der Bewohner zu suchen sind.

I. Was die fehlerhafte Bauart betrifft, so besteht solche hauptsächlich darin:

a) Wenn in Wohngebäuden entweder gar keine Schornsteine vorhanden, sondern nur einige Löcher in der auswendigen Fachwand, und zwar dicht unter einem Stroh- Rohr- oder Schindeldache befindlich sind, durch welche der Rauch sich hinausziehen muß, dergleichen man hin und wieder in den Dörfern findet; oder wenn die Schornsteine aus Holz- und Fachwerk bestehn, und noch dazu oberwärts über dem Dache mit Brettern verschlagen sind.

b) Wenn die Schornsteine so enge sind, daß der Schornsteinfeger nicht ohne große Mühe, oder wohl gar nicht durchkommen kann. Die geringste Weite einer Schornsteinröhre muß sechszehn und achtzehn Zoll übers Kreuz, von einer zur andern Seite, seyn.

c) Wenn bei gemauerten Schornsteinen die Mauersteine nicht auf die breite Seite, sondern auf die hohe Kante vermauert werden. Denn wenn ein auf die hohe Kante gemauerter Schornstein in Brand geräth, so werden die Steine durch und durch so erheizt, daß sie das naheliegende Holzwerk, als Balken, Dachsparren und Holz-

wände, an welchen der Schornstein in die Höhe geht, wodurch sodann das Feuer im ganzen Hause verbreitet wird. Desgleichen

d) Wenn in einem, zwischen zwei Balken hindurchgeführten Schornstein, die Mauersteine an den Balken nicht auf die breite Seite gelegt, sondern auf die hohe Kante gesetzt, oder wohl gar nur Dachziegelsteine an den Balken angelegt werden. Denn es kann bei einem solchen Schornsteine, wenn er auch übrigens von Mauersteinen auf der breiten Seite aufgeführt ist, eben die Gefahr und der Schaden entstehn, der bei einem durchaus auf der hohen Kante gemauerten Schornstein geschieht.

e) Wenn die Schornsteine inwendig Absätze haben, die auf hölzernen Unterlagen ruhn. Diese sind um deswillen feuergefährlich, weil der von Zeit zu Zeit beim Fegen des Schornsteins losgehackte und oberwärts abgekehrte Ruß darauf liegen bleibt, sich nach und nach häuft, und durch die von dem unterwärts angemachten Feuer in die Höhe fliegenden Funken unvermerkt angezündet werden, und eine so große Glut in dem Schornsteine verursachen kann, daß das hölzerne Unterlager dadurch in Brand geräth, und eine Feuersbrunst daraus entsteht, die man nicht eher gewahr wird, als bis sie überhand genommen hat.

f) Wenn die unter den Küchenschornsteinen liegenden Mantelhölzer, worauf der Rauchfang ruht, dem Feuer zu nahe liegen, nicht besplittet und nicht mit Lehm überzogen sind.

g) Wenn ein durch die obern Etagen hindurch geführter Schornstein dicht an einer Holzwand in die Höhe geht. Dieß kann die nachtheilige Folge haben, daß, wenn der Schornstein etwa Risse bekommt, oder die Steinfugen nicht durchaus recht mit Lehm angefüllt sind, sich der Ruß in die Risse und Fugen setzt. Dieser kann durch auffliegende Funken leicht angezündet, und die entstandene Entzündung dem dicht daran stehenden Holzwerk mitgetheilt werden, woraus sodann ganz unvermerkt eine Feuersbrunst entstehen kann; wie ich auch beim Einreißen alter Schornsteine bisweilen angesengte und halb zu Kohle verbrannte Säulen und Riegel in den dicht daran stehenden Wänden gefunden habe.

h) Eben dergleichen Gefahr und Schaden kann auch entstehen, wenn eine Brandmauer dicht an einer Holzwand steht. Denn wenn an ersterer ein starkes und anhaltendes Feuer unterhalten, und sie also sehr erhitzt wird, so kann letztere dadurch leicht angezündet werden; zumal wenn erstere mit der Zeit wandelbar, und zum Theil ausgebrannt und löcherig geworden ist.

i) Desgleichen, wenn ein Holzstall, Viehstall, Strohschuppen oder ein anderes dergleichen Behältniß, worin feuerfangende Sachen aufbewahrt werden, dicht an der Brandmauer einer Küche oder an einer andern Feuerstelle vorhanden ist. Denn wenn dergleichen Mauern alt und löcherig sind, und von Mäusen durchlaufen werden, so können diese leicht einen an ihnen hangenden Funken von der in der löcherigen Mauer befindlichen Asche mit hineinschleppen, und dies kann eine Feuersbrunst verursachen.

k) Wenn die Feuerstellen nicht mit starken und dichtgemauerten Brandmauern versehen sind. Die geringste Dicke einer solchen Mauer muß funfzehn bis sechzehn Zoll seyn, und es müssen dazu gute, lagerhafte und feueraushaltende Steine genommen, und ohne große Zwischenräume und Höhlungen vermauert werden, damit sie nicht von Mäusen durchlaufen werden können.

l) Wenn ein, auf einer Brandmauer liegender Träger oder Balken, an der Seite nach der Feuerstelle hin, bloß ist. Denn es kann die auflodernde Flamme von dem darunter befindlichen Feuer solchen leicht anzünden, zumal wenn er alt, und wol gar angefault, oder wurmfräßig ist.

m) Desgleichen, wenn ein Träger oder Balken mit seinem einen Ende auf einer Schornstein-

mauer ruht, und in selbiger dergestalt vermauert ist, daß er bis an die inwendige Seite des Schornsteins hineinreicht; weil dabei eben die vorgedachte Gefahr vorhanden ist.

n) Wenn ein Einheiz- oder Wärmkamin, oder eine Grutenkuhle in den obern Etagen ihre Grundlage auf den Balken haben; weil, wenn ein anhaltendes Feuer darin vorhanden ist, die Grundlage, wenn sie auch einige Mauersteine dick ist, durchgeheizt und wohl gar glühend wird. Hierdurch werden alsdann die darunter liegenden Balken angezündet, und es kann dadurch eine ganz unvermerkte Feuersbrunst entstehen. Hiervon, wenn es nöthig wäre, könnte ich viele Vorfälle aufführen.

o) Wenn blecherne Rauchröhren durch eine Holz- und Fachwand, und zwar dicht an einer Säule, an einem Riegel oder Plattstücke, oder dicht unter einen Balken nach einem Schornsteine hindurchgehn.

p) Wenn in Backhäusern, besonders in Städten, der Backofen dicht an einer Holz- und Fachwand stehet, oder bis unter die Decke einer darüber befindlichen Etage reicht.

q) Wenn in Brauhäusern die Malzdarren oberhalb mit durchlöcherten hölzernen Brettern, oder von Holz geflochtenen Darrhorden bedeckt sind.

r) Wenn die Balkenfelder, oder die Decke über den Pferde- und Viehställen, worauf Heu und Stroh liegt, offen und nicht mit Schalholz oder Dielen bedeckt sind, weil man wegen des kranken Viehes bisweilen zur Nachtzeit mit einer brennenden Laterne in die Ställe zu gehn genöthigt ist, und die herunter hangenden Heu- oder Strohhälmer leicht Feuer fangen können.

s) Wenn die Dächer mit leicht feuerfangenden Materialien, als Stroh, Rohr, oder Schindeln, oder auch die Ziegeldächer mit darunter gelegten Strohdecken gedeckt sind; weil eine entstandene Feuersbrunst dadurch vergrößert, und in großer Geschwindigkeit verbreitet werden kann.

t) Wenn die Dachgiebelwände an nahe neben einander stehenden und über einander hervorragenden Gebäuden mit Brettern oder Schindeln, oder wohl gar nur mit Stroh oder Rohr bekleidet sind; weil eine in der Nähe entstandene Feuersbrunst ebenfalls dadurch verbreitet werden kann.

II. Wir veranlassen ferner Feuersbrünste durch Nachläßigkeit, Unachtsamkeit und Unbedachtsamkeit:

a) Wenn ein brennendes Licht oder ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen nahe an feuerfangende Sachen gestellt wird, und Niemand dabei zugegen ist, der einer daherrührenden Feuersge-

fahr in Zeiten vorbeugen kann; desgleichen wenn ein offnes Kohlenbecken mit glühenden Kohlen über die Straße oder über einen Hof getragen wird.

b) Wenn man einen angezündeten Wachsstock, der nicht in einer verschlossenen Kapsel steckt, oder auf einer sogenannten metallenen Wachsstockscheere steht, bei feuerfangende Sachen setzt, und ohne ihn auszulöschen davon geht; desgleichen wenn man ihn beim Schlafengehen auf einen hölzernen Tisch oder ein anderes dergleichen Gestelle stellt, und ihn nicht zuvor, ehe man ins Bette steigt, auslöscht. Eben dergleichen Fehler kann auch begangen werden, wenn man ein brennendes Licht bei sich an das Bette setzt, dabei etwa noch einige Zeit in einem Buche liest, und darüber einschläft.

c) Wenn man mit einer brennenden Lampe, ohne solche in eine wohlverwahrte Laterne zu setzen, in Ställe, Scheunen und solche Oerter geht, wo feuerfangende Sachen aufbewahrt werden, und man, um besser sehen zu können, die an der Laterne befindliche Thür offen stehen läßt; desgleichen wenn man eine Laterne, worin ein brennendes Licht oder eine Lampe ist, an einen solchen Ort stellt, wo sie leicht umfallen, oder umgeworfen werden kann. — In verschiedenen Feuerordnungen sind nur Stalllaternen, mit Lampen verse-

hen, erlaubt, weil durch das Putzen der Lichter so leicht Feuersgefahr entstehen kann. Auch in dem allgemeinen Landrecht für die Preußschen Staten ist Theil 2. Titel 20. §. 1549 verordnet, daß man sich in Scheunen, Ställen, auf Böden und andern Behältnissen, wo feuerfangende Sachen zu seyn pflegen, nur der Oellampen in gehörig verwahrten blechernen Laternen bedienen soll.

d) Wenn Branntweinbrenner und Personen, die spirituöse oder geistige Sachen abziehen, bei Bemerkung und Untersuchung eines kleinen Fehlers an dem Helm und an der Abziehröhre, während des Abziehens mit einem brennenden Lichte demselben zu nahe kommen; denn es pflegen sich die durch die kleinste Ritze ausdünstenden geistigen Dämpfe von dem brennenden Licht zu entzünden, und die ganze in der Blase befindliche Masse anzuzünden, wodurch sodann eine große nicht zu erstickende Feuersbrunst in der größten Geschwindigkeit entstehen kann.

e) Wenn im Winter, bei starker Kälte, dick und steif gewordene Oele mit untergesetztem Kohlenfeuer unter die Oelgefäße flüßig gemacht werden.

f) Wenn in Ställen und Scheunen Tabak geraucht, oder im Winter das Vieh des Nachts bei Licht gefuttert und Futter geschnitten, oder bei brennender Laterne gedroschen wird. — Oder auch wenn

in Ställen geräuchert wird. Ist dieß ja nöthig, so muß Essig auf einen heißen Stein gegossen werden.

g) Wenn den Kindern erlaubt wird, mit Feuer und Licht zu spielen; denn sie pflegen solches alsdann auch in Abwesenheit erwachsener Personen, aus Mangel der Ueberlegung, zu mißbrauchen, und können großen Schaden damit anrichten.

h) Wenn frische und noch warme aus dem Ofen gezogene Asche in hölzerne Gefäße gethan, oder auf einen Brettboden oder an eine Holzwand geschüttet und aufbewahrt wird; denn es können noch kleine glühende Kohlen in selbiger verborgen seyn, die alsdann die Gefäße oder den Brettboden oder die Holzwand anzünden. Es pflegen sich auch wohl die Katzen bei kaltem Wetter auf die warme Asche zu legen, und können leicht einen in ihren Haren hangenden Funken, in feuerfangende Sachen schleppen. — Es ist daher bei den Besichtigungen der Feuerstellen eine Hauptsache, sich die Oerter, wo Kohlen und Asche aufbewahrt werden, nachweisen zu lassen.

i) Gleiche Bewandniß hat es, wenn die Ofenlöcher und andre Feuerstellen, wo glimmende Asche liegt, des Nachts vor den Katzen nicht verschlossen und verwahrt werden.

k) Eine sehr feuergefährliche Sache ist es

auch, wenn grünes und nasses Holz zum Trocknen in die Ofen- und in die Rauchlöcher der Stubenöfen gesteckt wird, besonders wenn es über Nacht darin stecken bleibt. — Ist dies, wie es zuweilen der Fall seyn kann, schlechterdings nicht zu vermeiden, so muß es nur bei Tage in der Wohnstube geschehen, und diese nie von Menschen leer gelassen werden.

l) Wenn dicht an oder um einen eingeheitzten Stubenofen Kleidungsstücke oder andere feuerfangende Sachen gehängt oder gelegt, und nicht bald wieder weggenommen werden.

m) Am gefährlichsten ist es, wenn Flachs oder Hanf auf Stubenöfen oder Backöfen getrocknet, und des Nachts bei brennendem Licht rein gemacht wird.

n) Nicht weniger gefährlich ist es, wenn unter einem Schornstein, worin Speck und Würste zum Räuchern hangen, ein starkes Flammenfeuer gemacht wird; denn es pflegen die Speckseiten, wenn sie in Brand gerathen, nicht allein den ganzen Schornstein in Feuer und Glut zu setzen, sondern auch hinauszufliegen, und noch andere Gebäude anzuzünden.

o) Wenn das Schmelzen und Kochen des Pechs, Theers und Oelfirnisses in Gebäuden geschieht. Denn es pflegen diese Materien leicht

überzulaufen, sich zu entzünden, und in eine große Glut und Flamme zu gerathen, die mit Wasser nicht zu löschen ist, sondern sich dadurch vielmehr vergrößert und verbreitet. Eben so gefährlich ist es, wenn der in einem Tiegel gebratene Speck sich entzündet, und man Wasser darauf gießt, um die Flamme zu löschen; denn es fliegt der brennende Speck von dem darauf gegoßnen Wasser heraus, und kann sehr leicht in großer Geschwindigkeit eine Feuersbrunst erregen. Das beste Mittel, dergleichen in Brand gerathne Sachen zu dämpfen, ist, wenn man eine hinlängliche Quantität trockner Asche darauf streut.

p) Wenn nahe an den Gebäuden, besonders an solchen, die mit Stroh, Rohr oder Schindeln bedeckt sind, mit Pulver geschossen wird.

q) Wenn zur Winterzeit Kohlentöpfe, die mit glühenden Kohlen und Asche angefüllt sind, in die Kammern und wohl gar unter die Betten gesetzt, oder auch über dem Feuer heiß gemachte Steine, statt der Wärmflaschen, in die Betten gelegt werden.

r) Wenn feuerfangende Sachen, als Stroh, Späne, Reisholz und dergleichen, nahe an den Feuerheerden liegen; weil eine herunterspringende Kohle sie leicht anzünden und eine Feuersbrunst verursachen kann.

s) Desgleichen wenn dergleichen Sachen auf den Böden unterm Dache dicht oder nahe an einen Schornstein gelegt und aufbewahrt werden.

t) Wenn frischgebrannte Meilerkohlen, dergleichen die Schmiede gebrauchen, nicht in recht feuerfeste Behältnisse gebracht, und darin verwahrt werden; denn es hat die Erfahrung gelehrt, daß einige Kohlen noch eine geraume Zeit eine unmerkbare Glut in sich behalten.

u) Wenn Schwefel, Salpeter und besonders Schießpulver, nicht an recht feuersichern Oertern aufbewahret werden.

x) Wenn nasses Getreide eingefahren und in Tennen oder Scheunen hoch an einander gepanset wird.

y) Wenn die Schornsteine nicht oft genug, und nicht recht rein gefegt werden. —

44) Den 23sten Junius 1798 trieb der Einlieger, Matthias Klein, aus dem Dörfchen Rohrteich, Amts Schöneck, in Westpreußen, sein Vieh bei früher Tageszeit ins Feld, und verließ seine Frau, nebst vier Kindern, gesund, auch sein Hauswesen in einem Zustande, der wenigstens nicht für schlecht gehalten werden konnte. Kaum hatte er sich entfernt, so wurde aus einem andern Dorfe zu ihm geschickt, um Maiwürmer,

das bekannte Mittel gegen den Biß toller Hunde, zu holen, wovon seine Frau einen Vorrath hatte. Dieser war in einem verschlossenen Kasten, wozu sich der Schlüssel nicht fand; die Frau des Klein zündete also, weil es noch nicht recht hell war, ein Licht an, und kroch unter das mit Stroh gefüllte Bette, um den Schlüssel zu suchen, war aber noch darunter beschäftigt, als sie schon ängstlich nach Wasser rief, um das angezündete Bette zu löschen. Das nach den Maiwürmern abgeschickte Mädchen suchte zuerst im Hause nach Wasser, fand aber keinen Tropfen, mußte daher in das benachbarte Haus laufen, machte auch sogleich Lärm, allein als Wasser und Menschen kamen, stand das Wohnhaus des Klein in vollen Flammen, und wurde von selbigen auch gänzlich verzehrt.

Hätte das unglückliche Weib Kenntniß und Ueberlegung genug gehabt, so wäre es ihr wahrscheinlich nicht schwer geworden, vermittelst der Betten dem Feuer die Luft zu entziehen, und solches dadurch in der Entstehung zu dämpfen; so aber rettete sie mit eigener dringender Lebensgefahr blos die beiden jüngsten Kinder, und verließ die brennende Hütte, von den Flammen im Gesichte dergestalt beschädigt, daß sie wahrscheinlich ihre Unvorsichtigkeit, wo nicht mit dem Leben, doch mit dem Verluste beider Augen bezahlen wird.

Allein dieses ist noch nicht alles — die beiden ältesten Kinder, zwei Mädchen von zehn und acht Jahren, konnten entweder nicht gerettet werden, oder wurden in der Angst vergessen, und starben daher den Feuertod, den schrecklichsten unter allen.

Man denke sich das Gefühl des vom Felde wiederkehrenden Vaters, der sein kleines Habe von den Flammen verzehrt, sein Weib wenigstens elend für immer, und seine beiden ältesten Kinder so schrecklich von seiner Seite gerissen, finden mußte, mit der Aussicht auf eine Criminal-Untersuchung wider die Mutter, als fahrlässige Brandstifterin, wenn sie wider Vermuthen hergestellt werden sollte. —

45) Welche traurige Folgen es haben kann, wenn man kleine Kinder allein und ohne Aufsicht läßt, zeigt folgende Geschichte, die sich im Jahr 1798 zu Geyßing im Erzgebirge ereignete. Eines Bergmanns Frau, hatte ihr Töchterchen, welche vier Jahr und einen Monat alt war, in der Abenddämmerung allein gelassen, um einige Bedürfnisse zu holen. Ihr Mann, so wie ihre Schwiegerältern, die auch mit auf ihrer Stube wohnten, waren ebenfalls weggegangen, und sonst wohnte niemand im Hause, also war dieses Kind ganz verlassen. Da es nun anfing,

finster zu werden, so hatte es, vermuthlich weil es sich im Finstern allein zu seyn fürchtete, einen Span genommen, und sich denselben durch eine kleine am Ofen, der übrigens von außen geheitzt wird, befindliche Oeffnung angezündet. Hierbei war des Kindes Schürze in Brand gerathen, und so hatte sich das Feuer dergestalt verbreitet, daß alles, was es anhatte, bis aufs Leibchen, verbrannt war, und die dicken Beine nebst dem Unterleibe schwarzbraun wie geröstet waren, als die Mutter eine halbe Stunde darauf nach Hause kam. Der Unterleib war so vom Feuer angegriffen, daß die Haut keine Blasen mehr erzeugte, und die Eingeweide auch schon sehr verletzt seyn mochten. Es wurden nun zwar alle Mittel versucht, es noch zu retten, aber es starb den Morgen darauf um zehn Uhr unter unsäglichen Schmerzen. Es war übrigens vor Angst, als es das Feuer ergriffen hatte, in die Kammer gelaufen, wo sich brennbare Sachen, als Flachs und dergleichen befanden, und es hätte folglich ein noch weit größeres Unglück daraus entstehen können.

Feuerbesprechen.

46) Vor einigen Jahren entstand in dem Hannöverschen Dorfe N.. eine starke Feuersbrunst. Ein Künstler aus B., der sich bei dem Prediger in demselben Kirchspiele aufhielt, war gleichfalls nach dem Dorfe gelaufen, um sich bei dem gemeinen Manne durch seine abergläubischen Künste das Ansehn zu geben, als wenn er das Feuer besprechen könnte. Nachdem bereits einige Häuser in die Asche gelegt waren, und er vermuthen konnte, daß die Flamme nicht weiter um sich greifen würde, nahm er zwei Strohhalme kreutzweis in die Hand, und murmelte dabei einen Feuerseegen. Der alberne Feuerbesprecher ließ es aber bei der Anrede an das Feuer nicht bloß bewenden, sondern er ging in seiner Thorheit sogar so weit, daß er die Leute zu bereden suchte, sich weiter um nichts zu bekümmern, unter dem Vorwande: daß das Feuer, so lange er die Strohhalme kreutzweis in seiner Hand hielte, nicht weiter kommen könnte. Viele wurden auch dadurch wirklich von der Arbeit bei dem Feuerlöschen abgehalten. Sie versammelten sich um diesen eingebildeten Geck, und sahen ihn als einen Hexenmeister an, der mit seinen Strohhalmen

den Elementen gebieten könnte. Allein die fürchterliche Flamme griff aufs neue um sich, und schlug aus dem Strohdache eines andern Hauses baumhoch in die Luft. Ein vernünftiger Beamter ermunterte die Leute aufs neue zur Arbeit, gab dem närrischen Feuerbesprecher wegen seiner abergläubischen Künste einige Stockschläge und traf aufs neue die besten Anstalten, wodurch die Wuth der Flamme gehemmt wurde. Das Haus aber, das nach dem Feuerbesprechen noch von der nahen Glut entzündet ward, konnte nicht gerettet werden, sondern ward ein Raub des Aberglaubens.

Gefühllosigkeit.

47) Eine alte bekannte Frauensperson, die sich gern in Branntwein betrank, kam im Anfange des Jahres 1785 in den Krug zu Golzow (ein adeliches Pfarrdorf im Zauchschen Kreise der Mittelmark) trank sich satt und taumelte darauf fort nach einem zu Golzow gehörigen, etwa eine Stunde davon gelegenen Kolonistendorfe, wo sie wohnte. Gar nicht weit von Golzow blieb sie schon liegen und fing an zu erstarren. In die-

sem Zustande fand sie ein Bauer, der mit einem ledigen Schlitten aus dem Holze kam, sprach mit ihr, und war so hartherzig, sie liegen zu lassen, ob sie ihm gleich sagte, daß sie gern wieder nach Golzow zurückkehren möchte. In der äußerst kalten Nacht mußte sie erfrieren, und ward des Morgens todt nach Golzow gebracht. Verdient der Fühllose, der sein leidendes Mitgeschöpf hülflos ließ, nicht mit Schande gebrandmarkt zu werden? — —

Geldsucht.

48) Kurz vor den Osterfeiertagen 1786 kam ein Kürschner aus Böhmen mit zwei an einen kleinen Wagen gespannten Schweißfüchsen nach Pfaffreda, einem Dorfe nicht weit von der böhmschen Gränze, drei Meilen von Freiberg, und bot diese Pferde in der Schenke feil. Da er aber für jedes nicht mehr als vierzig Thaler, also weit weniger, als sie werth waren, forderte: so erregte dies sogleich Verdacht. Der Herr Kammerherr ließ ihn daher arretiren und die Pferde in Verwahrung bringen. Als man nun nach Böhmen schrieb, erfuhr man, daß er die

Pferde bei einem Müller entlehnt und sich damit von des Müllers Knechte nach einem gewissen Orte hatte bringen lassen wollen. Er hatte aber unterweges den Knecht mit einem Scheit Holz erschlagen, den todten Körper einige Meilen weit auf dem Wagen mitgenommen, ihn dann in ein Gebüsche geworfen und mit dem Wagenkorbe bedeckt. Dieser Uebelthäter ist von sehr ehrlichen Aeltern gebohren und an seinem Geburtsorte hat man ihm das beste Zeugniß gegeben. Er hatte sich aber unter einer andern Herrschaft ein Stück Landes gekauft und bis auf vierzig Gulden bezahlt. Wahrscheinlich hat ihn nun der Wunsch, diese rückständige vierzig Fl. bald zu schaffen, zu diesem Morde und Diebstale verleitet: so wahr ist es, daß die da reich werden wollen, in Versuchung fallen, und daß der Geitz eine Wurzel alles Uebels sey. Den Tag nach den Feiertagen wurde der Mörder von dem Müller und seinen Söhnen, nach Erstattung der Unkosten, abgeholt, und nun erwartet er den Lohn seiner Bosheit. Hätte er die vierzig Fl. durch Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben gesucht, so dürfte er nicht in der Blüthe seiner Jahre einen so sauren Gang thun.

Genießlust.

49) Vor einiger Zeit wurde im *** schen ein angesehener Civilbedienter, wegen eines beträchtlichen Rückstandes in herrschaftlichen Rechnungen, seines Amts entsetzet. Er war kein Spieler — er verwandte nichts unnöthigerweise an Kleiderpracht — er hielt keine Gastereien — er hatte nur zwei Kinder — er erlebte keine Unglücksfälle, und doch kam der Mann bei einer Einnahme von achthundert Thaler nicht aus. Und warum? — er war ein Sclave seines Gaumens. Ohne delikate Gerichte konnte er sich bei keiner Mahlzeit begnügen, ein guter Bissen mochte kosten was er wollte, er mußte ihn haben. Dieß allein brachte ihn in sein gegenwärtiges Elend, und seine Mutter war die erste Ursache davon. Als Kind war er vor seinen übrigen Geschwistern ihr Liebling, und sie gab ihm ihre Vorliebe beständig durch gereichtes Naschwerk zu erkennen.

Er und sein Bruder bezogen beide zugleich die Universität, und wenn letzterer sich manches anständige Vergnügen machte, blieb jener zu Hause, und verzehrte unterdessen eine Pastete, oder sonst etwas Leckerhaftes; und diese Lüsternheit brachte ihn endlich um Amt und Brod. So

können Mütter ihre Kinder auf die ganze Lebenszeit unglücklich machen, aus einer Art von Liebe, die man Affenliebe zu nennen pflegt.

Gespensterfurcht.

50) Ein Bauer hatte die heftigsten Gliederschmerzen. Sein Bader konnte ihn nicht davon befreien, darum wollte er sich durch die Sympathie heilen lassen. Er kam zu einem, der sich darauf verstand. Dieser rieth ihm, des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr einen Todtenkopf von dem Kirchhofe zu holen, und sich aus dessen Schädel ein Pulver zu bereiten. Der Bauer, voll von Gespenstergedanken, kletterte über die Mauer des Kirchhofes, und näherte sich dem Beinhause. Er stand aber wie angewurzelt, als er von ferne die vom Monde beleuchteten Todtengebeine sah. Die Liebe zum Leben überwand seine Furcht. Er ging ins Beinhaus, mit verschlossenen Augen, und nahm einen Todtenkopf. Kaum hatte er ihn ergriffen, so hörte er etwas neben sich ächzen. Die Furcht gab ihm Flügel. Er stürzte aus dem Beinhause, fiel über ein Grab und blieb neben demselben in der Epi-

lepsie liegen. Der Todtengräber fand ihn am andern Morgen sinnlos, trug ihn nach Hause, woselbst er kurz darauf starb. Jedermann hielt es für eine Gespenstergeschichte, bis man erfuhr, daß die Sache ganz natürlich war. Der Sohn des Müllers hatte in der Nachbarschaft ein Rind verkauft, und das daraus gelöste Geld verspielt. Aus Furcht vor der Strafe ging er nicht nach Hause, sondern schlief in eben derselben Nacht im Beinhause, als der unglückliche Bauer sein Heilmittel holen wollte.

51) Wie gefährlich jeder Aberglaube, und namentlich auch die beängstende Furcht vor spukenden Wesen höherer Natur, besonders auf dem Lande, noch immer ist, davon zeigt unter andern auch folgender Vorfall. Im Anfange des Novembers 1790 war zu Stotternheim bei Erfurth Kirmse. Einige Kinder gingen hinter das Dorf und spielten mit einander. Da sie des Spiels überdrüßig waren, wollten einige davon nach Hause, andre nicht. Von jener Parthei fiel es einem ein zu sagen: Hier giebts Irrwische, und nun kommen sie bald. Gesagt und eilig davon gesprungen war eins, und die andern hinterdrein. Aber eins davon konnte nicht nachkommen, und die Furcht ängstigte es so sehr, daß es sich außer Athem lief und starb.

52) Eine sonst gute und ehrliche Bauersfrau aus einem Dorfe ohnweit Jena, war im Hause ihres neuen Schwiegersohnes Abends allein in einer Kammer, wo sie zu thun hatte. Hier fällt ihr plötzlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: wie, wenn dir jetzt die erste selige Frau deines Tochtermanns erschiene! Mit diesem Eindrucke kehrt sie bei einbrechender Nacht zurück nach ihrem Wohnorte. Unterwegs däucht es ihr nun, weil sie diesen Gedanken immerfort im Kopfe behielt, und sich fürchtete, als legte sich etwas schweres in ihren Korb, den sie auf dem Rücken trug, und als müsse sie dies den ganzen halbstündigen Weg über, durch ein Hölzchen, bis nach Heilsberg, ihrem Wohnorte, tragen. Mit der größten Herzensangst legt sie den Weg zurück, kommt leichenblaß bei den Ihrigen an, und — stirbt wenig Tage darauf, als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubischen Furcht. Denn die Schwere, die sie in den Gliedern fühlte, kam blos von der Beängstigung her, die ihr Blut in den Adern stocken machte.

Gewitter.

53) Befindet man sich zur Zeit eines Gewitters in einem Hause oder Zimmer, das mit keiner Ableitung versehen ist, so hat man um so viel mehr Ursach, folgende Verhaltungsregeln zu beobachten: man erhitze sich nicht, weder durch ängstliches Hin- und Herlaufen, noch durch reibende Bewegungen, vornämlich bei der Elektrisirmaschine, und am wenigsten bei der Schleifmaschine der Messerschmiede; denn man findet in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu Paris, daß das Gewitter einigemal in dergleichen Werkstätte eingeschlagen, wo das heftige Reiben der Klinge am Schleifrade, welche angefeuchtet wird, die Gewitterwolke leicht herbeizieht. Man vermeide das Schwitzen, ziehe die erhitzten Kleider aus, und lege andere an, wodurch sich die Ausdünstung des Körpers vermindert. Selbst die vom Regen durchnäßten Kleider, die am Leibe warm werden, ziehen den Blitz als Ableiter an sich. Ein heißer Schweißdunst und nasse Kleider zugleich, verdoppeln die Gefahr.

Man setze sich, wenn ein Gewitter aufsteigt, mitten ins Zimmer, entfernt von den Fugen der Fensterrahmen, welche jederzeit mit den Schlüs-

fellöchern der Stuben- und Hausthüren, so wie mit den offenen Schornsteinen in Verbindung stehen, und Zugluft machen. Sollte der Blitz in eine Stube einschlagen, so trifft er gemeiniglich auf dichte Körper, sonderlich auf Metalle, oder kochende Dämpfe, welche elektrisch sind. Gescheuerte nasse Fußböden sind, ausgenommen bei einem Gewitter, im heißen Sommer nützliche Leiter der menschlichen Elektricität oder Hitze; zur Zeit des Gewitters aber, so wie ein Dielennagel und eine Fuge in den Dielen gefährlich.

Die natürlichen Grotten und unterirrdischen Höhlen, die etwas tief sind und wenig Gemeinschaft mit der äußern Luft haben, werden selten vom Blitze getroffen; wofern sie nicht unter oder um sich metallische Materie, oder andere dergleichen Substanzen haben. Ueberhaupt geben kalte, aber nicht feuchte oder dumpfige Oerter einen sichern Aufenthalt.

Alle Zugluft ist gefährlich, denn der Blitz folgt dem Luftzuge; daher verschließe man beim Gewitter die Fenster. Eine Thüre kann offen stehen, damit die erstickenden Dünste bei sich ereignendem Falle, nicht im Zimmer bleiben; weil der Schreck und die Betäubung den Menschen hindert, aus einer Stube zu fliehen, durch welche der Blitz gefahren ist. Je weniger eine Stube

mit Dämpfen angefüllet ist, je öfter sie durch Fenster und Thüren gelüftet und mit frischer Luft versehen ist, destoweniger wird der vorbeifahrende Blitz angezogen. Er bleibt an den Wänden, die in neuen Gebäuden stärker leiten, und wird nicht gegen die Stubenmitte geleitet.

Daher muß man sorgfältig alle Oerter meiden, wo brennbare Dünste sich angehäuft haben, und viele Lichter brennen. Zur Zeit des Gewitters müssen nicht viele Menschen in einem Zimmer beisammen seyn; weil durch die vielen Ausdünstungen die Luft verunreiniget und dem Blitze Gelegenheit gegeben wird, den leitenden Dünsten zu folgen. Kirchenandachten und Schulversammlungen sollten also nicht allein aus diesem Grunde bei einem Gewitter billig geschlossen werden, sondern auch, da die Kanzel gemeiniglich an einem Pfeiler steht, oder am Altare angebracht ist, wo Vergoldungen und Metalle befindlich sind: so sind diese Oerter, nebst der Kirchenorgel, jederzeit am meisten dem Blitze ausgesetzt, und also gefährlich.

Eben so gefährlich ist es, bei einem Gewitter in der Küche zu seyn, und noch gefährlicher, unter dem Schornsteine zu stehen, am gefährlichsten aber Feuer auf dem Feuerheerde zu unterhalten; weil Schornsteine einen beständigen Luftzug ma-

chen, welchem der Blitz folgen kann; sie sind der Kontrast von Blitzableiter, d. i. Blitzzuführer. Außerdem befinden sich in der Küche metallne Gefäße, Zinngeräthe, Mörser und dergl., die alle den Blitz an sich ziehen. Ferner sind die Schornsteine die höchsten Theile eines Gebäudes, folglich vor allen andern dem Blitzgange ausgesetzt. Brennt auf dem Heerde Feuer, so ist der davon aufsteigende warme Rauch, als ein Leiter anzusehen, welcher den Blitz bis in den Schornstein herabzieht. Da auch Feuer die Luft verdünnt, und an die Stelle der verdünnten Luft immer wieder andere Luft tritt: so wird dadurch offenbar ein Luftzug verursacht, welcher dem Blitze Gelegenheit verschafft, in das Gebäude einzuschlagen. Daher sieht man, wie ungereimt diejenigen handeln, welche zur Gewitterzeit absichtlich ein Küchenfeuer anmachen.

Alles, was sehr ausdünstet, ist dem Blitze mehr ausgesetzt, als andere Dinge, welche weniger Atmosphäre haben. Unter den Menschengattungen gehören dahin die Mohren, welche vom Blitze mehr getroffen werden, und schon ein Italiener dünstet stärker als ein Norddeutscher.

Unter den Thieren riecht man schon auf der Straße eine Heerde Schweine in freier Luft und in Ställen; welche Hitze und Dämpfe geben

Pferde, Schafe und Kühe von selbst, sonderlich wenn draußen kaltes Wetter ist. Wenn der Blitz unter eine Heerde Schafe schlägt, so bleibt keines am Leben. Man hat sogar bemerkt, daß der Blitz alle Knochen der Schafe gänzlich zerschmettert, und keine derselben ganz gelassen habe. Folglich muß man sich von dergleichen Thieren zur Zeit eines Gewitters entfernen. Unter den Hausthieren sind Hunde und Katzen im Gewitter eine sehr gefährliche Gesellschaft, welche man alsdann von sich entfernen muß.

Man verlasse zur Nachtzeit bei einem Gewitter das Bette, um das Schwitzen zu vermeiden; wofern man die üble Gewohnheit hat, im Sommer, da eben die Gewitter gewöhnlich sind, unter einem Federdeckbette, und nicht unter einer gestepten Decke zu schlafen, um von solchem Unglücke nicht unbereitet, oder wohl gar im Taumel der Trunkenheit überfallen zu werden. Man hält zwar, wiewohl ganz irrig, ein Federbette wegen der Federn, welche isoliren, für einen sichern Aufenthalt gegen die Zudringlichkeit des Blitzes; aber man hat doch Beispiele, daß der Blitz das Bette entzündet, und die darin liegenden Personen getödtet hat. Außerdem ist ein solcher, unter so gefährlichen Umständen völlig ungeschickt, sich

selbst zu retten, und seinen leidenden Nebenmenschen die schuldige Hülfe zu leisten.

Man verwechsele die Klingeldräthe, so aus den Zimmern geleitet sind, mit seidnen Schnüren; damit der Blitz nicht zu uns geführt werde.

Man stelle sich nicht vor einen Spiegel; denn dieser kann eine geladene Scheibe vorstellen.

Fensterscheiben, von Regen genässet, sind es ebenfalls; sie pflegen aber nur von der Erhitzung zu zerspringen, jedoch meistentheils nach außen hin zerschmettert zu werden. Das Spiegelglas wird hingegen von dem hintern Metallbelege abwärts mit großer Gewalt zersprengt, welcher Umstand gefährlich werden kann. Die nasse Frontenwand selbst kann den Ueberspruug ins Stanniol und die Vergoldung bewirken.

Auf freiem Felde, oder außer dem Hause, im Garten, auf der Reise, hat man folgende Verhaltungsregeln zu beobachten.

Man vermeide durch einen zu schnellen Gang vor der Annäherung des Gewitters, das Schwizzen; und wenn dieses dennoch erfolgt wäre, so suche man durch Ausruhen oder langsames Gehen, ehe das Gewitter näher rückt, sich nach vnd nach wieder abzukühlen.

Gefährlich ist es, in starkem Gewitter un-

ter einem Baume Schutz zu suchen; die Blätterspitzen saugen die elektrische Materie an sich.

Eben so muß man sich von Teichen, Springbrunnen, Wasserpumpen, und von jedem Wasser entfernen; weil Wasser und Metall der stärkste Leiter ist.

Jede schnelle Ortsveränderung ist, so wie alles Laufen, Reiten und Fahren so wie das Rudern gefährlich; weil man dadurch einen schneidenden Windzug der elektrischen Materie gegen sich eröffnet.

Selbst der Regen auf den Kleidern schadet, obgleich Franklin behauptet, daß nasse Kleidungen den Blitz ohne Beschädigung durchlassen. Die Näße zieht ihn allezeit an sich, daher sichern trockene Kleider, und seidene noch mehr.

Thürme, hohe Berge, und alle Höhen geben Anlaß, daß der Athem und die Ausdünstung des Menschen, und selbst seine Haare das leisten, was eine metallne Gewitterstange thut; indem der Mensch aus einer verdichteten Luft in eine dünnere Luftschicht hinübersteigt.

Sollte man sich, wegen der gar zu großen Nähe der Gewitterwolke, in dem besondern Falle befinden, in welchem sich schon Personen befunden haben, auf welche die Gewittermaterie dergestalt zuströmte, daß die Knöpfe an ihren Kleidern,

dern, und alles, was sie von Metall an sich trugen, mit Feuerbüscheln wie übersäet war: so wäre es rathsam, sich auf die Erde niederzulegen, um das heftige Andringen der Gewitterwolke auf sich, durch diese neue Richtung abzuleiten.

Die Zugluft, welche an den Straßenecken, woher der Wind bläset, am heftigsten anfällt, muß auch von denen vermieden werden, welche das Gewitter auf den Straßen einer Stadt übereilt, und die gemeiniglich unter den Thorwegen, in der offnen Hausthüre, die allezeit vom Hofe und dem Schornsteine einen heftigen Zug bekömmt, Schutz suchen. Man muß sich nicht an die Hauptwände oder Pfeiler stellen.

Wenn der Blitz eingeschlagen hat, so begebe man sich nicht sogleich an die getroffene Stelle; denn es ist sehr bekannt, daß nicht selten ein zweiter Schlag auf die nämliche Stelle zufährt, weil sich die Materie einmal den Weg dahin gebahnt, und sich die ganze Gewitterwolke nicht völlig entladen hat.

Der heftige Schrecken, bei einem in der Nähe einschlagenden Gewitter, kann entweder plötzlich Personen tödten, oder auf ihre Lebenszeit ungesund machen. Es ist daher eine Fassung des Gemüthes sehr vernünftig, eine kindliche Ergebung in den göttlichen Willen der beste Trost, und die

Geistesgegenwart ein gutes Mittel, sich und das Seinige zu retten.

Weil auch das schnelle Leuchten und Vergehen des Blitzes, der vor unserm Gesichte vorbeifliegt, leicht eine Blindheit durch das Lähmen der Sehnerven hervorbringen kann: so thut man wohl, wenn man bei einem nahen Gewitter die Augen mit der Hand oder einem Tuche bedeckt, und bei Nachtzeit das Zimmer durch ein Licht erleuchtet.

Vom Blitze getroffene Personen kommen in der Todesart solchen sehr nahe, welche von Dämpfen erstickt worden; aber man muß auch dabei erwägen, daß ihr ganzes Nervensystem, nebst dem Körper, durch den Blitz erschüttert, und also sehr geschwächt worden. Das Blut wird im Kopfe schnell angehäuft, die Lungen sinken ohne Schnellkraft zusammen, davon hört das Athemholen auf: es geschieht also eine Erstickung; und dieses erfolgt von den schwefelartigen, sauren Gewitterdämpfen. Folglich muß man eilig einen Wundarzt rufen, welcher die Drosselader öffnet, und andere zweckmäßige Mittel anwendet. Vorher muß man dem Scheintodten Luft in die Lungen einblasen, Salmiakgeist unter die Nase halten, den ganzen Körper, sonderlich aber den Rückgrad, mit wollnen, mit Branntwein benetzten Tüchern

lange reiben, und die übrige Pflege dem Arzte überlassen.

Wenn sich ein Donnerwetter dem Orte nähert, wo ein Barometer ausgehängt ist, so fängt das Quecksilber an, in der Röhre zu steigen. Je näher das Gewitter zum Zenith des Beobachters kömmt, desto höher steigt das Quecksilber, und es erreicht seinen höchsten Stand, wenn das Gewitter dem Beobachter am nächsten ist. Sobald aber das Gewitter sein Zenith verläßt, oder seine Distanz von dem Beobachter zu wachsen anfängt: so vermindert sich auch das Atmosphärgewicht, und so fällt auch nach diesem Verhältnisse das Quecksilber in der Glasröhre.

So lange also das Quecksilber in der Röhre noch nicht steigt, so ist dieses ein Zeichen, daß man sich noch zur Zeit nicht in der Atmosphäre der Wetterwolke befindet, ob es gleich donnert, und man hat nichts zu befürchten; sobald der Merkur aber zu steigen anfängt, folglich in die Atmosphäre der Gewitterwolke eintritt, so nähert sich auch die Gewitterwolke dem Beobachter, und die Gefahr wächst, weil sich der Kern der elektrischen Wolke unserm Haupte nähert. Sobald nun der Merkur wieder zu fallen anfängt, d. i. wenn der Austritt aus der Gewitterwolke erfolgt: so hat der Beobachter für seine Person

nichts mehr zu befürchten. Rosenthal hat diese Beobachtung bei einigen Wetterschlägen richtig befunden.

54) Am 17ten Junius 1776 fiel auf dem Felde bei dem Dorfe Brühl, eine halbe Stunde von Schwetzingen, bei einem starken Regengusse, ein heftiger Donnerschlag. Der Blitz hatte ein Mädchen von achtzehn Jahren getroffen, welches sich nebst einem Knechte, unter einen einzeln stehenden Birnbaum gestellt hatte. Er fiel nämlich auf einen der Hauptäste, welchen er sehr beschädigte, schlug einen darauf stehenden Querast ab, und fuhr an dem Stamme herab. Hier theilte er sich in zwei Strahlen, deren einer gerade auf den Kopf des Mädchens, der andere in der Richtung zwischen ihm und dem Knechte herablief.

Das Mädchen ward todt über den Hügel in den Weg hinabgeworfen: der Knecht, ob er gleich nicht getroffen war, stürzte doch zugleich sinnlos nieder, und als er sich wieder erholt hatte, und nach Hause geführt ward, befiel ihn noch einigemal eine Ohnmacht. Er klagte hernach noch über Schmerzen im Kreuze und Mattigkeit in den Beinen. Man besahe den Körper des Mädchens zehn Stunden nach dem Wetterschlage. Sein Gesicht war gar nicht verstellt, hatte nicht die Todtenfarbe, sondern sahe aus, wie bei gesunden

schlafenden Menschen. Als man es herumdrehete, floß ihm das Blut, welches von schöner Farbe war, häufig aus der Nase.

55) Den 30sten des Brachmonats 1778 erhob sich Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr ein heftiges Gewitter. Ein Soldat von der Mannheimschen Besatzung, der nach dem eine Stunde von dort gelegenen Dorfe Mundenheim gehen wollte, ward nahe an diesem Orte vom Regen überfallen. Er stellte sich unter einen großen Bellenbaum, an den er sich mit dem Rücken anlehnte, und eine Weibsperson stellte sich gerade vor ihn hin. Jener hatte eben die Augen auswärts nach den Aesten gerichtet, um zu sehen, ob sie ihn dicht genug bedeckten, als der Blitz auf ihn herab schoß. Er ward zu Boden geworfen, und auf eine Zeitlang seiner Sinne beraubt. Die Weibsperson ward nur leicht am Fuße getroffen und nicht umgeworfen. Der Soldat ward in ein Haus des genannten Dorfes gebracht, wo er nach einigen Stunden von der Betäubung zurück kam. Er wußte aber nichts von dem ganzen Vorgange, sondern der letzte Gedanke, dessen er sich erinnerte, war, daß er nach den Aesten hinauf gesehen habe.

56) Am 5ten Mai 1789 ward, eine Meile von Lausanne auf dem Felde, ein zwanzigjähriges

Mädchen vom Blitze getödtet. Es stand daselbst ein großer wilder Birnbaum ganz einzeln. An einem Zweige desselben, etwa zehn Fuß unter seinem Gipfel, hatte der Strahl die Rinde, und beim Anfange und Ende seiner Spur auch etwas vom Holze mit abgerissen. Er war nämlich diesem Zweige bis zu einer Biegung, die zum Stamme führt, gefolget. Unter dieser Biegung sahe man ein senkrechtes Loch in der Erde, drei Zoll weit, und etwa zwei Fuß tief, an dessen Grunde sich schlammigte Erde befand, und etwas niedriger, ohngefähr drei und einen halben Fuß vom Stamme, war noch eine aufgeworfene, zwei bis drei Fuß breite Stelle mit eben solchem schlammigten Grunde. — Hier neben lag das Mädchen auf dem Rücken, ganz von seinen Kleidern entblößet, welche zerrissen, hoch in die Luft gesprengt und weit umher zerstreuet waren. — Man fand an dem Leibe der Erschlagenen nur eine Verletzung am Brustbeine, elf Linien lang, fünf breit, vier und eine halbe tief, von natürlicher Farbe mit Entblößung und geringer Absplitterung des Knochens. An dieser Stelle war ihr Leibchen mit zweien eisernen Haken (bouclettes) befestigt gewesen, welche doch nicht geschmolzen oder beschädigt worden. Es waren ihr auch am Vorkopfe Haare ausgerissen, und einige derselben, wie auch Stücke von

den Kleidern, hingen fest in der Rinde des Baums um die zerrissene Stelle. Sie hatte eine Egge zu Felde getragen, welche vier bis fünf Schritte weit von ihr geworfen, aber unbeschädigt war. Zeichen von Versengung waren weder am Baume, noch an dem Mädchen zu finden: auch war der entblößte Theil des Brustbeines so weiß und natürlich von Farbe, als wenn es mit einem schneidenden Werkzeuge verletzt wäre.

57) Eine hochschwangere Person, von ohngefähr neunzehn Jahren, ward auf dem Wege nach Trautenstein von einem Gewitter und starken Platzregen überfallen. Sie stellte sich unter eine hohe Tanne, und diese ward mit ihr vom Blitze getroffen. Man fand sie bald nachher, und am folgenden Tage ward der Körper von Obrigkeits wegen besichtiget. Das Gesicht und der ganze Kopf waren sehr angeschwollen, mit braunen und blauen Flecken unterlaufen, und von vielem schaumigten Schleime verunstaltet. Aus Nase, Mund und Ohren lief Blut, dessen Geruch schon eine große Fäulung anzeigte. Der Unterleib war bis zum Zerplatzen ausgespannt, gleichfalls blaufleckig, und die Adern waren stark mit Blut angefüllt. An der linken Seite des ganzen Körpers fanden sich viel kleine Wunden, als wenn sie mit Bleischrot angeschossen wären, deren Rand schwarz

verbrannt aussah. — Der Körper des Kindes war gleichfalls sehr angeschwollen, und die ganze Haut braun und blau unterlaufen. —

58) Am 5ten September 1781 zog, unter mehrern, eine Gewitterwolke, die um das südliche Ende des Deistergebürges herkam, mit Hagel, Sturm und Platzregen, südlich etwa eine halbe Meile vor Hannover vorbei, und traf die Gegend, wo zwei Bataillons Artillerie ein Uebungslager bezogen hatten. Einige der Zuschauer flüchteten auf ihrem Rückwege zur Stadt einer Hecke zu, in welcher verschiedene gekappte und in vielen Zweigen wieder ausgewachsene Eichbäume standen. Der an der westlichen Ecke dieser Hecke stehende, ist etwas größer und höher als die übrigen in der Reihe, und von der Seite, von welcher das Gewitter herkam, auf tausend Schritt der höchste Gegenstand; weiter nach Nordosten aber stehen verschiedene ungekappte, wohl zehn bis funfzehn Fuß höhere Eichbäume. Unter, und dicht hinter jenem erst genannten Baume, welcher aus dreien dicht bei einander, aus einer Wurzel hervorgewachsenen Stämmen bestand, hatten acht Personen Schutz genommen, und darunter ein Knabe sich zwischen zwei der Stämme angelehnt. Nun traf ein Wetterstrahl den Baum, welcher in der Höhe von etwa sechszehn Fuß ge-

kappt war, dessen hervorgesproßte Zweige aber, die sich in dünne Ruthen endigten, bis zu einer Höhe von etwa sieben und zwanzig Fuß aufgeschossen waren. Alle diese häufigen Zweige waren unversehrt: nur an dem Stamme, welcher am meisten südlich steht, waren unter einem zehn Fuß hoch von der Erde befindlichen, mit hervorgesproßten Zweigen bedeckten Auswuchse an der östlichen, von dem Platzregen nicht getroffenen Seite, die Spuren des Blitzes sichtbar. Man fand nämlich daselbst zwei frisch ausgefurchte, etwa vier Zoll von einander hinablaufende Vertiefungen, deren eine funfzehn, die andre ein und zwanzig Zoll lang, und welche an einigen Stellen drei Zoll breit waren, aber nicht tiefer als die etwa sechs Linien dicke Rinde gingen. Die am Baume gebliebene Rinde war am obern Ende dieser Furchen glatt abgeschnitten, am untern aber widerspänig, und wie in Borsten sträubend. Das entblößte Holz darunter war unausgehöhlt und unversehrt geblieben. Ueber diesen beiden Furchen waren in der Oberfläche der Rinde einige schwache Spuren, welche vermuthen ließen, daß der Blitz sich über jenen Auswuchs des Baums von der westlichen zur östlichen Seite herumgeschlungen habe. — Gerade unter dieser Stelle hatte sich der Knabe befunden. Der Hutkips des-

selben war in viele Stücke zerrissen, umher zerstreut, und von dem darin befindlichen Ziegenhaare sowohl, als von des Knaben abgesengten Haaren, hatte etwas noch über der Stelle, wo er gesessen, an der Rinde des Baums gehangen. Die aus einem wollenen Kamisol, Brusttuch und Beinkleidern bestehende Kleidung soll ganz zerrissen, auch die Knöpfe davon und die zinnerne Schnalle des einen Schuhes angeschmolzen gewesen seyn. An dem andern Schuh, der vom Fuße herabgeschlagen war, fand man das Oberleder von dem Orte der Schnalle an, welche aber nicht gefunden ward, bis zur Spitze desselben, wie auch die Hinternath aufgerissen, und an der ganzen rechten Seite die Sohle davon abgetrennt, aber so wenig daran, als an dem Stücke vom Hute Spuren von Versengung. — Unten, dicht an der Stelle, wo der Knabe gesessen hatte, war eine Verletzung an der Wurzel des Baumes sichtbar, und ein Loch in dem Rasen daselbst befindlich.

Ganz nahe neben dem Erschlagenen, und zwar gegen Osten, wo der Sturm und Regen hinging, standen vier Männer, deren Kleidungen bereits mehrentheils durchnässet und sie selbst durch das Laufen in Schweiß gesetzt waren. Plötzlich sahen sie den Blitz als einen großen Klumpen Feuer auf sich zufahren. Dem am Baume und an dem Kna-

den zunächst stehenden, war der rechte Rockermel an fünf Stellen nahe bei einander, und darunter auch das Hemde durchlöchert. Der Arm war an eben diesen Stellen leicht an der Haut versehrt. Von dort waren verschiedene Strahlen um den Arm herumgelaufen, und hatten die Haut mit den Haaren versengt. —

Der zweite von dieser Gesellschaft hatte ein blautuchenes, mit einer silbernen, etwa eines Strohhalms dicken Schnur eingefaßtes Kleid, mit Knöpfen, die mit demselben Tuch überzogen und mit einem kleinen gestickten Rande von Silber versehen waren, angehabt. Der Strahl war ihm, wie die Spuren zeigten, gerade vor der Brust auf die Schnur des daselbst zugeknöpften Kleides zugefahren, und an selbiger hinabgelaufen.

Der dritte nebenstehende Mann war von einem Strahle dieses Blitzes etwa einen Finger breit über dem rechten Knie getroffen, woselbst das Tuch der Beinkleider etwa drei Zoll lang zerrissen, die Fäden des darunter befindlichen Parchents aber auf zwei Zoll lang und einen Zoll breit nur siebartig geworden.

Der Vierte war nur an seinen Schuhen verletzt. An zweien Stellen des rechten war das Oberleder von der Sohle abgerissen, der linke an drei Orten fein durchlöchert und mitten unter der

Sohle desselben eine wie mit Schießpulver verbrannte Stelle zu sehen.

In geringer Entfernung von dieser Gesellschaft hatten auch drei Weiber Schutz vor dem Regen genommen. Sie wurden gleichfalls zu Boden geworfen, und haben, ohne merkliche Versehrung ihrer Kleider, nur über einige schmerzhafte, wiewohl leichte Verletzungen geklagt, davon die beträchtlichste ein blauer Fleck, wie von einem Schlage war.

Alle diese, unter und neben dem vom Blitze getroffenen Baume befindliche Personen, wurden sinnlos zur Erde und in das Wasser gestürzt, welches vor dieser Hecke in der Furche des Landes von dem Platzregen hinströmte. Die erstern viere blieben lange ohne Empfindung. Die erste, welche zunächst bei dem getödteten Knaben stand, berichtet, noch den Blitz als einen großen Klumpen Feuer auf seinen Ermel, und darauf nach seiner Urtasche zufahren, gesehen zu haben; darauf sey ihm gewesen, als würde ihm der Kopf niedergedrückt, und so sey er über und zwischen die andern eine ganze Strecke weit fortgeworfen, und ohne weiteres Bewußtseyn liegen geblieben. Er ward aber, mittelst angewandter Hülfe, so wie die andern, in wenig Tagen wieder völlig hergestellt.

59) Am 7ten Junius 1777 erhob sich ein Ge-

witter um Saint Yieux. im Limousinschen. Eine kleine Stunde von dieser Stadt saß ein Müller mit seiner Frau, seiner Magd und einem Fremden auf der Bank vor seiner Mühle. Einige Schritte davon stand ein starker und sehr hoher Nußbaum. Der Blitz traf diesen Baum, daran man zwar im Ganzen nicht große Beschädigung verspürte, aber an drei Aesten desselben zehn bis zwölf Fuß lang, ward die Rinde in einem geraden Striche, einen halben Zoll breit, mit einigen in das Holz hineingehenden Rissen, abgeschält, und es fiel drei Tage nachher von der Mitte desselben eine ziemliche Anzahl, am Rande einer Linie breit, versengter Blätter herab. Aber an drei hölzernen Stangen, zehn bis zwölf Fuß lang, die daran gelehnt standen, ward ihrer ganzen Länge nach die Rinde einen halben Zoll breit in ganz gerader Linie abgesprengt, auch gingen einige Spalten etwas ins Holz hinein. — Der Fremde, welcher am weitesten von diesem Baume saß, ward betäubt zur Erde geworfen, erholte sich aber bald wieder, und konnte eine Stunde nachher einen Wundarzt aus der Stadt holen. Die Frau, welche nächst jenem saß, fiel auch ohnmächtig nieder; es war ihr aber nur an beiden Füßen die Stelle verbrannt, wo die hölzernen Pantoffeln mit einem ledernen Riemen an-

gehalten werden, und auch diese Stellen wurden bald mit einer Brandsalbe geheilet. — Die Magd, welche näher hin saß, ward schon stärker beschädigt. Sie fiel, als erstickt, ohne Empfindungen nieder. Ihr Gesicht war aufgedunsen und roth: die Augen starr, der Mund offen, der Puls hoch, das Athemholen sehr schwer, und sie hatte öftere Zuckungen. An den Schultern und mehrern Stellen des Rückens fanden sich kleine, schwärzliche, trockene Flecken, daran aber die Haut nicht abgestreift, und auch keine Blasen aufgelaufen waren. Die Kleider über diesen Stellen waren durchlöchert. Nach einem Aderlaß am Arme ward sogleich der Athem freier. Drei oder vier Stunden darauf erhielt sie Empfindung und Sprache wieder, hatte aber noch viele Tage nachher auffahrendes Erschrecken. Mit einigen Bähungen und dergleichen, wurden die verletzten Stellen, ohne Eiterung, in acht Tagen geheilet. — Der Müller selbst, welcher dem Baume am nächsten saß, war gänzlich ohne Sprache und Bewußtseyn: das Gesicht geschwollen und roth, die Augen roth und thränend, die Augenlieder angelaufen, der Mund offen, die Zunge zwischen den Zähnen, der Athem heiß und schwer, der Puls hart und unterbrochen, und er hatte Zittern und Zuckungen. Die äußern Klei-

der waren gar nicht angegriffen, das Hemde aber an vielen Stellen, da wo auch die Haut verbrannt war, versengt. Ein Fleck auf beiden Schultern, und der rechte Arm von oben bis ans Handgelenke, (also, soweit er von Kleidung bedeckt gewesen) war schwarz, und roch nach Schwefel. Dieser Arm hatte auch seine Beweglichkeit verloren. Die Brust, der Unterleib, der Rand des Gesäßes und der hintere Theil des Schenkels an derselben Seite, waren eben so verletzt, und doch nur das Hemde, nicht die Beinkleider, versengt. Das rechte Bein war nicht verletzt; (vielleicht saß er damit so, daß es über den linken Schenkel gelegt war, und also der Strahl auf den letzten zufuhr). Die linke Wade war sehr beschädigt, und durch den wollenen Strumpf über dem äußern Knöchel ein rundes Loch gebrannt. Ihm ward in zwei Tagen dreimal Blut gelassen. Besinnung und Sprache kamen allmählich wieder; mit Hülfe von Bähungen aus Wasser und Branntwein, und durch Brandsalben, sonderten sich die Brandrinden von den verletzten Stellen in einigen Tagen ab, und es erfolgte eine gute Eiterung. Die Zuckungen dauerten jedoch bis zum fünften Tage. Die innere Hitze in den Eingeweiden, über welche er anfangs sehr klagte, ward durch eine Limonade mit etwas Salpeter gedämpft,

doch ließ das Fieber erst am fünf und zwanzigsten Tage gänzlich nach. In acht und zwanzig Tagen war er völlig geheilet.

Uebrigens zeigt auch dieser Fall die stufenweise Verletzung, nachdem diese Personen weiter von dem am Baume herunterfahrenden Blitze entfernt gewesen.

60) Ein Kolonist und Webermeister aus Rohrbach, ging am 19ten Junius 1785 von Darmstadt nach seinem Wohnorte zurück. Er hatte die Unvorsichtigkeit, sich bei einem starken Gewitterregen unter einen Nußbaum zu stellen. Der Blitz berührte den Baum, und da, wo der Mann mit dem Rücken an demselben lag, verbrannte sein Rock, Weste und Hemde; von da fuhr der Strahl nach dem Vorderleibe zu, und ging an dem linken Beine, wo noch Spuren des Brandes zu sehen sind, herab in die Erde. Sein Glück war, daß keine andern Theile verletzt wurden, und dieser Vorfall bestätigt die alte Regel aufs neue: daß man bei einem nahen Gewitter sich lieber platt auf die Erde niederlegen, als unter einen Baum treten müsse.

Glaube

Glaube an Hexerei.

61) George Keppler, Einwohner von Morlach im churmainzischen Amte Krautheim, hatte vor acht Jahren auf der rechten Seite des Gesichts, ungefähr eines Fingers breit unter dem Auge, eine kleine Blatter von der Größe einer Linse bekommen, welche zu vertreiben, mehrere Mittel vorgeschlagen und gebraucht worden waren, wobei sich aber das Uebel immer vergrößert hatte. Auf Anrathen Anderer ließ er endlich den Bader Sauer in Morlach rufen, und entdeckte diesem angeblichen Wundermanne sein Anliegen, welcher denn auch gewisse und baldige Hülfe versprach. Da sich nach einigen Wochen nicht die geringste Besserung auf seine gebrauchten Mittel zeigte, ließ der Kranke sein Mistrauen in seine Versprechungen merken, worauf Sauer antwortete: er müsse bekennen, daß, nachdem seine bisherigen Versuche fruchtlos geblieben, er selbst zweifle, den Schaden durch die sonst dienlichen Mittel heben zu können, und zwar deswegen, weil dieses Uebel keine natürliche Ursache habe, sondern einer Verhexung zuzuschreiben sey; es müßten demnach ganz andre Mittel angewendet werden. Diese besitze er, und wenn

der Patient Zutrauen zu ihm habe, wolle er ihn bald gesund machen. Voll Sehnsucht nach Hülfe verstand sich dieser zu allem, und Sauer begann seine Spiegelfechterei folgendermaßen. Zuförderst wurde von ihm eine Schüssel mit Wasser und ein Bogen Papier verlangt. Mit diesen spielte er allerhand Gaukeleien, da er sie bald hin bald her stellte und wendete, und am Ende das Papier in den Ofen warf. Während er diese Blendwerke vornahm, verbot er der Frau des Patienten, irgend jemand in das verschlossene Haus zu lassen, oder, wenn jemand an der Hausthüre klopfe, sie zu öffnen, oder zum Fenster hinauszusehen. Hierauf verlangte er zehn Karolinen von Einem Jahrgange, und siebzehn Kreuzer von Einerlei Gepräge, unter dem Vorwande, dieses Geld müsse an einem Kreuzwege vier Wochen lang unter die Erde vergraben werden, um dadurch die Hexe, die ihm das Uebel gemacht, zu bannen, und außer Stand zu setzen, ihm ferner in seiner Kur hinderlich zu seyn. In der Angst, worin der Kranke wegen seines Uebels war, und da ihm Sauer ein lateinsches Buch zeigte, welches nach seinem Vorgeben schon über hundert Jahr alt sey, ließ er sich überreden, das Geld so gut als möglich herbeizuschaffen, worauf Sauer dasselbe in der Frau und des Patienten Gegen-

wart mit seinem Petschaft versiegelte, und beide ihre Namen darauf schreiben ließ. Sauer nahm dies zu sich, nachdem er vorher noch einige ihnen unbekannte Worte hinzugesetzt hatte. Seit diesem Vorgange kam er einigemal wieder, den Patienten zu besuchen, und wollte ihn glauben machen, die Heilung gehe sehr gut von statten. Weil aber weder der Kranke noch seine Verwandten sich davon überzeugen konnten, ließ die Frau dem Sauer sagen, zu ihnen nach Morlach zu kommen, sie wolle zu der nämlichen Zeit ihren Schwager und den Schultheis zu Altenkrautheim auch dazu bestellen, um die Sache genau untersuchen zu können, und von ihm eine Erklärung zu vernehmen, ob er dem Uebel abhelfen könne oder nicht. Sauer aber erschien am bestimmten Tage nicht, sondern erst früh mit Anbruch des folgenden Tages. Die Frau erklärte, daß sie ihren Schwager und den Schultheis auch holen lassen wolle; Sauer aber antwortete, es sey genug, wenn ersterer allein komme, ging aber, ohne die Ankunft desselben abzuwarten, unter dem Vorwande, es wäre ihm nicht recht wohl, und er wolle sich im Wirthshause Branntwein geben lassen, in aller Eile weg, und eben so geschwind zum Dorfe hinaus, nahm das vergrabene Geld zu sich, und ritt davon. Wenige Wochen nach

diesem Vorgange starb der unglükliche Keppler an seinem Krebsschaden.

Goldmacherei.

62) In Wien war am 7ten Junius 1786 ein sehr trauriger Auftritt zu sehen. Der Freiherr von Szekuly, vormaliger Kaiserl. Oberstwachtmeister bei der Ungarischen adlichen Garde, ein 67jähriger Officier mit einem eisgrauen Kopfe, stand vor vielen tausend Menschen als ein Missethäter am Pranger, mit einer Tafel auf der Brust, worauf mit großen Frakturbuchstaben geschrieben war: Ungetreuer Beamter. Vorher war er infam kassirt *), ihm die Klappen von der Uniform abgerissen, der Säbel abgenommen, zerbrochen und vor die Füße geworfen worden, und nachdem er drei Tage hintereinander, jedesmal zwei Stunden lang auf öffentlicher Bühne zur Schau gestanden, wurde er, in Eisen geschlagen, unter einer starken Bedeckung nach der Festung Szegedin in Ungarn abgeführt. Die Ursache dieses harten Schicksals, zu dem ihn der

*) Abgesetzt, für unehrlich und des Dienstes auf immer unfähig erklärt.

Kaiser verurtheilte, war ein Kassenmangel von 92,400 Gulden, über die er keine Nachweisung geben konnte; indem der sonst ehrliche und brave Kavallier in die Thorheit verfallen war, Gold machen zu wollen, und so nebst seinem eignen Vermögen auch die herrschaftlichen Gelder verlaborirt hatte. Jedermann bedauert den unglücklichen Greis, und wünscht, daß jene Thorheit, die schon so viele Menschen unglücklich gemacht hat, und die, wie man sagt, durch die sogenannte Gesellschaft der Gold- und Rosenkreutzer jetzt mehr als jemals ausgebreitet wird, einmal der Wahrheit Platz machen möge: daß Fleiß, Talent und Sparsamkeit die rechten Mittel sind, reich zu werden, und daß ehrlich am längsten währt.

Hautausschlag (vertriebener.)

---

63) In Schönefeld, bei Artern im Mannsfeldschen, hatten im November 1786 zwei Kinder, ein Mädchen von elf und ein Knabe von neun Jahren einen Ausschlag am Kopfe bekommen, weil es die Aeltern vielleicht an der nöthigen Reinigung hatten fehlen lassen. Der

Vater geht in die dasige Apotheke, um sogenanntes Capuzinerpulver zu kaufen, und es den Kindern auf die Köpfe zu streuen. Dies ist eben nicht vorräthig: der Apotheker räth ihm also, statt des Capuzinerpulvers, Fliegengift zu nehmen, jedoch mit der Warnung, solches nicht auf die Köpfe zu streuen, sondern in Wasser zu kochen und mit dem Wasser die Haare zu waschen. Der Mann giebt aber das Pulver seiner Frau, ohne ihr zu sagen, daß sie es anders brauchen solle, als jenes. Sie streut es gegen Abend den Kindern auf die Köpfe, und beide empfinden bald die heftigsten Schmerzen. Die Aeltern trösten sie damit, daß es schmerzen müsse, wenn es helfen solle. Aber die Köpfe schwellen nach und nach auf, es stellen sich Convulsionen ein und die Kinder sterben, nachdem sie noch den folgenden Tag und die zweite Nacht unter dem kläglichsten Jammergeschrei zugebracht hatten. — Noch eine Menge Beispiele wären zu erzählen, wie Kinder auf ähnliche Art durch übelgewählte Mittel gegen kleine Unpäßlichkeiten ums Leben gebracht, oder auf immer ungesund geworden sind. Man sollte die Kinder in den Schulen und die Erwachsenen in den Katechisationen von solchen Sachen unterrichten — wie es manche vernünftige Prediger auch thun.

Heirathen (nach Geld und nach Schönheit.)

64) In einer der angesehensten Städte Thüringens lebte vor wenig Jahren ein junger Bürger, der sich durch Geschicklichkeit, Fleiß und Ordnung allgemein beliebt gemacht hatte. Ein paar Jahre ließ er unverheirathet verstreichen, und suchte sich in denselben dergestalt zu equipiren, daß er glauben konnte, hinreichend hausgehalten zu haben, um ein Weibchen, ohne auf große Mitgabe rechnen zu dürfen, in sein möblirtes Haus zu führen. Auf Anrathen guter Freunde suchte er sich eine Frau die das mitfühle und empfände, was er empfand, und seine ihm schwer gewordene Haushaltung erleichtere.

Bei seiner Wahl hatte er — vermuthlich im Taumel der Liebe — blos auf das einnehmende und reizende einer Figur, nicht aber auf Häuslichkeit, nicht auf Thätigkeit in der Oekonomie, nicht auf Kenntnisse und Geschicklichkeit in derselben gesehen. Er führte sein Weibchen heim, empfand aber auch bald die Früchte — seiner Uebereilung.

Wissenschaft in Zubereitung der Speisen,

Pünktlichkeit derselben in Rücksicht des Mannes, der sich an Ordnung gewöhnt hatte, Reinlichkeit im Hause, Fleiß und Emsigkeit einer guten Ehegattinn, Sparsamkeit im Ganzen, Klugheit im Handel und Wandel, Kenntnisse im Nähen, Stricken u. s. w., Trieb zur Erhaltung dessen, was mit Mühe angeschafft war, angemessene Behandlung ihres Ehegatten — waren Eigenschaften, welche bei ihr ins Lächerliche fielen, und welche sie, ob sie gleich den Schmuck eines weiblichen Charakters ausmachen, für übertrieben und absurd hielt.

Ueberall, im ganzen Zirkel, war jede Hausfrau die Stifterinn der Ruhe und der Zufriedenheit, als die Würze des Lebens; überall spendete die Natur den Segen für ihre fleißigen Mitbürgerinnen aus, nur hier in diesem Winkel nicht. Dieses weibliche Geschöpf war vielmehr bei aller ihrer Unwissenheit, die Beförderinn aller Unruhe, suchte öfters Gelegenheit, Eintracht zu unterdrücken, ihren Gatten die Tage des Lebens durch Ueberhäufung mit unverdienten Vorwürfen unangenehm und traurig zu machen, ja, suchte ihn sogar, (wiewohl fälschlich) vor dem geistlichen Gerichte zu brandmarken. Jeder frühe Morgen war, (darauf konnte er Rechnung machen) zur Folter ihres Mannes bestimmt, und dieser Ter-

min konnte auch nicht, alles Supplicirens ohngeachtet, aufgeschoben werden.

Welch ein Misgeschick trifft nicht eine Familie, wo so eine schwarze Seele hauset! — Die Leiden und der daraus entspringende Kummer eines Vaters verscheuchen dann jede süße Stunde, die der Freude seiner Kinder gewidmet ist, verändern seine Laune, vergraben ein heiteres Gesicht, er wird Weltfeind und sich endlich selbst zur Last. Wehe dem Sterblichen, den solch ein Schicksal trifft, der die Wege nach dem Konsistorio seufzend einschlagen muß, die ihm öfters nicht in seine Ruhe wieder zurückbringen können! Heil aber dem Manne, der sein gutes und zufriednes Weib, welches die Pflichten gegen ihren Gatten mit Thätigkeit verbindet, mit sanftem Gefühle der reinen Liebe umarmen kann; ihm wird die Welt zum Himmel!

Doch wieder zur Sache! Aller gütlichen Vorstellungen von Seiten des Mannes ohngeachtet, trieb sie ihre Bosheit auf Kosten der, durch Saumseligkeit, Unfrieden und Verzärtelung verdorbnen Kinder, denen sie sogar das Lästern und Fluchen wider ihren Vater und sich selbst erlaubte, dergestalt fort, daß er endlich müde alles Fleißes, überdrüßig aller Arbeit, andere Gesellschaft suchte, sich in derselben aus Mißmuth den Trunk

angewöhnte, und endlich als Trunkenbold in die Klasse der elendesten Geschöpfe hinuntersank, ja einstmals auf dem Felde, nachdem er des Abends vorher auf einem Dorfe übermäßig gezecht hatte, entseelt hingestreckt gefunden wurde. — Dies das Ende eines sonst so braven Mannes!

Wo weilet nun aber die Wittwe? werden manche Leser fragen, und die Antwort: im Tollhause. Der sonst in ihr schlummernde Richter war nach dem traurigen Tode ihres Gatten wach geworden, und die unaufhörlichen Vorwürfe, die er ihr nun machte, brachten sie erst in Schwermuth und endlich in Raserei, diese aber — in's Tollhaus!

O Jünglinge! O Mädchen! die ihr im Begriffe zu heirathen seyd, laßt euch diese Schreckensgeschichte klug machen, denn wer von euch blos auf die körperliche Schönheit und das Vermögen des Gegenstandes sieht, den er wählen will, kann eben so schrecklich, als jener unglückliche Gatte betrogen werden, und wenn dies ist — wer wagt's die schaudervollen Folgen dieses Betrugs vorher zu bestimmen.

Heiße Speisen.

65) Es ist ein nicht nur unsittliches, sondern auch der Gesundheit sehr nachtheiliges Betragen vieler Menschen, daß sie die Speisen gleichsam noch siedend heiß, mit einer Begierde, als wenn sie ihnen sollten entrissen werden, verschlingen. Heiß genossene Speisen sind in mehrerer Rücksicht schädlich, nicht nur, weil sie die Theile, welche sie berühren, den Mund, Schlund und Magen gleichsam verbrühen und dadurch schnell erfolgende Entzündungen verursachen, sondern auch, weil solche Speisen, eben weil sie heiß sind und die Theile im Munde schmerzhaft berühren, nicht lange genug im Munde aufbewahrt und nicht gehörig gekauet, sondern in ganzen unverdaulichen Stücken verschlungen werden, woraus denn vielerlei Krankheiten entstehen müssen.

Unter die unvermeidlichen Folgen gehört die bald stärkere, bald geringere Entzündung der Zunge, welche, wegen der vielen Nervenwärzchen, die sich an derselben befinden und das Werkzeug des Geschmacks sind, oft äußerst schmerzhaft ist. Aber nicht nur heftige Schmerzen hat man sich zugezogen, sondern auch sich des angenehmsten

Gefühls, des Geschmacks, verlustig gemacht, welchen der gütige Schöpfer dem Menschen so weislich mitgetheilt hat, um ihn gleichsam durch ein angenehmes Gefühl, welches der Geschmack aus den Nahrungsmitteln bereitet, zu seiner Erhaltung einzuladen. Dies angenehme Gefühl empfinden wir nur dadurch, wenn die Nervenwärzchen der Zunge von gesunder Beschaffenheit sind, und wir die Speisen mit den Zähnen gehörig zermalmen, wo alsdann die salzigen und ölichten Theile einen gelinden Reiz machen. Wir dürfen also den Verlust des Geschmacks nicht gering schätzen; besonders da ein Mensch, beim Mangel dieses Gefühls, auch keine Lust hat, Speisen zu sich zu nehmen, folglich dem Körper die gehörige Nahrung entzieht, und endlich, kraftlos zu seinem Beruf, oft nur zu früh ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft wird.

Die heftigsten Zahnschmerzen sind oft auch eine Folge des heißen Verschlingens der Speisen. Um sich davon zu befreien, muß man dann die Zähne ausziehen lassen, und wird dadurch in der Jugend schon einem Greise ähnlich.

Die oft bald früher, bald später erfolgende Entzündung des Halses gehört ebenfalls unter die nächsten Folgen. Der Schlund wird von sei-

nem Schleim, der ihm von der Natur zur Beschützung vor Verletzung bei dem Genusse fester und reizender Speisen gegeben worden, entblößt, die Schleimdrüsen, die diesen Schleim an die innere Oberfläche desselben absetzen, werden erschlafft, so daß sie ihren Schleim nicht mehr gehörig absondern können, daher entstehen in ihnen Stockungen; der stockende Schleim wird scharf und verursacht Reiz, wo denn Entzündung und Bräune, eine oft sehr gefährliche Krankheit, die Folge sind.

Der Magen leidet immer die meisten Beschwerden von den heißen Speisen, denn er wird davon nicht nur gleichsam verbrühet, oder so erschlafft, daß er nicht mehr gehörig verdauen kann, sondern er erhält auch die Speisen in unverdaulichen Stücken, ohne vorher die zur Verdauung nöthige Veränderung durch das Kauen erhalten zu haben. Diese können nun von dem so sehr geschwächten, und der Thätigkeit beraubten Magen nicht gehörig verdauet werden, und müssen daher zu vielerlei, oft unheilbaren, Krankheiten Anlaß geben.

Dieses schädliche Betragen verscheucht die angenehme und gesunde Farbe von den Wangen so vieler jungen Leute, welche doch, ihrem Körperbau nach, die blühendste Gesichtsfarbe haben soll-

ten. Es ist auch die Ursache so vieler Magenkrankheiten, besonders der so häufigen kalten Fieber und vieler Hämorrhoidalbeschwerden. Und wer kann zweifeln, daß bei so verdorbenen Werkzeugen Auszehrung entstehen könne? Möchten doch dies alle diejenigen beherzigen, welche bisher in gesunden Tagen so wenig ihre Gesundheit, das größte Glück auf Erden, zu schätzen wissen, und auf eine so unvernünftige Weise vernachlässigen! Möchten sie doch auch hier einsehen, welchen großen Einfluß das sittliche Betragen auf die Erhaltung der Gesundheit hat.

Zu einer leichten, guten und dem Körper seine gehörige Nahrung gebenden Verdauung, gehört folgendes: Vor allen Dingen sind gesunde Verdauungswerkzeuge nothwendig. Dann müssen die Speisen gehörig zubereitet seyn, dürfen nicht heiß, sondern in dem Grade der Wärme, welchen uns das angenehme Gefühl des Geschmacks als den richtigen zu erkennen giebt, genossen werden. Sie müssen nicht schnell und in ganzen Stücken verschlungen, sondern gehörig gekauet werden, müssen daher im Munde die Veränderung leiden, die zu einer guten Verdauung unumgänglich nöthig ist. Diese Zerquetschung geschiehet durch die Bewegung der untern Kinnlade nach der obern, womit zugleich die Bewe-

gung der Backenmuskeln verbunden ist, welche einen Druck auf die Speicheldrüsen verursacht, die sich zu beiden Seiten der Backen befinden, wodurch der Speichel ausgepreßt wird, welcher sich dann mit den Speisen im Munde vermischt und sie zu einem Brei macht, der nunmehr zur Verdauung geschickt ist und in den Magen gebracht werden kann. Sind die Speisen im Munde so vorbereitet, so werden sie auch leicht verdauet, der Körper wohl genährt und viele Krankheiten dadurch abgewendet werden.

Hengste.

---

66) Bei Pomfred in der englischen Landschaft Yorkshire ereignete sich vor einigen Jahren folgender merkwürdiger Vorfall. Ein auf der Wiese grasender Hengst witterte die Stute eines Vorbeireitenden, und verfolgte sie im vollen Galopp. Der Reuter gab ihr die Spornen, weil er wohl einsah, welcher Gefahr er ausgesetzt sey, wenn der lüsterne Hengst ihn einholte. Wirklich erreichte er die Stute endlich. Bevor der Reuter sich vor seiner gefährlichen Umarmung sicher stellen konnte, hatte ihn der Hengst bereits mit den

Vorderfüßen um den Leib gefaßt, und mit den Zähnen dergestalt in den Rücken gebissen, daß er aus demselben, so wie aus den Kleidern beim Loslassen einige Stücke wegriß. Die Wunde, welche sechs Zoll lang und breit war, wurde durch einen Wundarzt zwar geheilet, aber bald darauf erfolgten die nämlichen Symptome, welche der Biß eines tollen Hundes nach sich zu ziehen pflegt. Der Kranke fürchtete traurige Folgen, so sehr der Arzt ihn auch zu beruhigen suchte. Um ihm alle Furcht zu benehmen, führt man ihm den Hengst vor, der jetzt völlig ruhig und wie ein Lamm war. Aber der Kranke hatte nichts desto weniger das Unglück, melankolisch und unsinnig zu werden. Es erfolgte auch eine Art von Wasserscheue, wobei Hals und Gaumen sehr aufschwellten, und er mit einer Art thierischer Wuth, wie ein Pferd wieherte, bis endlich die Kräfte der Natur erschöpft waren, und er Tod dem elenden Leben dieses Unglücklichen ein Ende machte.

H e x e r e i.

67) Im August 1783 bekam eines Metzgers Frau in Günzburg, einer kleinen Stadt in

der

der Markgr. Burgau, in Schwäbisch-Oesterreich, einige Tage nach ihrer Niederkunft so heftige Mutterschmerzen, daß sie darüber in eine Art von Raserei fiel. Sie schlug nach jedem, der sich ihr nahete, und raufte sogar einem Kapuziner eine Hand voll Haare aus seinem Barte. Dieser erkannte sogleich aus der Lüsternheit nach seinem Barte, daß es nicht Mutterwehen, sondern ein böser Geist sey, der in ihr wüthe. In der Zeit von einer Stunde war das Gerücht durch das ganze Städtchen verbreitet, daß die Frau besessen sey, und der Stadtdechant bestätigte dies. Der Arzt durfte aus gewissen Ursachen nicht widersprechen, und entfernte sich von der Patientinn. Ein Kapuziner, der in dem Ruf eines großen Geisterzwingers stand, wurde herbeigerufen. Auf Befehl des Hochwürdigen mußten die Betten, worauf die Kranke lag, aufgeschnitten, und die Federn untersucht werden, ob keine Haare oder Zwirn oder sonst etwas, einer Hexerei ähnliches, darin verborgen sey. Der brave Metzger hatte bei seiner Hochzeit sein Ehebette nicht, wie es jene Herrn Geistlichen als ein verjährtes Recht fodern, einsegnen lassen; dafür mußte er es sich nun gefallen lassen, daß ihm dasselbe verdorben, und seiner Frau Schuld gegeben wurde, sie habe den Schwarzen. Denn wenn in jener Gegend eine

Hochzeit gehalten wird, so kommen am Abend des Beilagers zwei Kapuziner, und segnen das Ehebette ein, indem sie Stückchen Wachs in den Ecken der Bettstatt anbringen. Nachdem der Kapuziner die arme Kranke lange geplagt, und noch kränker gemacht hatte, hieß es: dieß sey ein Teufel von der ersten Klasse, dem nur der Pater Ulrich zu Elchingen, eine Benediktiner-Abtei zwischen Günzburg und Ulm, gewachsen sey. Dieser hatte seine eigene vom übrigen Abteigebäude abgesonderte Wohnung. Nebst allen zu seinen Heilungen gehörigen Werkzeugen, hatte er eine Weibsperson bei sich, die größte Plaudertasche im Lande, und in dem Rufe der Frömmigkeit. Diese verkaufte, nach Anordnung ihres Prinzipals, dem leichtgläubigen Volke Oel und Kräuter als hochgeweiht. Man nannte sie die Ulrichs Bärbel. Dahin nun wurde die kranke Metzgerfrau gebracht, und nach einem vier und zwanzig stündigen Aufenthalt und bezahlter Gebühr, kam sie, wie leicht zu erachten, kränker zurück. Jene Abtei stand seit sehr vielen Jahren in dem Rufe, die größten Teufelsbanner in Schwaben zu besitzen. Der Prälat sorgte dafür, daß immer einer zur Nachfolge in dieser Kunst das Volk zu täuschen, unterrichtet wurde; und jedesmal wurde der listigste, und der den größten Zulauf beim Beichten

hatte, dazu auserfehen. Aus ganz Schwaben zogen Menschen aus allen Ständen dahin, und es verging fast kein Tag im Jahre, wo nicht ein Mensch oder ein Stück Vieh zum wunderthätigen Heilen gebracht wurde; welches Gewerbe dem Prälaten jährlich über tausend Thaler einbrachte. — Der Mann jener unglücklichen Frau wagte es endlich, auf Anrathen eines Vernünftigen aus der Nachbarschaft, einen Wundarzt herbeizuholen. Dieser versicherte aber die Patientinn, daß es bereits zu spät sey. — „Die Pfaffen haben ihn um sein Weib und Kind gebracht,“ sagte er, und der Mann wiederholte es. Frau und Kind starben kurz hernach.

Hökerkniff.

68) Wenn der Bauer mit seinen Produkten zu Markte kömmt, so sitzt ihm der Höker gleich auf dem Wagen, macht den Preis und Accord mit der Bedingung, daß der Bauer von den Consumenten höhere Preise fordern, und nicht mit ihnen einig werden soll, bis zu der bestimmten Zeit, da der Höker die Erlaubniß hat, zu kaufen. Auf die Weise wird der verbotene Vorkauf versteckt. Möchten

doch die Polizeien hierauf aufmerksam seyn, und den daraus entstehenden Nachtheil beherzigen.

Hundswuth.

69) Im Jahre 1785 wurde in Bollstädt, einem zu der Reichsstadt Mühlhausen gehörigen Dorfe, ein dreizehnjähriger Knabe von einem Hunde in die Hand gebissen. Er wusch sich mit Fließwasser ab, und glaubte damit genug gethan zu haben; zumal da er eben keine Schmerzen spürte, und die ganze kleine Wunde bald zuheilte. Weder seine Mutter noch wer sonst Nachricht davon haben mochte, vermuthete üble Folgen. Allein, sie blieben leider! nicht aus. Am 31sten December, also sechzehn Wochen nach geschehenem Bisse, klagte der Knabe auf einmal über starkes Brennen am Herzen, schrie Tag und Nacht überlaut, um, wie er sagte, das Athenholen zu befördern, und konnte weder Speisen noch Getränke zu sich nehmen. Er wälzete sich in der Stube umher, oder setzte sich in einen Winkel, ließ sich nicht ins Gesicht sehen, und der Speichel floß ihm am Kinn herab. Unter solchen elenden Umständen gab er nach zweimal vier und

zwanzig Stunden seinen Geist auf. Derselbe Hund hatte eine Stunde vorher des dasigen Schäfers Hund angefallen, welcher kurze Zeit hernach davon krepiren mußte; woraus man schließen kann, daß der arme Knabe wirklich von dem Bisse des Hundes gestorben ist.

Jähzorn.

70) Zwei nah verwandte Jünglinge in Trient, veruneinigten sich am ersten Ostertage 1785 beim Wein, den Gott dem Menschen zur Freude gegeben hat. Sie geriethen in den heftigsten Wortwechsel und einer lief in der unsinnigen Hitze, die sich seiner bemeistert hatte, nach Hause, lud ein kurzes Rohr mit fünf Kugeln, lauerte nächst der Domkirche, mitten in der Stadt und bei hellem Tage, seinem Gegner auf, drückte los, als er ihn am Ziele zu haben glaubte, verfehlte ihn aber, und schoß den unschuldigen und einzigen Sohn einer ansehnlichen Familie todt. Der Graf von Marchiori und Baron von Buffa, welche eben vorbei gingen, erschraken über den unvermutheten Schuß so sehr, daß man letztern nach Hause tragen mußte, und daß beide krank

wurden. Solchen Ausschweifungen ist der Mensch ausgesetzt, wenn seine Empfindlichkeit ausgebildet, und die Vernunft vernachlässigt wird; wie es bei den jetzigen Modelectüren der Fall ist. Die Polizei sperrte sogleich die Stadtthore, bekam den unglücklichen Thäter in die Hände, und überlieferte ihn der Gerechtigkeit.

Jagdliebhaberei.

71) Am 24sten September 1798 begaben sich einige Jagdliebhaber aus Gardelegen in der Altmark nach dem, eine Meile von der Stadt entfernten, sogenannten Ziepelschen Gehölze, um in Gesellschaft zu jagen. Man stellte jeden an seinen gehörigen Posten, und besetzte auf die Art das ganze Holz, um das darin befindliche Wild durchzutreiben, und es schußgerecht zu bringen. Ein gelernter Jäger, der ehemals bei mehrern Herrschaften gedient, seit einigen Jahren aber keinen Dienst hatte, Namens Albrecht, sah im Dickicht einen Fuchs, den er wegen zu großer Entfernung, mit dem Gewehre nicht erreichen konnte. Er wirft sich daher auf die Erde, und kriecht auf Händen und Füßen dem Orte näher, wo sich der

Fuchs befindet. Unglücklicherweise kömmt er dabei in die Gegend, wo der Sohn des Oberförsters Schütze, ein unter dem Jägerregimente stehender Fußjäger, seinen Posten hat. Dieser hatte einige Minuten zuvor ein Reh gesehen, das ihm aber, weil er seinen Stand nicht ändern wollte, aus dem Gesicht entkommen war. Plötzlich erblickt er in dem Busch, seiner Meinung nach, das Reh wieder, legt an, drückt los, und trifft den Jäger Albrecht. Dieser trug eine Jagdtasche von Rehfell, und da er auf der Erde lag, so schien diese Tasche der Rücken des Rehes zu seyn, so wie die Riemen die Ohren desselben. Albrecht würde auf der Stelle geblieben seyn, wenn er sich nicht in dem Augenblick, da der Schütze losdrückte, aufgerichtet hätte. Auf die Art traf die Kugel die rechte Kniescheibe, zerschmetterte sie ganz, und machte ihn zum Aufstehen unfähig. Man verband ihn, so gut sichs im Walde und in der Eil thun ließ, und brachte ihn auf einem Wagen in die Stadt. Bei näherer Untersuchung fand man die Wunde tödtlich. Unter unsäglichen Schmerzen lebte Albrecht bis zum 26sten Abends. Schütze, der unschuldige Mörder seines Jagdgenossen, hat sonst das Zeugniß eines mit dem Gewehr äußerst vorsichtig umgehenden Mannes. Er wünscht sich, niedergebeugt

durch dies Unglück, den Tod. Man hat ihn in gefängliche Verwahrung gebracht. Bei der Eröffnung des Leichnams fand man, daß der unglückliche Albrecht ohnehin nicht lange mehr würde haben leben können, da seine Leber äußerst beschädigt war.

Juden (Berlinsche.)

72) Es ist keine übertriebene Behauptung, daß die Juden ganz Berlin in Contribution setzen, und fest darin halten. Die Häuser der Vornehmen sind den jüdischen Banquiers verwandt und unterthan, so wie die übrigen Familien und Particuliers den Mäklern und andern Grau- Roth- und Schwarzbärten. Es ist keine Art von Gewinnsucht und Wucher denkbar, die sich nicht unter dem Mantel eines Scheingrundes zu verbergen wüßte. So betrachten die Juden das baare Geld als Waare, die sie für den höchst möglichen Preis umsetzen, ohne dadurch ihren sanften Schlummer zu beeinträchtigen. Ob sie den Untergang ganzer Familien oder einzelner Käufer dadurch befördern, oder nicht, dies kommt nicht in Anschlag. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!

er ist ohne Rettung verloren. Und doch steht bei Geldbedürfnissen kein anderer Weg offen, vorzüglich dem einzelnen Manne. Der menschlichst gesinnte Jude schießt ihm auf ein Vierteljahr 100 Thaler gegen — fünf — Prozent vor; dieser Termin ist bald verlaufen, es werden die Interessen bezahlt, und der Wechsel wird für die nämlichen Wucherzinsen erneuert. So verstreicht ein ganzes Jahr; der unglückliche Debitor hat schon 100 Thaler Zinsen bezahlt, und der hartherzige Creditor ist noch im Besitze des ausgestellten Wechsels von 125 Thaler. Auf solche Weise contrahirt man für eine baare Summe von 400 Thaler in einem Jahre eine Schuld von 800 Thaler, und so nach Verhältniß mehr, wodurch man in wenigen Jahren mit Tausenden verschuldet ist. Die Zeit der Prolongation des Wechsels ist die schrecklichste Erscheinung und der gewaltsamste Zustand des auf die Folter gelegten Schuldners; Schaam, Furcht vor Arrest, und Gott weiß, welcher Drang von Umständen und Besorgnissen heißt ihn sein Verderben unterschreiben, während dem er einem andern entgehen will. Bei jungen Leuten kommt noch die Vorstellung hinzu, daß ein persönlicher Arrest ihrem Fortkommen im Dienste, oder ihrer Bemühung um ein Amt vielleicht ein ewiges Hinderniß in den Weg legen könnte. So viel Kenntniß des

menschlichen Herzens haben die Unbarmherzigen wohl, daß sie mit ihrem eisernen: Entweder, Oder, ihre Absicht erreichen, und das Gebäude des Wuchers weiter fortzuführen wissen.

Gleich den Jesuiten, waschen sie ihre Hände in Unschuld, und schreiben alles auf Kosten des freien Willens ihrer Untergebenen, den sie aber im Geheimen wohl zu fesseln verstehn. Mit Lebensgefahr stieg ich vor sechs Jahren in die enge, finstre Stube eines jungen Israeliten und holte mir ein kleines Sümmchen: er war damals höchstens ein Wechsel-Dilettant, und nun hat er ein Vermögen von 27,000 Rthlr. in seinem sechs und dreißigsten Jahre. Dergleichen giebt es mehrere, ich kenne sie und ihre Sklaven persönlich. Sehen sie nun die Verlegenheit ihrer Klienten recht lebhaft, so legen sie ihnen die Hälfte des verlangten Geldes in klingender Münze vor die Augen, die andre Hälfte aber in Kleidungsstücken, Uhren oder dergleichen, womit sie solche noch mehr betrügen. Wozu treibt die Noth nicht? man nimmt beides und läßt sich sengen und brennen. Seitdem sie nun auch mit Classen-Lotterieloosen einen schändlichen Wucher treiben, so fügen sie ein andermal, der kaum halb aufgezählten Summe, nach Verhältniß ein oder mehrere Loose bei, und der Geldbedürftige muß sie auch statt baares Geld

annehmen. Wie würde man sonst die häufigen Bankerotte junger Leute enträthseln können.

Ein junger Mann will sich einen neuen Schlafrock machen lassen, er hat aber kein Geld, und wendet sich an einen Juden. Dieser giebt ihm auch alle erforderliche Zuthaten, der Rock wird gemacht, und die erste Arbeit, welche der Schuldner in einem zwar nicht sorgenlosen Zustande, der eigentlich zu einem Schlafrock paßt, mit demselben zum erstenmal angethan, vornimmt, besteht darin, dem Juden einen Wechsel auszustellen. Die Verfallzeit rückt rasch heran, es wird prolongirt und prolongirt ins Unendliche. Nach Verlauf von drei Jahren ist der Inhaber des Schlafrocks dem jüdischen Creditor nicht mehr und nicht weniger für diesen Schatten von Kleidungsstück schuldig, als: — dreihundert Thaler. Er wird ausgeklagt und muß die Summe richtig bezahlen. Soll ich den Mann mit Namen nennen? Den Kläger und Beklagten, und das Gericht in Berlin, wo der Wechsel produzirt wurde? O Swift, Butler und Rabener! ewig Schade, daß diese wahre Geschichte nicht schon in eure Zeiten fiel! dies wäre ein Stoff mehr für eure Meisterpinsel gewesen. Indem ich davon rede verbreitet sich der Angstschweiß unter meinem Schlafrocke, dessen Bestandtheile auch einst denen zugehörten, die mit

Würfeln um den Mantel des Welterlösers sich bewarben. Bewahre der Himmel jedes Christenkind vor solchem Schlafrocke.

Juden (Lieblosigkeit gegen sie.)

73) Ein reisender Jude fiel 1785 in einer der Hauptstraßen von Berlin in Ohnmacht. Die Vorübergehenden trugen ihn ins nächste Haus, und legten ihn auf den Hausflur nieder. Sie riefen auch einen Arzt herbei. Dieser bat nun die Hauswirthinn, den ohnmächtigen Menschen vor allen Dingen in ihr geheiztes Wohnzimmer aufzunehmen: sie schlug es aber unter dem nichtigen Vorwande ab, daß es ein Jude sey. Der Jude, der vielleicht noch zu retten war, wenn man ihn bald in ein warmes Bette gelegt hätte, starb also auf dem Flure. Wenn wird doch der unchristliche Partheigeist einmal unter den Christen aufhören? —

Justizpflege (mißverstandene.)

74) In B. ertrank in der Mitte des Augusts 1786 ein siebenjähriger Knabe, als er seinen, vom

Winde in den Fluß gewehten, Huth auffangen wollte. Einige Leute, die ihn hineinfallen sahen, eilten ihm zu Hülfe, erreichten ihn aber, weil der Fluß angelaufen war, erst in dem, eine halbe Stunde von dem Orte entfernten, Dorfe M. Hier zogen sie ihn aus dem Wasser, und wollten sogleich versuchen, ihn durch die bekannten von der Landesobrigkeit vorgeschriebenen Mittel wieder zum Leben zu bringen. Die Dorfrichter und die Schöppen erlaubten aber nicht, dieses ohne Vorwissen ihres Gerichtshalters zu thun. Man wollte diesen, der eine Stunde davon wohnte, erst herbeiholen, und fand ihn nicht zu Hause. Der Bote kam nun zwar mit dem Barbier zurück, aber erst des Abends um neun Uhr, und um vier Uhr war das Kind herausgezogen worden, welches man diese Zeit über nicht in ein Bett gebracht, sondern mit nassen Kleidern am Ufer hatte liegen lassen. Das Kind wurde mit einer Leichenrede beerdigt, in welcher der Prediger zeigte, daß die Obrigkeit zur Erhaltung und zum Wohl der Menschen, nicht zu ihrem Verderben gesetzt sey.

Der Müller zu W.., ein braver Mann und Vater einer zahlreichen Familie, wollte mit einem andern Manne über den zugefrornen Fluß gehen, um am jenseitigen Ufer Weiden zu holen. Das Eis war zu schwach, aber des Abredens seines

Gefährten ungeachtet, wagte er es, und kaum war er in der Mitte, als er einbrach, und in den Fluß stürzte. Das Wasser trieb ihn an das Dorf L . . z am jenseitigen Ufer, und weil sein Begleiter Leute herbeirief, wurde der Ertrunkene zeitig genug herausgezogen, daß er noch gerettet werden konnte, wenn man die nöthigen Anstalten dazu gemacht hätte. Aber der Gerichtsfrohn bot demjenigen Trotz, der sich unterstehen würde, vor der gerichtlichen Aufhebung Hand an ihn zu legen. Die versammelten Leute fürchteten die Drohung des unverständigen Mannes so sehr, daß sie die Regungen der Menschlichkeit in ihren Herzen unterdrückten, und den Verunglückten zwei volle Stunden am Ufer liegen ließen. Endlich brachte man ihn in das nächste Haus, und versuchte, ihn zu retten; aber die Hülfe kam zu spät.

Justiz (unberufene.)

75) In dem Dorfe Wuthenow, eine Meile von Soldin, (einem Städtchen in der Neumark) wurden im Junius 1784 dem Krüger oder Schenkwirth funfzig Rthlr., in lauter harten Thalern und Achtgroschenstücken, gestohlen. Der

Krüger ließ sich die Karten legen, und das Weib, welches dieß that, sagte, daß der erste Jude, der in einem braunen Rocke zu ihm käme, sein Geld gestohlen habe. Ein alter Jude aus Lipehne, der in Soldin zu Marke gewesen war, kehrte kurz darauf da ein, um einmal zu trinken. Der Krüger sahe kaum, daß der Jude einen braunen Rock anhatte, als es ihm einfiel, daß er wohl der prophezeihete Dieb seyn könne. „Habt ihr kein Geld?" fragte er ihn, „laßt mir doch einige Thaler ab." Der Jude versicherte, daß er hartes Geld hätte, welches er in Soldin eingewechselt, um es auf der Frankfurter Messe zu gebrauchen; aber er wollte ihm doch sechs Stück Thaler ablassen. Der Krüger sahe, daß der Jude an achtzehn Stück hatte, und beredete sich mit seiner Frau, mit Knecht und Magd, ihn zu binden und zu knebeln. Dies geschah. Der Jude wurde über den Leib vermittelst eines Strickes, den man hinten mit einem Prügel zusammendrehete, so gedrückt, daß ihm das Blut aus Mund und Nase lief; und als er dennoch unter großem Geschrei seine Unschuld versicherte, legte man ihm zwischen jeden Finger und Zehe kleine Hölzer, drückte sie zusammen, und prügelte dabei den armen Mann unmenschlich, daß er gestehen sollte. Der Lärm und das Geschrei rief die Nachbarn herbei, die, weil sie das Haus ver-

riegelt fanden, die Thür einschlugen, und den schon halb todten Juden von der Grausamkeit des Krügers retteten. Die Sache wurde untersucht, und der Jude ganz unschuldig befunden, denn er hatte das harte Geld wirklich bei einem Kaufmann in Soldin eingewechselt.

Kaffee (ein Gegengift.)

76) Die Unglücksfälle durch den unvorsichtigen Gebrauch der Pflanzengifte sind nur noch gar zu häufig. Nicht selten essen sich ganze Familien an ihren Gemüsen zu Tode, durch unvorsichtiges Untermischen des Petersilienschierlings, des großen Wasserschierlings und giftiger Schwämme. Noch häufiger aber ereignen sich jene Unglücksfälle bei Kindern auf dem Lande, welche von den Samenkörnern des an Wegen, Zäunen, auf Kirchhöfen und andern wüsten Orten so häufig wachsenden Bilsenkrautes plötzlich apoplektisch getödtet werden. Ein trauriges Beispiel dieser Art ereignete sich vor nicht gar langer Zeit in einem Dorfe des Steinauschen Kreises in Schlesien. Zwei Kinder aßen die Samenkörner des Bilsenkrauts. Das eine Kind starb, ehe ihm noch ein Brechmittel

beige-

beigebracht werden konnte. Der Kopf war aufgeschwollen, die Adern an der Stirne und an den Schläfen strotzten; die Augäpfel ragten hervor und waren verdrehet; ein weißgelber Schaum quoll aus den Winkeln des verzerrten Mundes; der Leib war mit blaugrünen Flecken und braunen Streifen bedeckt, und die Spuren der Fäulniß äußerten sich sehr schnell. Das andere Kind, welches durch noch zu rechter Zeit angewandte Hülfsmittel bei dem Leben erhalten wurde, erholte sich nur sehr langsam von den heftigsten konvulsivischen Zufällen; besonders bemerkenswerth aber ist es, daß dieß Kind im Wachsthum zurückbleibt, und gegenwärtig, nach Verhältniß seines Alters, mehr einem Zwerge ähnlich ist.

Dieser traurige Vorfall gab dem Herrn D. Reubeck Anlaß zu verschiedenen Betrachtungen über die Verhütung solcher Todesarten durch Pflanzengifte, deren Resultat er in den schlesischen Provinzialblättern mittheilt. Zugleich macht er ein zwar nicht neues, aber bisher übersehenes Rettungsmittel bekannt, welches der gelehrte D. Hahnemann den Aerzten nachdrücklich empfiehlt. Auf dem Lande sind die Rettungsmittel oft nicht bei der Hand, oder wenigstens doch nicht so geschwind als nöthig ist, zu erhalten; auch fehlt es oft an einer sachkundigen Person, welche

damit umzugehen weiß. Es ist daher von äußerstem Nutzen, Mittel von der Art in Vorschlag zu bringen, die nicht allein leicht und geschwind zu erhalten, sondern auch von der Beschaffenheit sind, daß nicht leicht Schaden damit angerichtet werden könne. Ein solches bewährtes Hausmittel ist der Kaffee. Eine starke Abkochung der gebrannten Bohnen ist das zuverläßigste Hülfsmittel bei Vergiftungen von Bilsenkraut, Sturmhut, Nachtschatten, Schierling, Kirschlorber, Stechäpfeln, der Tollkirsche, kurz von allen narkotischen Substanzen, den Mohnsaft und Branntwein nicht ausgenommen.

Was die Art, ihn zu gebrauchen betrifft, so kann man von einem Aufguß der gebrannten Bohnen (etwa zwei Tassen auf ein Loth) alle halbe Stunden, auch alle Viertelstunden eingeben. Könnte der Verunglückte nicht schlingen, so würden konzentrirte Kaffeeklystiere anzurathen seyn. Ist es möglich, vorher ein Brechmittel zu geben, desto besser. Nach Hahnemanns unverwerflichem Zeugnisse übertrifft der Kaffee alle bisher bekannten Gegengifte, als: Wein- und Bieressig, Citronensaft, Meth, sauere Molken und Buttermilch, an Wirksamkeit, und ist gemeiniglich noch leichter zu haben.

Kalk (ungelöschter.)

77) Zu Douay, im französischen Flandern, hatte am 18ten September 1786 ein dreizehnjähriger Knabe einige Stücke ungelöschten Kalk aus Muthwillen entwendet, und verbarg sie vorn unter der Weste. Unterweges begegnet er einem seiner Kameraden, welcher Pferde zur Tränke führt. Diesen bittet er, ihn auf eins sitzen zu lassen, und der andre willigt darein. Als sie nun ins Wasser kommen, legt sich dieses Pferd nieder und wirft den Knaben ab. Glücklicherweise kann er schwimmen, und wäre außer aller Gefahr gewesen; aber der Kalk, den er vor dem Bauche trug, löscht sich, und verbrennt ihn. Er schreit jämmerlich um Hülfe wider den Brand; aber die Umstehenden lachen darüber, daß er im Wasser über Feuer klagt, und halten es für bloßen Muthwillen, weil sie sehen, daß er gut schwimmen kann. Der Kalk verbrennt ihm aber den Bauch so sehr, daß endlich die Eingeweide herausfallen, ehe er noch das Ufer erreichen kann, und er muß unter den heftigsten Schmerzen sterben.

K a t z e n.

78) Von den Gefahren, welche zu große Gemeinschaft mit Katzen mit sich führt, wurde aus dem Dorfe Altmannshof am 18ten Oktober 1776 ein warnendes Beispiel berichtet. Eine Hirtenfrau daselbst, hatte ihr vierteljähriges Kind in der Wiege schlafend und wohl verwahrt verlassen. Aber wie erschrak sie, als sie zurück kam, und sah, daß dem armen Kinde das ganze Gesicht zerfleischt, und von der geliebten Katze abgefressen war! — Selbst Leichnamen fressen die Katzen Nasen und Wagen ab. Sie sind weder so dankbar noch so treu, als die Hunde, und begegnet ihr Wirth ihnen schlecht, so laufen sie davon, und Dorfkatzen werden auf diese Art oft wilde Katzen, wenn ein Wald in der Nähe ist. Daß manche Leute ihre Katzen mit sich in das Bette nehmen, ist höchst schädlich. Denn die Ausdünstungen der Katze haben schon manchem Ohnmachten zugezogen — und ihr Athem ist ein stinkendes Gift. Wenn nun ein Mensch dies beständig einschluckt und einzieht, was die Katze, die bei ihm schläft, ausathmet, so kann er davon die Auszehrung bekommen; denn es ist nichts schädlicher als das Einathmen

giftiger Dünste. So reinlich also auch die Katzen sind, indem sie sich gleich wieder die Pfoten, das Maul und den Bart putzen, nachdem sie gespeist haben, und ihre Excremente mit Sand, oder was sie finden, verscharren, so sind sie doch im Punkte der Ausdünstung abscheulich, und jedem ist zu widerrathen, sie mit ins Bette zu nehmen. Durch Hauszucht wird die Katze zwar aus einem offenbaren Räuber, einigermaßen folgsam; aber wie gesagt, ihre Tücke verliert sie nie ganz, sie bleibt eine schmeichelhafte Betrügerinn und Heuchlerinn. Bei allen Näschereien, die sie verübt, weiß sie Bosheit und Arglist meisterlich zu verbergen. Ihr schmeichelndes Wesen ist bloß betrügerischer Schein, den man ihr schon an ihren verdächtigen Bewegungen und an ihren Augen ansehen kann; wer ihr auch schmeichelt, sie sieht ihm nie gerade ins Gesicht. Nur wenige Beispiele giebt es von gleichsam edelmüthigen und treuen Katzen. So zum Beispiel hielt ein Herr sich eine Katze, die ihm mit aller Treue eines Hundes ergeben war. Als er starb und begraben wurde, begleitete sie die Leiche, und besuchte lange nachher sein Grab. Noch merkwürdiger ist folgende Geschichte: Eine Katze war mit einem Kinde in einem Hause von Anfang an erzogen, und sehr vertraulich umgegangen. Das Kind war krank, und sie kam Tag

und Nacht nicht vom Bette. Da es starb, blieb sie eben so treu bei der Leiche, bis diese weggetragen wurde. Hierauf kroch sie höchst traurig in einen Winkel, und grämte sich todt. Diese seltenen Beispiele aber kommen gar nicht in Betracht gegen ihre alltägliche Heimtücke, Arglist und Bosheit. Das ganze Thier scheint in seiner Natur und in allen seinen Theilen etwas giftiges zu haben. Harn, Haare, Klauen, Zähne, Athen, Gehirn u. s. w., sind dem Menschen schädlich, wenn er davon etwas in den Magen bekömmt. Wie schlecht und langsam heilt ihr Biß. Wie eitern die Geschwüre, die von ihren Krallen entstehen! Wie schädlich ihr Gehirn sey, bestätigen die Zeugnisse vieler Aerzte. Zur Pestzeit sind sie sehr gefährlich, und sollen das Gift in ihren Haaren leicht vertragen; in der Dresdenschen Pestordnung von 1711, wurde daher bei funfzig Thaler Strafe verboten, eine Katze auf die Straße zu jagen — mit ihren Haaren vertragen sie oft auch glühende Kohlen, da sie den Feuerheerd und die Oefen, überhaupt die Wärme sehr lieben, oft gerade durchs Feuer laufen, und davon etwas an sich behalten. Es wäre daher sehr rathsam an dergleichen Stellen keine Katze zu dulden.

79) In dem Dorfe Hohndorf ohnweit Löwenberg, einer Stadt am Boberfluß im Schle-

sischen Fürstenthume Jauer, wurde 1786 ein erst drei Monathe altes Kind von einer Katze erdrückt. Des Nachts hörte die Mutter das Kind schreien, und jagte die Katze, die sie auf demselben liegend fand, herunter; dachte aber nicht daran, sie aus der Stube wegzuschaffen. Des Morgens fand sie nun das Thier wieder auf dem Halse des Kindes liegen, und das arme Würmchen war erstickt.

Kinderaufsicht (vernachläßigte.)

---

80) Zu Eschwage war am 25. September 1797 Tagelöhner Alwig damit beschäftiget, an der Landstraße Weiden zu kr(?)pfen. Er ließ seinen zweijährigen Knaben ohne sorgfältige Aufsicht dabei herum laufen. Dieser legte sich endlich in den Fahrweg nieder, und schlief ein. Ein Fuhrmann, Namens Gerlach, kommt gefahren, und geht, wie es heißt, Gesprächs halber, in einiger Entfernung hinter dem Wagen her, kann also das schlafende Kind nicht gewahr werden. Die Pferde gehen darüber hinweg, und zertreten dessen Kopf so jämmerlich, daß das Gehirn zu den Ohren heraus dringt. — Welche schreckliche Warnung für Aeltern vor Sorglosigkeit in Anse-

hung ihrer Kleinen, und für Fuhrleute vor gedankenloser Unachtsamkeit! Möchten doch die Polizeien für Aufsichtsanstalten sorgen, wie arme Aeltern ihre Kleinen in sichere Verwahrung geben könnten, wenn sie der Arbeit nachgehen!

81) Im Frühjahr ging eine Schuhmacherfrau von dem Kieze vor Zossen ihrer Feldarbeit nach, und legte ihr schlafendes halbjähriges Kind auf die Erde neben einen nassen Graben. Das Kind erwachte vielleicht, oder kehrte sich auch vielleicht schlafend um; genug es wälzte sich in den Graben und ertrank in dem Wasser desselben, ohne daß die sorglose Mutter das Unglück gleich anfangs bemerkte.

82) Auf eine ähnliche Art verunglückte das halbjährige Kind einer Soldatenfrau. Diese hatte dasselbe in einer Kiepe mit sich nach dem Kartoffelacker genommen. Um graben zu können, setzte sie die Kiepe in einiger Entfernung von sich, neben einen zwar wasserleeren, aber sumpfigen Graben, der Wind warf die Kiepe um, und zwar gegen den Graben zu, das Kind fiel mit dem Gesichte in den Schlamm. Hülflos wie es war, erstickte es, und war nicht mehr zu retten, als der pflichtvergessenen Mutter es endlich einfiel, zu sehen, was ihr Kind in der Kiepe mache.

83) Daß Kinder im Kindheitsalter von tausend Gefahren umgeben sind, und, wo möglich, nicht aus der Aufsicht gelassen werden sollten, erfuhr vor Kurzem auch ein Bauer zu Schöneiche bei Zossen. Sein anderthalbjähriges Kind konnte schon ziemlich laufen, und statt da sitzen zu bleiben, wo man es hingesetzt hatte, stand es auf und kroch und ging nach einer Mistpfütze hin. Bald fiel es mit dem Kopf zuerst hinein, und fand so früh seinen Tod.

Kinderspiel.

84) In Cölln am Rhein ging am 25sten August 1786 ein Präceptor (so nennt man dort die Privatlehrer) mit einigen seiner Schüler spazieren, und gleich vor dem äußersten Rheinthore an der Südseite der Stadt erlaubte er ihnen, einen papiernen Drachen, den man hier schlechtweg einen Vogel heißt, auffliegen zu lassen. Der zwölfjährige Sohn eines Goldschmidts war der Glückliche, der zuerst den in den Lüften schwebenden Vogel anhielt, und das Herz klopfte ihm vor Freuden über den glücklichen Fortgang des er-

wünschten Luftspiels, wie dem Jünglinge, der sich dem Ziele einer ernstlichern Leidenschaft zu nähern glaubt. Unterdessen ging der Präceptor in ein nahe liegendes Wirthshaus, um eine Milch für seine kleinen Gesellschafter zu bestellen, und der Knabe, der mit unverwandtem Blicke nach dem schwebenden Vogel hinauf sah, näherte sich, da er den warnenden Zuruf seines Führers nicht hörte, dem Strome rücklings immer weiter, bis er endlich von dem zwei Mann hohen Ufer hinabstürzte, und ertrank. Sein Körper wurde alles Nachsuchens ungeachtet, erst am folgenden Morgen nicht weit von dem Orte, wo er hineingefallen war, aus dem Wasser gefischet, und konnte nicht wieder zum Leben gebracht werden. — Möchte doch das Unglück dieses Knaben und die um ihn fließenden Thränen seiner Aeltern und Freunde die Jugend bewegen, auch bei ihren Spielen vorsichtig zu seyn, und dem Zuruf ihrer eigenen Vernunft und ihres Gewissens zu folgen, wenn sie die warnende Stimme des Lehrers und Freundes nicht hören! Möchten sie bei jedem hochfliegenden Wunsche sich sorgfältig umsehen, ob er sie nicht vielleicht, wie der Luftvogel den Knaben, in einen Abgrund führen könnte!

Kirchgang (erster, der Wöcherinn.)

85) Ein junger Wittwer in dem Magdeburgschen Dorfe S.. mußte, weil es seine Wirthschaft und die Erziehung zweier von seiner verstorbenen Frau ihm hinterlassenen kleinen Kinder nothwendig machte, eine zweite Heirath eingehen, und er traf zum Glücke eine Frau, die, einige Schwachheiten abgerechnet, seinen übrigen Wünschen ganz entsprach. Ein ganzes Jahr lebte er mit ihr in der glücklichsten Ehe. Sie war eine gute Wirthinn, und auch eine brave Mutter an ihren Stiefkindern (leider ein seltner Fall!). Auf diese Weise fühlten sich Mann und Frau vollkommen glücklich. Sie wurde schwanger und kam mit einem gesunden Kinde nieder. Allein der Zufall, oder vielmehr ein anderweitiges Versehen führte ihr eine Krankheit zu, und sie mußte einige Wochen länger die Krankenstube hüten; doch genas sie durch Hülfe eines geschickten Arztes wieder. Jetzt war ihr erstes Verlangen, nun den Kirchgang zu halten. Der Arzt, als ein vernünftiger Mann, widerrieth es ihr, und führte alle die schlimmen Folgen an, die es haben könnte, und gab ihr Verhaltungsregeln, um ihren Körper erst

durch andere Bewegung in der freien Luft abzuhärten, ehe sie wieder in die Kirche ginge. Allein sie ließ sich durchaus nicht davon abbringen, so sehr auch ihr eigener Mann aus Liebe zu ihr abrieth. Sie ging an einem Frühlingstage, wo besonders die Steinwände von der wärmern Luft ausschlagen, in die Betstunde. Kaum hatte sie sich niedergesetzt und ihr Gesangbuch aufgeschlagen, so beklagte sie sich gegen ihre Begleiterinn, die Wehemutter, über Frost, der auch mit jeder Minute zunahm, und obgleich die Betstunde nicht lange würde gedauert haben, so konnte sie doch nicht länger bleiben, sondern eilte im heftigsten Schmerz nach Hause. Mit Zittern empfing der besorgte Ehegatte seine Frau, in deren Gesichte er schon ihren üblen Zustand las. Eilends mußte sie sich entkleiden lassen, und sich niederlegen. Ihre Krankheit bekam einen Rückfall, und ungeachtet aller angewandten Mühe des Arztes und des treuen Ehegatten, wurde sie in kurzer Zeit ein Raub des Todes, und gewiß durch ihre Unbesonnenheit. Mit ihrem Tode ging das Glück des Mannes auf immer verloren.

Kohlendampf.

86) Zu Frankfurt an der Oder nahmen im Anfange der Martini-Messe des Jahres 1797, wo eine in dieser Jahreszeit ungewöhnlich harte Kälte einfiel, drei Schmiedegesellen beim Schmidt Keller einen großen Topf mit Schmiedekohlen auf ihre Kammer, und legten sich schlafen. Am Morgen, da sie zur Arbeit in der Schmiede sich nicht einfanden, ging der Meister, den das befremdete, auf ihre Kammer, um sie zu rufen. Aber wie sehr erstaunte er, als er alle drei ohne Empfindung, vom Kohlendampfe, erstickt fand! Der eine blieb todt, die andern verdankten es der Sorgfalt und Geschicklichkeit der Aerzte, daß sie ins Leben zurückgerufen wurden.

Krätze (verpfuschte.)

87) Der Schneidermeister Greitz wurde 1786 durch einen Gesellen, der bei ihm arbeitete, mit der Krätze angesteckt. Diesen, für seine Profession ganz unschicklichen Gast, wollte er nicht lange im Hause leiden. Er purgierte sich also am zweiten

Weihnachtsfeiertage, und schmierte sich sogleich mit Schwefelblumen-Salbe. Den Tag darauf konnte er weder gehen noch stehen, der Athen ging immer schwerer, und am 31sten December war der Mann todt.

Lebensdauer.

---

88) Die mannigfaltigen Erfahrungen, welche über die menschliche Lebensdauer gemacht worden sind, leiten uns auf folgende höchst lehrreiche Schlußfolgen:

Das Alter der Welt hat bisher noch keinen merklichen Einfluß auf das Alter der Menschen gehabt. Man kann noch immer eben so alt werden, als zu Abrahams und zu noch frühern Zeiten. Allerdings giebt es Perioden, wo in dem nämlichen Lande die Menschen einmal länger, das andremal nicht so lange lebten, aber dieß rührt offenbar nicht von der Welt, sondern von den Menschen selbst her. Waren diese noch wild, einfach, arbeitsam, Kinder der Luft und der Natur, Hirten, Jäger und Ackersleute, so war auch ein hohes Alter bei ihnen gewöhnlich. Wurden sie aber nach und nach der Natur untreu, überfeinert und

und luxuriös, so wurde auch die Lebensdauer kürzer. — Aber das nämliche Volk, durch eine Revolution wieder in einen rohern naturgemäßern Zustand versetzt, kann sich auch wieder zu dem natürlichern Ziel des Lebens erheben. — Folglich sind dieß nur Perioden, welche kommen und gehen; das Menschengeschlecht im Ganzen leidet darunter nicht, und behält sein ihm angewiesenes Lebensziel.

Der Mensch kann, wie wir gesehen haben, unter fast allen Himmelsstrichen, in der heißen und kalten Zone, ein hohes Alter erreichen. Der Unterschied scheint nur darin zu liegen, daß dieß in manchen häufiger, in manchen selten geschieht, und daß man, wenn auch ein hohes, doch nicht überall das höchste, Alter erreichen kann.

Selbst in den Gegenden, wo die Mortalität im Ganzen sehr groß ist, können einzelne Menschen ein höheres Alter erreichen, als in den Gegenden, wo die allgemeine Mortalität geringer ist. Wir wollen z. B. die wärmern Gegenden des Orients nehmen. Hier ist die Mortalität im Ganzen äußerst gering, daher auch die außerordentliche Population. Besonders das Kindes-Alter leidet hier weit weniger, wegen der beständig gleichförmigen und reinen Temperatur der Luft. Und dennoch giebts hier verhältnißmäßig

weit weniger sehr alte Menschen, als in den nördlichern Gegenden, wo die Mortalität im Ganzen größer ist.

In hochliegenden Gegenden findet man im Ganzen mehr alte Menschen und diese in höheren Jahren, als in tiefliegenden. Doch ist auch hier ein gewisses Maaß, und man kann die Regel nicht so bestimmen; je höher, desto besser. — Der äußerste Grad von Höhe, der Gletscher, ist wieder dem Alter nachtheilig, und die Schweiz, ohnstreitig das höchste Land in Europa, hat weniger Alte aufzuweisen, als die Gebirge von Schottland. — Die Ursache ist zweifach: Einmal, eine zu hohe Luft ist zu trocken, ätherisch und rein, consumirt also schneller; und zweitens, ist die Lufttemperatur zu ungleich, Wärme und Kälte wechseln zu schnell ab, und nichts ist der Lebensdauer nachtheiliger, als zu schneller Wechsel.

In kältern Himmelsstrichen wird der Mensch im Ganzen älter als in heißen, und zwar aus doppeltem Grunde: Einmal, weil im heißen Clima die Lebensconsumtion stärker ist, und dann weil das kalte Clima, das Clima der Mäßigkeit ist, und auch dadurch der Selbstconsumtion schon Einhalt thut. — Aber auch dieß gilt nur bis zu einem gewissen Grade. Die höchste Kälte von Grönland, Nova Zembla rc., verkürzt wieder das Leben.

Ganz

Ganz vorzüglich zuträglich zur Verlängerung des Lebens ist, Gleichförmigkeit der Luft, besonders in Absicht auf Wärme und Kälte, Schwere und Leichtigkeit. Daher die Länder, wo schnelle und starke Abwechselung im Barometer- und Thermometerstande gewöhnlich ist, der Lebensdauer nie vortheilhaft sind. — Es kann solch ein Land übrigens gesund seyn, es können viel Menschen darin alt werden, aber ein hohes Alter erreichen sie nicht; denn jene schnellen Abwechselungen sind eben so viele innere Revolutionen, und diese consumiren erstaunlich, sowohl Kräfte als Organe. In dieser Absicht zeichnet sich besonders Teutschland aus, dessen Lage es zu einem beständigen Gemisch von warmem und kaltem Clima, vom Süden und Norden macht, wo man oft in einem Tage zugleich Frost und auch die größte Hitze erlebt, und wo der März sehr heiß und der Mai beschneit seyn kann. Dieß Zwitterclima Teutschlands ist gewiß die Hauptursache, daß, trotz seiner übrigens gesunden Lage, zwar im Ganzen die Menschen ein ziemliches Alter erreichen, aber die Beispiele von sehr hohem Alter weit seltner sind, als in andern, fast unter gleicher Breite belegenen, benachbarten Ländern.

Ein zu hoher Grad von Trockenheit, so wie zu große Feuchtigkeit, ist der Lebensdauer nachtheilig.

Daher ist eine, mit einer feinen Feuchtigkeit gemischte Luft, die beste, um ein hohes Alter zu erreichen, und zwar aus folgenden Ursachen: Eine feuchte Luft ist schon zum Theil saturirt, und also weniger durstig, sie entzieht mithin dem Körper weniger, d. h. sie consumirt ihn weniger. Ferner, in feuchter Luft ist immer mehr Gleichförmigkeit der Temperatur, weniger schnelle Revolution von Hitze und Kälte möglich. Und endlich erhält eine etwas feuchte Atmosphäre die Organe länger geschmeidig und jugendlich; da hingegen die zu trockne weit schneller Trockenheit der Fasern und den Karakter des Alters herbeiführt.

Den auffallendsten Beweis hiervon geben uns die Inseln. Wir finden, daß von jeher und noch jetzt die Inseln und Halbinseln die Wiegen des Alters waren. Immer werden die Menschen auf den Inseln älter, als auf dem dabei unter gleicher Breite liegenden festen Lande. — So leben die Menschen auf den Inseln des Archipelagus länger, als in dem gleich dabei liegenden Asien; auf der Insel Cypern länger, als in Syrien; auf Formosa und Japan länger, als in China; in England und Dänemark länger, als in Teutschland.

Doch bringt Seewasser diese Wirkung weit mehr hervor als süßes Wasser; daher auch See-

leute so alt werden können. Stillstehende süße Wasser hingegen schaden wieder durch ihre mephitischen Ausdünstungen.

Sehr viel scheint auch auf den Boden, selbst auf die Erdart, genug auf den ganzen Genius Loci anzukommen, und hier scheint ein kalchichter Boden am wenigsten geschickt zu seyn, das Alter zu befördern.

Nach allen Erfahrungen sind England, Dänemark, Schweden und Norwegen diejenigen Länder, wo der Mensch das höchste Alter erreicht; und wir finden bei genauer Untersuchung, daß hier eben alle die bisher bestimmten Eigenschaften zusammen treffen. Hingegen Abyssinien, einige Gegenden von Westindien und Surinam, sind die Länder, wo der Mensch am kürzesten lebt.

Je mehr der Mensch der Natur und ihren Gesetzen treu bleibt, desto länger lebt er; je weiter er sich davon entfernt, desto kürzer. Dieß ist eins der allgemeinsten Gesetze. — Daher wurden die Bewohner einer und derselben Gegend, so lange sie das frugale Hirten- und Jägerleben führten, alt; sobald sie aber civilisirter wurden und dadurch in Luxus, Ueppigkeit und Faulheit verfielen, sank auch ihre Lebensdauer hinab. Es sind also nicht die Reichen und Vornehmen, nicht die, die Gold- und Wun-

dertincturen einnehmen, welche sehr alt werden; sondern Bauern, Ackersleute, Matrosen, solche Menschen, denen es vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht eingefallen ist, wie man's machen müsse, um alt zu werden; diese sind es, bei denen man die erstaunlichsten Beispiele antrifft.

Das Resultat aller Erfahrungen ist also: In einer gewissen Mittelmäßigkeit des Standes, des Clima, der Gesundheit, des Temperaments, der Leibeskonstitution, der Geschäfte, der Geisteskraft, der Diät u. s. w. liegt das größte Geheimniß, um alt zu werden. Alle Extreme, sowohl das zu viel, als das zu wenig; das zu hoch, als das zu tief, hindern die Verlängerung des Lebens.

Bemerkenswerth ist auch folgender Umstand: Alle sehr alte Leute waren verheirathet, und zwar mehr als einmal, und gewöhnlich noch im hohen Alter. Kein einziges Beispiel existirt, daß ein lediger Mensch ein sehr hohes (d. h. ein über 100 Jahr hinausdauerndes) Alter erreicht hätte. Diese Regel gilt eben sowohl vom weiblichen als männlichen Geschlechte. Hieraus scheint zu erhellen: Ein gewisser Reichthum an Generationskräften ist zum längern Leben sehr vortheilhaft. Es ist ein Beitrag zur Summe der Lebenskraft, und die Kraft, andre zu procreiren, scheint mit der Kraft, sich selbst zu regeneriren und zu restauriren, im genauesten Verhältniß zu

stehen. — Aber es gehört Ordnung und Mäßigkeit in der Verwendung derselben dazu, also der Ehestand, das einzige Mittel, diese zu erhalten.

Das größte Beispiel giebt ein Franzose, Namens de Longueville. Dieser lebte 110 Jahr, und hatte zehn Weiber gehabt, die letzte noch im 99sten Jahre, welche ihm noch in seinem 101sten Jahre einen Sohn gebar.

Es werden mehr Weiber als Männer alt, aber das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen doch nur Männer. — Das Gleichgewicht und die Nachgiebigkeit des weiblichen Körpers, scheint ihm für eine gewisse Zeit mehr Dauer und weniger Nachtheil von den zerstörenden Einflüssen zu geben. Aber zur Erreichung eines sehr hohen Alters, gehört schlechterdings Mannskraft. Daher werden mehr Weiber alt, aber weniger sehr alt.

In der ersten Hälfte des Lebens ist thätiges, selbst strapazantes Leben, in der letzten Hälfte aber eine ruhigere und gleichförmige Lebensart zum Alter zuträglich. Kein einziges Beispiel findet sich, daß ein Müßiggänger ein ausgezeichnet hohes Alter erreicht hätte.

Eine reiche und nahrhafte Diät, Uebermaaß von Wein, Fleischkost, verlängert nicht das Leben. Die Beispiele des höchsten Alters sind von solchen Menschen, welche von Jugend auf mehr

Pflanzenkost, ja oft ihr ganzes Leben hindurch kein Fleisch genossen hatten.

Ein gewisser Grad von Cultur ist dem Menschen auch physisch nöthig, und befördert die Länge des Lebens. Der rohe Wilde lebt nicht so lange.

Das Leben auf dem Lande und in kleinen Städten ist dem langen Leben günstig, in großen Städten ungünstig. In großen Städten stirbt gewiß jährlich der 25ste bis 30ste, auf dem Lande der 40ste und 50ste. Besonders wird die Sterblichkeit in der Kindheit durchs Stadtleben äußerst vermehrt, so daß da gewöhnlich die Hälfte aller Gebornen schon vor dem dritten Jahre stirbt, da hingegen auf dem Lande die Hälfte erst bis zum 20sten oder 30sten Jahre aufgerieben ist. Der geringste Grad der menschlichen Mortalität ist, einer von sechzig des Jahrs, und dieser findet sich nur hie und da im Landleben.

Bei manchem Menschen scheint wirklich eine Art von Verjüngung möglich zu seyn. Bei vielen Beispielen des höchsten Alters bemerkte man, daß im sechzigsten, siebzigsten Jahre, wo andre Menschen zu leben aufhören, neue Zähne und neue Haare hervorkamen, und nun gleichsam eine neue Periode des Lebens anfing, welche noch zwanzig und dreißig Jahre dauern konnte. Eine Art von Reproduction seiner selbst, wie wir sie

sonst nur bei unvollkommneren Geschöpfen wahrnehmen.

Von der Art ist das merkwürdigste, mir bekannte, Beispiel, ein Greis, der zu Rechingen (Oberamts Bamberg) in der Pfalz lebte, und 1791 im 120sten Jahre starb. Diesem wuchsen im Jahre 1787, nachdem er lange schon keine Zähne mehr gehabt hatte, auf einmal acht neue Zähne. Nach sechs Monaten fielen sie aus, der Abgang wurde aber durch neue Stockzähne oben und unten wieder ersetzt, und so arbeitete die Natur vier Jahre lang unermüdet, und noch bis vier Wochen vor seinem Ende fort. Wenn er sich der neuen Zähne einige Zeit recht bequem zum Zermalmen der Speisen bedient hatte, so nahmen sie, bald eher, bald später, wieder Abschied, und sogleich schoben sich in diese, oder in andre Lücken neue Zähne nach. Alle diese Zähne bekam und verlor er ohne Schmerzen; ihre Zahl belief sich zusammen wenigstens auf ein halbes Hundert.

Lebensordnung (macht alt.)

In der Regel wünscht ein jeder alt zu werden, aber nur äußerst wenige fangen es darnach an.

Um lange zu leben, muß man vernünftig leben; das beweiset die Erfahrung überall. Aber die außerordentlichsten Beispiele von langem Leben finden wir nur unter den Menschenklassen, die unter körperlicher Arbeit und in freier Luft ein einfaches naturgemäßes Leben führen, unter Landleuten, Gärtnern, Jägern, Soldaten und Matrosen. Nur in diesen Ständen erreicht der Mensch noch jetzt ein Alter von 140, ja 150 Jahren. Hier sind einige Beispiele:

89) Im Jahre 1670 starb H. Jankins in Yorkshire. Er war schon im Jahre 1513 bei der Schlacht zu Flowdenfield gewesen, und damals zwölf Jahr alt. Man konnte aus den Registern der Kanzleien und der Gerichtshöfe ersehen, daß er 140 Jahre lang vor Gericht erschienen war, und Eide abgelegt hatte. Gegen die Wahrheit der Sache ist also nichts einzuwenden. Er war bei seinem Tode 169 Jahr alt. Seine letzte Beschäftigung war Fischerei, und er konnte noch, als er schon weit über 100 Jahre alt war, in starken Strömen schwimmen.

90) Ihm kommt Th. Parre am nächsten, ebenfalls ein Engländer aus Shropshire. Er war ein armer Bauersmann, und mußte sich durch seine tägliche Arbeit ernähren. Als er 120 Jahr alt war, verheirathete er sich wieder mit einer Wittwe,

mit der er noch zwölf Jahre lebte, und so, daß sie versicherte, ihm nie sein Alter angemerkt zu haben. Bis in sein 130stes Jahr verrichtete er noch alle Arbeit im Hause, und pflegte sogar noch zu dreschen. Einige Jahre vor seinem Tode fingen ihm die Augen und das Gedächtniß an, schwach zu werden, das Gehör und sein Verstand aber blieben bis zu Ende gut. In seinem 152sten Jahre hörte man von ihm in London; der König wurde sehr begierig, diese Seltenheit zu sehen, und er mußte sich auf den Weg machen. Dieß brachte ihn höchstwahrscheinlich um sein Leben, das er ausserdem noch länger würde fortgesetzt haben. Er wurde nämlich da so königlich bewirthet, und auf einmal in ein so ganz entgegengesetztes Leben versetzt, daß er bald darauf 1635 in London starb. Er war 152 Jahr und neun Monate alt geworden, und hatte neun Könige von England erlebt. — Das allermerkwürdigste war nun dieß, daß man bei der Section, welche Harvey verrichtete, alle Eingeweide des Alten in dem gesundesten Zustande antraf; nicht der geringste Fehler war zu entdecken. Sogar die Rippen waren noch nicht einmal verknochert, was man sonst bei allen alten Leuten findet. In seinem Körper lag also noch nicht die mindeste Ursache des Todes, und er war bloß an schnell er-

zeugter Ueberfüllung gestorben, weil man ihm zu viel zu gute gethan hatte.

91) Ein Däne, Nahmens Draakenberg, geboren 1626, diente bis in sein ein und neunzigstes Jahr als Matrose auf der Königl. Flotte, und brachte funfzehn Jahre seines Lebens in der Türkschen Sklaverei, mithin im größten Elende zu. Als er 111 Jahr alt war und sich nun zur Ruhe gesetzt hatte, fiel's ihm ein, sich zu verheirathen, und er nahm eine sechzigjährige Frau; diese aber überlebte er lange, und nun in seinem 130sten Jahre verliebte er sich noch in ein junges Bauermädchen, das aber, wie man wohl denken kann, seinen Antrag ausschlug. Er versuchte sein Heil nun noch bei mehrern; da er aber nirgends glücklicher war, so beschloß er endlich ledig zu bleiben, und lebte so noch sechzehn Jahre. Erst im Jahre 1772 starb er im 146sten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von ziemlich heftigem Temperamente, und zeigte oft seine Stärke noch in den letzten Jahren seines Lebens.

92) Im Jahr 1757 starb zu Cornwallis J. Essingham im 144sten Jahre seines Alters. Er war unter Jacob I. Regierung von sehr armen Aeltern geboren, und von Kindheit auf zur Arbeit gewöhnt, diente lange als Soldat und Korporal, und als solcher auch in der Schlacht bei Hoch-

städt. Zuletzt kehrte er zurück in seinen Geburtsort, und lebte als Tagelöhner bis an sein Ende. Zu bemerken ist, daß er in der Jugend niemals hitzige und starke Getränke getrunken, immer sehr mäßig gelebt, und nur selten Fleisch gegessen hat. Er wußte bis zu seinem 100sten Jahre fast nicht, was Krankheit war, und machte noch acht Tage vor seinem Ende eine Reise von drei Meilen.

93) Im Jahr 1792 starb im Holsteinschen ein gewisser Stender, ein arbeitsamer Bauersmann, im 103ten Jahre. Seine Nahrung war beinahe nichts anders als Grütze und Battermilch; äußerst selten aß er Fleisch, und immer nur sehr stark gesalzen. Er hatte fast niemals Durst, und trank sehr selten. Taback rauchte er gern. Erst im Alter fing er an Thee, und zuweilen Koffee zu trinken. Die Zähne verlor er bald. Krank war er nie. Aergern konnte er sich gar nicht, d. h., es war bei ihm physisch unmöglich, daß die Galle überging. Er vermied auch alle Gelegenheit zu Zank und Streit. Dafür aber hatte er ein größeres Vertrauen auf die Vorsehung, und wußte sich dadurch in allen Uebeln und Unglücksfällen zu trösten und aufzurichten. Seine liebste Unterhaltung war immer: Gottes Güte. —

94) Eins der aller sonderbarsten Beispiele, wie unter dem abwechselndsten Spiele des Glücks,

der anhaltendsten Todesgefahr und den nachtheiligsten Einflüssen, sich dennoch das Leben eines Menschen unglaublich lange erhalten kann, ist folgendes: Im Jahr 1792 starb in Preußen ein alter Soldat, Namens Mittelstedt, in einem Alter von 112 Jahren. Dieser Mann war 1681 im Junius zu Fissahn in Preußen geboren, und wurde als Bedienter von seiner Herrschaft, die an einem Abende ihre ganze Equipage und sechs Bedienten dazu verspielte, ebenfalls mit verspielt. Er ging hierauf in Kriegsdienste, und diente sieben und sechzig Jahre als Soldat, machte alle Feldzüge unter König Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., besonders den ganzen siebenjährigen Krieg mit, wohnte siebzehn Hauptbataillen bei, wo er unzähligemal dem Tode trotzte und viel Blessuren erhielt. Im siebenjährigen Kriege wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen und er gerieth in Russische Gefangenschaft. — Nach allen diesen ausgestandenen Mühseligkeiten heirathete er, und nachdem ihm zwei Weiber gestorben waren, heirathete er im Jahr 1790, also im 110ten Jahre seines Alters, die dritte Frau. Er war noch im Stande, bis kurz vor seinem Tode, alle Monate zwei Stunden Wegs zu gehen, um sich seine kleine Pension zu holen.

95) In eben dem Jahre starb zu Neus, im

Erzstift Kölln, ein Greis von 112 Jahren (H. Kauger); er war ein Mann von starkem Körper, war gewohnt, täglich einen kleinen Spaziergang zu machen, konnte bis an seinen Tod ohne Brille lesen, und behielt auch den Gebrauch seiner Vernunft bis ans Ende.

96) In England starb vor kurzem Helena Gray im 105ten Jahre ihres Alters. Sie war klein von Person, sehr munter, aufgeräumt und launigt, und bekam wenig Jahre vor ihrem Tode neue Zähne.

97) Noch vor kurzem lebte in der Grafschaft Fife, Thomas Garrik in seinem 108ten Jahre, noch sehr munter und war noch immer, so wie in vorigen Zeiten, wegen seines Straußenmagens berühmt. Seit zwanzig Jahren lag er nie krank zu Bette.

98) Noch vor einem Jahre lebte zu Tacony bei Philadelphia ein Schuster, Namens R. Glan, in seinem 114ten Jahre. Er ist ein geborner Schotte, hat noch König Wilhelm III. gesehen, hat den vollen Gebrauch seines Gesichts und Gedächtnisses, ißt und trinkt behaglich, verdaut herrlich, arbeitet die ganze Woche, und wallfahrtet Sonntags nach Philadelphia in die Kirche. Seine dritte Frau lebt noch, ist dreißig Jahr alt, und mit seiner Amtsführung zufrieden.

99) Ein gewisser Baron, Baravicino de Cappellis, starb 1770 zu Meran in Tyrol, in einem Alter von 104 Jahren. Er hatte vier Frauen gehabt; im vierzehnten Jahre die erste, und im vier und achtzigsten die vierte geheirathet. Aus der letzten Ehe wurden ihm sieben Kinder geboren, und als er starb, war seine Frau mit dem achten schwanger. Er verlor die Munterkeit seines Leibes und seiner Seele nicht eher, als in den letzten Monaten seines Lebens. Nie brauchte er eine Brille, und machte noch oft, in seinem hohen Alter, einen Weg von zwei Stunden zu Fuß. Seine gewöhnliche Kost waren Eier; nie aß er gekochtes Fleisch, nur dann und wann etwas gebratenes, aber immer nur wenig. Thee trank er häufig mit Rossolis und Zuckerkandis.

100) Ant. Senisb, ein Ackermann im Dorfe Puy in Limoges, starb im Jahr 1770 im 111ten Jahre seines Alters. Er arbeitete noch vierzehn Tage vor seinem Ende, hatte noch seine Haare und Zähne, und sein Gesicht hatte nicht abgenommen. Seine gewöhnliche Kost waren Kastanien und türksches Korn. Nie hatte er Ader gelassen, auch nie etwas zum Abführen genommen.

101) Auch in unsern Gegenden Teutschlands kann man ein Alter von 136 Jahren erreichen, wie folgendes Beispiel beweiset: Georg Wunder

war den 23. April 1626 zu Wülcherstädt in Salzburg geboren, und kam 1754 mit seiner Frau nach Greiz. Da man seine Zeugnisse richtig befunden hatte, so wurde ihm im Krankenhause eine Wohnung gegeben. Einige Jahre darnach starb seine Frau, die ihn bis dahin gut gepflegt hatte, in einem Alter von 110 Jahren; von dieser Zeit an kam er in das Waisenhaus, und wurde daselbst bis an seinen Tod erhalten, welcher den 12. Dec. 1761 erfolgte. Nur in der letzten Zeit wurde er kindisch, und ging an zwei Stöcken, doch behielt er Gesicht und Gehör bis an sein Ende. Er sowohl, als seine Frau, sind in Greiz abgemahlt. Dies ist das Beispiel des höchsten Alters, was in Teutschland bekannt geworden ist.

102) In einem kleinen Dorfe unweit Bergen in Norwegen, starb im September 1797 Joseph Surrington im 160sten Jahre seines Alters. Er behielt den ungeschwächten Gebrauch der Sinne und des Verstandes bis zur Stunde seines Todes. Tages vorher versammelte er seine Familie und theilte sein Vermögen unter sie. Er war mehrmals verheirathet, und hinterläßt eine junge Wittwe und mehrere Kinder. Sein ältester Sohn ist 103 und der jüngste neun Jahr alt.

103) Die Jugend einer gewissen Stadt in Kent lacht immer, wenn man den alten Nobs nennt. Ihre Våter schon pflegten ihnen von diesem Wundermanne zu erzählen, dessen ganze Lebensart so regelmäßig war, wie der Schattenweiser einer Sonnenuhr. Von einer Zeit zur andern ließ sich zu gewissen Stunden die ehrwürdige Gestalt sehen. Man sah ihn mitten in den Hundstagen am jähen Hügelabhang arbeiten, mitten im Winter den eisbehangenen Berg hinanklettern, lässig zugeknöpft im härtesten Froste, und trotzend dem ehernen Nordsturm, im Herbste bis an die Hüften entblößt — Hut, Atzel und Stock in einer Hand, indeß die andere unbedeckt gegen die dumpfe neblichte Luft anruderte.

Sein gewöhnlicher Spatziergang ging nach dem Gipfel eines Hügels, den er stets in einer bestimmten Zeit erreichte, und Nobs rühmte sich, er habe nicht weniger als 40,000mal die Schritte gezählt, so er zu dieser Wallfahrt brauchte. Zu Highgate trank er dann bedächtlich seine einzige Bouteille, sah eine Stunde lang hinab ins dampfige Thal, und trug sich hernach ganz ruhig wieder nach Hause. Jede kleinste Krümmung des Weges war ihm bekannt, und er wußte, ohne niederzusehen, wo er den Fuß aufheben müsse, um über einen Stein hinwegzuschreiten. Den Weg fand

er mit verbundenen Augen, und wär' er auch ganz blind gewesen, so hätte man ihn eben so wenig fünf Schritte über das Thor der Herberge hinausführen können, als der arbeitende Hund, der das Wasser aus dem Brunnen zieht, weiter gepeischet werden kann, wenn der Eimer den Rand erreicht hat.

Jedermann auf dem Wege kannte den alten Nobs, und Nobs kannte jedermänniglich; er grüßte freundlich nach allen Seiten hin; aber selbst die älteste Bekanntschaft hät' es nicht über ihn vermocht, irgendwo einzusprechen, und Erfrischung zu sich zu nehmen; nie erlaubte er sich früher zu trinken, als bis er seinen Krug voll, durch das bestimmte Tagewerk verdient hatte.

Alle Bewohner am Wege kannten den wunderbaren Alten, und unter ihnen war keiner, der ihn nicht liebte. Der Harmlose ist derjenige Karakter, mit welchem sich alle Menschen am liebsten vertragen; und eben das war er im höchsten Grade. Er hatte seine Eigenheiten, aber sie belustigten, und die ganze Gegend schien einen gemeinschaftlichen Verlust erlitten zu haben, als ihn der Tod hinwegraffte.

Für jedes Haus, für jede Hütte am Wege, hatte er seinen eigenen Gruß, der jedesmal der Person angepaßt war. Keine seiner Redensarten

beleidigte, denn man nahm sie so, wie er sie meinte, als hieß es, „Nobs geht vor über:“

„Aufgeschürzt!“ war sein Wort, wenn er am Milchlager vorbeiging; worauf die rothbackigten Mädchen erwiederten: „Guten Spatziergang, Meister!“ Ging er am Schneider vorüber, so sagte er mit gutherzigem Kopfnicken: „Putz's Licht!“ und die Antwort war: „Wart alter Schalck.“ Am Pappelhofe schlug er auf die Hundshütte, und wedelnd begegneten ihm die arglosen Thiere. Am Pfarrhofe nahm er die Mütze ab, und sang je und je ein andächtiges „Amen!“ Es war bloß ein einfältiges zweisilbiges Wort, aber es drückte die ganze Verehrung des guten Mannes für die Religion aus.“

„Kaum daß ihn der Regen von seinem Wanderzug abhalten konnte; selbst alsdann spatzierte er in Gedanken nach Highgate. Er machte nämlich aus seinen zwei Stuben nur eine, und trat zur gesetzten Zeit seine Wallfahrt an. Da er wußte wie viel Schritte dazu erforderlich waren, so ging er durch beide Zimmer auf und nieder, bis die Zahl voll, und so weit das Tagewerk vollbracht war. Aber wie stand es, wird man fragen, mit den verschiedenen Stationen? — Die wurden nicht übergangen. Hatte er so viel Schritte gezählt, als zum Milchlager erforderlich

waren, so rief er: „Aufgeschürzt!“ Waren der Schritte zum Schneider genug, so rief er sein: „Top!“ eben so regelmäßig, als streckte der queerbeinigte Bruder sein Käsegesicht zur Antwort heraus; am Pappelhofe schlug er statt auf die Hundshütte, auf den Tisch, und wenn er sein „Amen“ gesagt hatte, so schüttelte er sich eben so freudig, als befände er sich am Ziele seiner Wanderschaft. Auf dieser Zimmerreise sah er in der Einbildung jeden Winkel, der ihn auf der wirklichen vorkam; auf der Brücke umduftete ihn das frische Heu; er hob seine Füße höher, wenn er im Geiste an den Hügel gekommen war; im Hintergrunde des Zimmers wurden zwei Stühle neben einander gepflanzt, über die er hinüber kletterte, wenn ihm ein Zaun vorkam. Er lüftete sich, wenn er an seiner Herberge angelangt war; er öffnete seine Flasche; von einem seiner Fenster aus, mahlte sich seine Phantasie die ganze Aussicht des Hügels; und wenn er dann eine Stunde ausgeruht und sich erfrischt hatte, so trat er eben so bedächtig den Rückzug an; überstieg wieder jeden Zaun, und zollte von Station zu Station seine Grüße.“

„Ihr, die ihr diesen wunderlichen Alten belacht, laßt denkenden Ernst auf eure Stirne treten, und ahmt ihm nach! Durch diese täglichen Uebungen brachte er sein Leben auf sechs und neun-

zig Jahre. Er war ein Vater dem Betrübten, ein Tröster dem Leidenden, dem Dürftigen ein Stab — der beste, gutmüthigste Mensch der ganzen Gegend. Stets froh in sich selber, suchte er auch über Andre Frohsinn zu verbreiten, und achtete kein Opfer zu groß. Den Unglücklichen widmete er die Gaben, welche Andere an lose Vergnügungen verschwenden, und bekam ihr seegnendes Lächeln und ihr Gebet zum Lohne. Mag der Sturm seine Asche verstreuen, das Andenken an sein Herz wird ewig unter diesen Menschen leben.

Die, so ihn blos sahen, liebten den Mann wegen seiner Eigenheiten; die seines Beistandes bedurften, verehrten ihn wegen seiner Tugend und Milde. Im ganzen Laufe eines so langen Lebens konnte niemand aufstehen und sagen: Nobs habe ihn auch nur in Gedanken beleidigt. Bei einem sehr mittelmäßigen Einkommen behauptete er sechzig Jahre hindurch den Namen des Mildthätigen, und ließ bei seinem Hinscheiden seiner Familie nur wenig zurück. Aber er vermachte ihr dabei ein unschätzbares Erbe — jene Seegnungen, welche der lohnende Himmel für die Kinder der Barmherzigen aufbewahrt.

Leichtsinn.

104) In der heftigen Kälte des Januars 1784 kamen zwei Handwerksbursche auf ihrer Wanderschaft in einen, etliche Stunden von Würzburg gelegenen Ort. Ohne Geld und von Hunger eben so abgemattet, wie vom Frost, sprachen sie die Einwohner um ein Stück Brod oder einen Zehrpfennig an, welches man bekanntlich fechten nennt. Sie wußten als Fremde entweder nicht, daß dieses daselbst von der Obrigkeit verboten war, oder dachten: Noth hat kein Gesetz, und das liebe Leben geht dem Menschen doch über alles. Der Beamte des Orts bekam aber Nachricht davon, und ließ sie sogleich einstecken, als ob sie eine Schandthat begangen hätten. Nun mochte das Gefängniß wohl gegen die Kälte nicht sonderlich verwahrt seyn, und der Mann war so grausam, oder wie ich um der Menschheit willen lieber glaube, so vergessen und sorglos, daß er die armen Bursche vor Einbruch der Nacht nicht wieder in Freiheit setzte. Erst den Morgen darauf fiel's ihm ein, daß er zwei Menschen sitzen habe, und er schickte hin, sie heraus zu lassen. Aber sein Gerichtsdiener fand die beiden Menschen erfroren und todt liegen. Sie hatten die

Arme fest um einander gewunden, und die letzte Todesangst, wie vorher den erbetenen Bissen, der ihnen so vergällt wurde, brüderlich getheilt, und ihre Seelen waren schon dahin, wo kein Elend mehr ist!

105) Folgende traurige Geschichte, die sich 1784 in Rocklum ohnweit Osterwick zugetragen hat, enthält eine doppelte Warnung für Aerzte und Krankenpfleger oder Wärter. Für jene, daß sie die Signaturen oder Aufschriften der Arzneien ja recht deutlich und bestimmt ausdrücken und leserlich schreiben lassen; auch wenn bei gefährlichen Mitteln irgend ein Versehen zu befürchten ist, solche nicht unverständigen Land-Leuten in die Hände geben, sondern lieber an den Wundarzt, Prediger oder Schulmeister des Dorfs addressiren. Die Krankenwärter lehrt, alle Vorsicht zu brauchen, und, wenn sie die Signatur nicht recht lesen oder verstehen können, einen verständigen Mann zu befragen. Denn wenn sich auch an einem Orte keiner fände, der sich dieser menschenfreundlichen Bemühung unterziehen könnte oder wollte; so wird sich doch der Prediger des Orts die Ehre nicht nehmen lassen. Die Sache verdient gewiß Aufmerksamkeit, damit die Fälle seltner werden, wo die Arzneikunst durch fremde Schuld denen das Leben raubt, die es durch sie

zu erhalten hoffen. Die Geschichte ist folgende: In Rocklum wurde ein Knecht krank. Sein Brodherr handelte redlich an ihm, denn er ließ einen Arzt holen, und bezahlte die Arznei. Der Arzt war so großmüthig, daß er den Besuch nicht bezahlt nahm. Allein da er sich, aus Müdigkeit von der Reise, niedergelegt hatte, gab man dem Kranken aus Versehen eine starke Dosis Spanisch-Fliegenpulver, welches der Arzt zu Blasenpflastern mitgebracht, und bei Seite gelegt hatte. Kaum hatte jener dieses eingenommen, so fühlte er heftiges Reißen und Schneiden im Magen. Man weckte den Arzt, der auch den begangenen Irrthum sogleich entdekte, dem Kranken Brechmittel gab, und ihn sehr viel Milch trinken ließ. Allein es waren alle angewandte Hülfsmittel vergebens: er starb unter seinen Händen.

Leichtsinn und Lieblosigkeit.

106) Der Sohn des Stadtmusikus Kirsten zu Luckau, der wegen seiner Geschicklichkeit in der Musik, und wegen seines moralischen Wandels von jedermann geschätzt und geliebt

wurde, empfand vor kurzem zum erstenmal die Allgewalt der Liebe. Feurig liebte er, aber seine Wahl war nicht die glücklichste. Der Gegenstand seines Herzens ward ihm ungetreu, und vertauschte ihn bald gegen einen andern Geliebten. Der zurückgesetzte Jüngling war ehrgeizig und feurigen Temperaments; sein Schicksal machte ihn daher doppelt unglücklich. Aber das Gefühl seines Schmerzes erreichte den höchsten Grad, als er eines Abends, da er in dem von Luckau nicht weit gelegenen Dorfe Zackow, zum Tanze spielte, und seine alte Geliebte in den Armen ihres jetzigen Erwählten nach seiner Musik tanzen sehen mußte. Seine Geistesgegenwart verließ ihn auf einige Zeit, und als er zur Besinnung kam, beschloß er sogleich den Tod.

Zufällig zog gerade um diese Zeit vom Horizonte ein starkes Gewitter herauf. Helleuchtende Blitze durchkreuzten die schwarzen Wolken, und schienen die ganze Erde in Flammen zu setzen.

Der junge Kirsten erklärte der anwesenden Gesellschaft, er könne ihr nicht länger zum Tanze spielen, theils, weil sein Vater die beiden Lehrburschen, welche ihn im Spielen unterstützten, zur Besetzung der Thurmwache ge-

brauche, theils, und hauptsächlich, weil ihm nicht wohl sey. Aber er sprach zu tauben Ohren, und man insultirte ihn auf mehr als eine Art, besonders aber glaubte ein junger Mensch, der kaum der Zuchtruthe seines Vaters entgangen war, diese Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, um eine imposante Rolle zu spielen. Mit einem Worte, man bewies dem Musikus mit Fausischlägen und andern Mißhandlungen, die verdient hätten, strenge gerügt zu werden, daß er spielen müsse. Besonders ermunterte zu diesen gesetzwidrigen und pöbelhaften Demonstrationen durch sein Beispiel ein junger Rechtsgelehrter, Namens A.. Jedermann glaubte, ihm ohne Bedenken trauen zu dürfen, da er ja wissen werde, wie man sich bei solchen Gelegenheiten zu nehmen habe. Aber ob man sich an den Rechten adressirt, das rechte Vorbild zur Nachfolge gewählt hatte? — Ob die Musen diesen Rechtsgelehrten wirklich civilisirt hatten, das wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Seine Ueberzeugungsgründe waren unter andern: „das danke Ihnen der Teufel, Herr! Sie müssen uns spielen.“ — Dem jungen Kirsten war diese rohe Sprache, die noch rohere Behandlungsart, welcher er sich ausgesetzt sah, und der Umstand, daß seine alte Geliebte und ihr Neuerwählter von ihm sich eins auf-

spielen ließen, schlechterdings unerträglich. Er ging daher einigemal aus der Stube, nahm eine starke Portion Arsenik, begab sich nach Hause und legte sich zu Bette.

Einige Stunden nachher entdeckte er den verzweiflungsvollen Schritt, den er gethan hatte, und der ihm jetzt leid war, seinen Eltern. Diese sandten in der grösseten Angst zum Arzte, und ließen ihn inständigst bitten, zur Rettung ihres Sohnes eiligst herbei zu kommen. Wer menschlicher Empfindungen und Mitleidsgefühle fähig ist, möchte die Antwort des Arztes schwerlich errathen: „Ich gehe zu keinem Selbstmörder;" ließ er zurücksagen. Man bat, man beschwor ihn, bis er sich endlich bewegen ließ, den Kranken zu besuchen. Beim Hineintreten in das Krankenzimmer fragte er den, mit dem wüthendsten Schmerze Kämpfenden: „Seyd ihr ein Christ oder ein Heide?" Die fernere Behandlungsart war ebenfalls dieser lieblosen Anrede angemessen. Unter andern sagte er beim Hinreichen der Arznei: „Trinken Sie hiervon, es ist kein Zakkowscher Trank. (Zackow hieß das Dorf, wo der Unglückliche zuletzt in seinem Berufe gewesen war.) Er verordnete nur, was der Kirsten einnehmen sollte, aber er legte keine Hand

an den unglücklichen Jüngling. Anstatt durch fernere Selbstthätigkeit alles Mögliche zu seiner Rettung zu thun, ging er nach Hause und legte sich aufs Ohr, unbekümmert um den fernern Kampf des Leidenden.

Als endlich alle Hoffnung zur Lebensrettung verschwand, sandte man zum Herrn Magister S * * * einem sehr menschenfreundlichen und aufgeklärten Manne. Er kam sogleich, und gab dem Jüngling den letzten Seegen, nachdem ihm dieser zuvor die Veranlassungen seines übereilten Schrittes entdeckt hatte. In dem Berichte, den man an die hohe Oberamts-Regierung abstattete, sticht das Betragen dieses menschenfreundlichen Magisters ganz außerordentlich gegen das Betragen des Arztes ab, aus welchem letzten, grobe Vorurtheile und Hartherzigkeit unverkennbar hervorleuchten. Er bestand darauf, man müsse, wie er sich auszudrücken beliebte, für Andere ein warnendes Exempel an diesem Selbstmörder statuiren. Aber nicht allein der Arzt sondern mehrere Andere, denen es freilich eher zu verzeihen war, als jenem, gaben hier Beweise einer sehr lieblosen Denkungsart und Handlungsweise; denn wenn man auch einen unglücklichen Verirrten und Verzweifelnden nichts schuldig zu seyn ge-

glaubt hätte, so wäre man doch wenigstens den trostlosen Eltern viel schuldig gewesen; aber man schien vielmehr alles geflissentlich hervor zu suchen, um diese Trauernden noch tiefer zu beugen.

Die Todtenwäscherinn, welche man ersuchen ließ, den Verstorbenen zu waschen, weigerte sich dessen, unter dem Vorwande, sie sey nur bestimmt, ehrliche Leute zu waschen, nicht aber Selbstmörder. — Ein junger Mensch aus eben der Stadt Namens G * * *, der sich der Wundarzneikunst widmet, und ein wahrer Freund des Gestorbenen war, hatte Muth genug dem kindischen Vorurtheile vieler Personen, die ihn an Alter, obgleich nicht an Verstand übertrafen, die Stirn zu bieten; er rasirte den Todten.

Die Oberamtsregierung zu Lübben verordnete, man sollte den jungen Kirsten am Kirchhofe begraben. Aber selbst der regierende Bürgermeister fand es nicht für gut, dem Befehle seiner Vorgesetzten zu genügen. Er ließ ihn vielmehr am Wegweiser begraben, „weil es am Kirchhofe etwas bergigt wäre." Selbst den Todtengräber hatte die Intoleranz des Arztes angesteckt; seine Antwort, als man ihn ersuchen ließ, das Grab zu machen, glich wenigstens vollkommen der des Arztes und der Wäscherinn.

Ueberhaupt schien der unsaubre Geist des Arztes in Alle, für welche die Prüfungsstunde ihrer Verstandes- und Herzenscultur gekommen war, gefahren zu seyn.

Erst auf den ausdrücklichsten Befehl des Bürgermeisters, bequemte sich endlich der Todtengräber zur Pflicht seines Amts. Aber wie hatte er das Grab gemacht? so flach, daß der Sarg kaum einen Fuß tief zu stehen kam.

Nur mit großer Mühe und übertriebenen Anerbietungen, erhielt der Vater einen Wagen, um die Leiche zur Erde zu bestatten.

Da es leider gegen dergleichen Lieblosigkeiten, welche Menschen an Menschen so frech und ungestraft verüben, keine Gesetze giebt: so tritt hier die Publicität in ihre wohlthätigen Rechte ein.

List eines Bettlers.

107) Als man die Schande, bei gesunden Leibeskräften zu betteln, noch nicht so allgemein fühlte, wie jetzt, suchte ein verschmitzter Bettler auf folgende Weise statt Pfennige, Thaler zu bekommen. Er kaufte sich eine Menge messingener, etwas vergoldeter Ringe, dergleichen die Messer-

träger zu wenigen Pfennigen verkaufen; ließ allerlei Buchstaben und Jahrzahlen in dieselben stechen, um solche den gewöhnlichen Trauringen ähnlich zu machen. Dann kam er mit einer ehrlichen Miene zu einem Gutsbesitzer, Prediger oder zu andern Honoratioren auf dem Lande, erzählte, wie er vor ihrer Thüre einen Ring gefunden habe, fragte, ob solchen jemand im Hause verloren haben möchte? wußte das Gespräch so zu lenken, daß man den Ring an sich behielt, mit der Aeußerung, der oder jener von den Bekannten des Hauses könne ihn verloren haben, und werde sich wohl mit ihm, wenn er diese Gegend wieder passire, abfinden, mittlerweile wolle man ihm acht Groschen oder dergleichen abschläglich geben. Mit einer Schnelligkeit brachte er in einer großen Reihe Dörfer dergleichen Ringe in Umlauf und kam nicht wieder.

Lotto.

---

108) In Erlangen ward die Frau eines Bürgers, Pf . . . genannt, im November 1786 vor Gericht geladen, um daselbst von einer gewissen Waare, die man als gestohlenes Gut eines an-

derwärts eingebrachten Diebes angehalten hatte, und welche von der Pf . . . in der Stadt zum Verkauf umhergetragen worden war, Rechenschaft zu geben. Sie hörte kaum von der ergangenen Citation, als sie unsichtbar wurde, und erst acht Tage darauf fand man sie in der hier vorbeifließenden Rednitz und zog sie todt heraus. Diese Unglückliche war sonst eine arbeitsame und rechtschaffene Frau, und nur seit einigen Jahren ließ sie sich verleiten, ins Lotto, erst wenig, dann immer mehr und mehr einzusetzen, um ihren Verlust auf einmal wieder zu bekommen. Weil aber ein für sie vortheilhaftes Loos von einer Zeit zur andern ausblieb, und sie nicht mehr nachhalten, geschweige die Schulden, die sie heimlich gemacht hatte, bezahlen konnte: so mußte sie auf eine neue Quelle, woraus sie Geld zum verspielen erhalten könne, denken, und ließ sich, mit Vernachlässigung ihrer häuslichen Geschäfte, aufs Trödeln ein. Aber auch diese Quelle war nicht ergiebig genug, nur die Collecteurs zu befriedigen. Sie gerieth in Verzweiflung, die aber bei der ihr angebohrnen aufgeweckten Gemüthsart nicht merklich ward; suchte ihre geheimen Grillen in Branntwein zu ersäufen, verhehlte Diebswaaren, und sprang, aus Besorgniß wegen Verantwortung dieser und vielleicht noch mehrerer sträfli-

cheren Handlungen, und uneingedenk ihrer unversorgten Kinder, in den Fluß. Die einzige Ursache der stufenweisen Verirrung dieses Weibes von der Bahn der Rechtschaffenheit bis zur böslichen Verlassung ihrer Kinder und zum Selbstmorde war also — das Lotto. — Man macht hier auch die Bemerkung, daß die Bürger, welche am fleißigsten im Lotto spielen, auch diejenigen sind, welche ein nahgelegenes Bambergisches Dorf am fleißigsten besuchen, um da ihre Grillen durch das starke Bamberger Bier zu betäuben, während daß ihre Haushaltung zu Grunde geht, und Frau und Kinder Noth leiden. — Sollte man nicht die Lottos in die Litanei setzen?

109) Die schon bejahrte Aufwärterinn des Professors E . . . in Berlin, ein sonst nicht unkluges Weib, aber etwas unordentlich und von heftigen Leidenschaften, war dem Lottospiel so sehr ergeben, daß sie erst all ihr Haab und Gut zu dem zauberischen Glücksrade hintrug, alsdann viele Schulden machte, ihre brave Tochter, die bei dem Fräulein v. B. diente, um alles Geld und alle nur möglichst zu entbehrenden Kleidungsstücke brachte, und endlich sich an ihres Herrn Geld und Sachen vergriff, auch verschiedenes von den Kaufleuten auf seinen Namen borgte. Alles dieses trug sie in den Glückstopf und hoffte

und

und harrete, daß eine Ambe oder Terne für sie herauskommen sollte, wovon sie das Versetzte wieder einzulösen, ihre Schulden zu bezahlen, das Gestohlne zu vergüten und noch genug übrig zu behalten gedachte, um ihre übrigen Tage, herrlich und in Freuden zu verleben. Es ist leider bekannt genug, daß sehr viele unsrer Mägde und Bedienten durch alberne Hoffnungen, die sie sich vom Lottospiele machen, zu Hausdieben werden, und statt des Schlaraffenlebens, das sie sich geträumet hatten, ins Zuchthaus und an die Karre kommen: aber noch bei keinem traf wohl das alte Sprüchwort, daß Hoffen und Harren manchen zum Narren mache, so augenscheinlich ein, als bei dieser Frau. Als die gehoffte Terne immer nicht kam, und sie ihre Unordnung und verübte Betrügereien nicht länger verbergen konnte, kam sie so sehr vom Verstande, daß sie an einem frühen Morgen das Küchenmesser nahm, und sich vier starke Wunden damit beibrachte. Man fand sie im Blute liegen, verband sie, und erhielt ihr das Leben noch über eine Woche. Während dieser Zeit kam sie zur Erkenntniß, gestand manche von ihr begangene Untreue, verfluchte das Lotto, und starb als ein Opfer der albernen Begierde, ohne Mühe reich werden zu wollen. — Dieß erschreckliche Beispiel ist hier erst im April

1785 geschehen: wie wenig Vernunft mögen diejenigen besitzen, die es nicht bessert? — —

110) Ein Geistlicher aus Verviers im Hochstifte Lüttich, Namens Perlott, hatte die Armenkasse in Verwahrung, die sich auf 1500 Rthlr. belief. Diese setzte er ins Lotto, und verspielte sie. Nun brachte ihn die Verzweiflung darüber zu dem unmenschlichen Entschlusse, einen seiner Freunde, den Herrn Delmotta, umzubringen und zu berauben. Er kam des Morgens gegen vier Uhr in dessen Wohnung, wo er wohl bekannt war, lockte die Mägde und zwei Schwestern, unter dem Vorwande, ihre Mutter wäre dem Tode nahe, und verlange sie noch einmal zu sehen, aus dem Hause, ermordete beide mit verschiedenen Messerstichen, gieng dann ins Schlafzimmer des Hausherrn und brachte ihm verschiedene Stiche bei, und hernach in das Zimmer eines bei ihm wohnenden Geistlichen, der sein Freund war. Dieser war ihm aber an Stärke überlegen, und warf ihn zum Zimmer hinaus: verfolgte ihn aber nicht, aus Furcht, daß er mehr Helfershelfer bei sich haben könne; und so entwischte er. Möchte doch dieses das letzte Unglück seyn, welches die Lottosucht anrichtet!

111) Im Oktober 1788 miethete sich ein Fremder und dessen Frau, zu N., im Nassauschen,

in einem Bauerhause ein. Er gab vor, er habe von der Herrschaft die Erlaubniß, sich niederzulassen und sein Geld zu verzehren, in welchem Ort er wolle. Seine Heimath gab er nie recht an, sondern sagte nur, daß er wegen verübter Wilddieberei habe flüchten müssen. Er gab sich jetzt für einen Collecteur zu dem Wisbader-Lotto aus. Die Bauern, die zum Theil schon lange ihr sauer erworbenes Geld in dieses Lotto getragen hatten, brachten also ihr Geld diesem Manne, und erhielten auch dagegen ihre gewöhnlichen gedruckten Zettel, die dieser Betrüger, ich weiß nicht, woher? haben mochte. Zugleich gab er vor, am Lauf der Gestirne und überhaupt an der Gestalt des Himmels diejenigen Nummern zu errathen, die jedesmal aus dem Glücksrade gezogen würden. Aus diesen errathenen Nummern machte er dann kein Geheimniß, sondern sagte sie einem jeden, der sie wissen wollte, und die einfältigen Leute setzten desto stärker auf die Nummern; denn die Gestirne, glaubten sie, können ja nicht trügen, und bei einem so klugen Manne, müsse sichs auf allen Fall mit Glück spielen lassen. Daß er ein Schelm sey, fiel wohl keinem ein: der Mann war ja so offen, und gönnte, indem er seine Heimlichkeiten jedem so unverhohlen darlegte, andern ehrlichen Leuten doch auch etwas. —

So führte er die armen Bauern am Narren- und Geduldseil herum, bis im December. In vollem Athem kam er eines Tages gelaufen, und machte ihnen weiß, sie hätten — ich weiß nicht wie viel tausend Gulden — gewonnen. In der Betäubung, worin die armen Leute durch die Nachricht geriethen, dachten sie gar nicht an die Möglichkeit eines Betruges. Die erste Wirkung davon war nun, daß der eine Bauer (ein lediger Bursch) seinen neuen Sonntagsanzug, den er sich erst angeschafft hatte, dem Glücksmanne zur Belohnung schenkte: und sogleich wurde beschlossen, daß jeder der Gewinner sich ein neues Kleid und ein Paar große Steifstiefeln anschaffen sollte. Das Tuch zu den Kleidern mußte ein Jude von Frankfurt holen, und die Stiefeln wurden angemessen. Sämmtliche Gewinner fuhren in einer Miethschaise in die benachbarte Stadt W. Hier lebten sie einmal, ihrer Meinung nach, wie große Herren, d. h. sie leerten so viel Weinbouteillen, bis beinahe keiner den andern mehr kannte, und auf dem Rückwege wurde so viel Burgunder mitgenommen, als die Chaise tragen konnte. Diese Zeche bezahlte der Schultheis des Orts einstweilen aus seinem Beutel. Einige Tage hernach fuhren sie sämmtlich nochmals nach W., um sich die gewonnene Summe auszahlen zu lassen. Bei die-

ser Gelegenheit bekam der Betrüger noch über 100 Thaler an Einsatz für die künftige Ziehung von den Bauern, die meistens dieses Geld erst entlehnen mußten. Sie kamen in W. an, fingen wieder an tapfer zu zechen, und im halben Rausch sagte der feine Spitzbube: er habe die Einsatzscheine, welche er immer in Verwahrung hatte, und ohne welche das Geld nicht ausbezahlt wird, mitzunehmen vergessen, und müsse also augenblicklich zurückfahren, und dieselben erst holen. Es war nur zwei kleine Stunden Weges. Er fuhr also zurück, und ermahnte die Bauern, einstweilen tapfer zu zechen; er kam zu N.. an, setzte seine Frau in die Chaise, und beim Einsteigen brachte noch ein armer Bauer 50 Gulden, die er zum Einsatz in das Lotto geliehen hatte. Der saubre Vogel nahm sie, und nun gings rasch — nicht wieder nach W.., sondern durch einen Umweg nach Cassel bei Mainz. Hier verlor er sich mit seiner Frau, ohne daß es der Wirth oder der Postillon merkte. Da der letzte endlich sah, daß er betrogen war, fuhr er leer nach W.. Die im Wirthshause zechenden Bauern sahen alle Augenblick zum Fenster hinaus, ob der Glücksmann noch nicht zurückkäme; sie fragten endlich auf der Post nach dem Fuhrwerk, und — hier erfuhren sie die ganze Sache, und wie listig sie hintergan-

gen waren. Stumm und bestürzt standen sie da, sahen sich einander an, und wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie mußten die beträchtliche Zeche sammt der Chaise — nicht von ihrem Gewinnst, sondern aus eignem Beutel bezahlen, und — zu Fuß nach Hause zurückkehren. Nach ohngefährem Ueberschlag hat jener Betrüger bei 600 Gulden aus N.. geschleppt, eine Summe, die in Ansehung der Dürftigkeit der Einwohner sehr beträchtlich ist, zumal da dieser Verlust nur eine kleine Anzahl Bauern betrifft. — Sehet da die Bemühungen derer, die ohne Mühe reich werden wollen, und die Folgen des Glaubens an Betrüger, wenn sie sich nur übernatürlicher Kenntnisse rühmen.

112) In Prag war einmal ein Weber, welcher in der thörichten Hoffnung lebte, durch die Lotterie reich zu werden; er legte also fleißig ein, und verspielte alles, was er verdiente. Da half kein Zureden und keine vernünftige Vorstellung! Er blieb immer dabei, es stünde doch viel zu gewinnen, und man müßte es also darauf wagen! — Daß man aber dagegen weit wahrscheinlicher viele tausendmal verspielen könne, daran dachte der einfältige Mann nicht. Wenn oft nur noch einige Groschen im Hause waren, trug er sie zum Lotterie-Einnehmer, und ließ Frau und Kinder hungern. Keine Bitten, keine Thränen der Seinigen rühr-

ten ihn, er trieb sein unsinniges Spiel so lange fort, bis er bettelarm ward. Da mußte er denn mit seinem Weberstuhl Prag verlassen, und seinen Aufenthalt auf einem Dorfe suchen, wo man lange Zeit nichts von ihm hörte. Nach sieben Jahren fand ihn zufälligerweise einer seiner Nachbarn, der so wie er, sein Glück in der Lotterie versucht, aber nichts gewonnen hatte; der wunderte sich nun gewaltig, als er den Weber in einem eigenen Hause wohnen, und von drei Gehülfen umgeben sahe, die alle vollauf zu thun hatten. Am Hause war ein artiger Garten befindlich, in dem das schönste Obst wuchs, und Küchengewächse in Menge grünten. Nein sagt mir nur, fragte der Fremde, voll Verwunderung, wie seyd ihr denn so wohlhabend geworden? Habt ihr doch einen großen Gewinn erlauert? Ja, sagte der Weber, und ich ärgere und schäme mich, daß ichs nicht früher gethan habe, da ichs doch in meiner Gewalt hatte. Seht, ich habe zwei Nummern errathen, die allemal gewinnen, und diese zwei Nummern sind — meine beiden Hände! — Mit ihnen habe ichs täglich gewagt, und täglich etwas damit gewonnen, das habe ich denn zusammengespart, und befinde mich, wie ihr seht, wohl dabei. Wenn ihr klug seyd, Nachbar, fuhr er fort, so machts auch so, und glaubt

mir's auf's Wort, was ich durch Erfahrung gelernt habe: Gott giebt hinlängliches Auskommen nur dem Fleißigen! Wer aber von Hoffnung und Spiel zu leben sucht, den läßt er darben! —

Löschung brennender Wiesenstoppeln.

113) Im Winter 1796 geriethen durch einen Zufall bei sehr starkem Südwinde und blachem Froste, die dürren Grasstoppeln in der, eine halbe Meile breiten und mehrere Meilen langen Rondowiese in der Uckermark, um zehn Uhr des Morgens, so plötzlich in Brand, daß das Feuer sehr bald in einer Breite von zwei Büchsenschüssen mit ziemlicher Schnelligkeit nach Norden der Länge nach auf der Fläche dahin rollte. Auf jeder Anhöhe der Uckermark, so wie in Pommern, zeigten sich ganze Schaaren von Zuschauern, dies neue Schauspiel anzusehen, die, da sie keine Gebäude in Flammen sahen, meistentheils zurückgingen. Die noch immer sehr große Zahl der Löschenden, worunter Edelleute und Pächter waren, wußten durchaus kein Mittel, dem Feuer Einhalt zu thun. Die Feuerspritze war gar nicht anzubringen. Man fing an, einen Graben zu hacken, mußte aber die Arbeit wegen des starken

Frostes und des übereilenden Feuers wieder aufgeben. Man goß Wasser mit Eimern; das Feuer sprang über. Man schlug mit Sträuchern um sich; es half nichts. Um drei Uhr des Nachmittags schien die Gefahr deshalb groß werden zu wollen, da sich das Feuer nach der, hart am Wiesenufer liegenden, Ziecheschen Buchheide zuwandte, wo das dürre Laub, womit der Wind spielte, das Feuer begünstigen zu wollen drohte. Die klugen Landwirthe verzweifelten, mehrere schlichen sich davon.

Um vier Uhr endlich nahm ein gemeiner Mann, ob zufällig oder aus Ueberlegung, weiß ich nicht, einigen Pferden die Decken ab, hieß vom nahe gelegenen Vorwerke Wendemark Säcke holen, von andern Eimer mit Wasser, welches man dort nur kärglich haben kann, auf die Decken gießen, solche auf den Rand des Feuers hinschleppen, und in wenigen Minuten war das Feuer, das nun eine Viertelmeile in der Länge und noch etwas breiter, als oben bemerkt worden, gebrannt hatte, dicht vor der Heide gänzlich gelöscht.

Luxus.

114) In Wien hatte man 1785 wahrgenommen, daß verschiedene Mäntel, Sättel und andere Sachen aus dem Stalle der Ungarschen Nobelgarde (eine aus Ungarschen Edelleuten bestehende Leibwache zu Pferde) gestohlen wurden. Der Stallmeister stellte deswegen die genauesten Untersuchungen an, und erklärte: der Dieb solle, wenn man ihn entdeckte, ohne Barmherzigkeit zum Gassenkehren verurtheilt werden. Endlich erfuhr er, daß ein Jude einige von diesen Mänteln an einen Trödler verkauft hatte. Der Jude wurde also sogleich beim Kopfe genommen, und man versammelte alle Stallknechte vor ihm, daß er den Dieb heraussuchen sollte. Allein zur großen Ehre und zum Vergnügen der sämmtlichen Stallbedienten erkannte er keinen darunter, welcher ihm die Mäntel verkauft hätte. Dagegen kam von ohngefähr der eigne Sohn des Herrn Stallmeisters ebenfalls zum Vorschein; und kaum erblickte ihn der Jude, so zeigte er an, daß es derjenige sey, von dem er die Mäntel hätte. Der Vater fiel darüber in Ohnmacht, und der Sohn gestand sein Verbrechen, wozu ihn die Begierde, es andern eitlen und lockern Burschen im Aufwande

gleich zu thun, verleitet hatte. — Da der Stallmeister ein braver und allgemein geschätzter Mann ist, so verwenden sich die Staabsofficiere von der Garde stark dafür, damit der Verbrecher, der erst siebzehn Jahr alt ist, nicht der Gerechtigkeit überliefert, sondern privatim gezüchtigt werden möchte. Uebrigens ist zu wünschen, daß ihn die verdiente Strafe, weil er noch jung genug dazu ist, bessern und andre junge Leute, die aus Eitelkeit oder Liebe zum Vergnügen, der Kette und dem Galgen entgegen laufen, zurückschrecken möchte; wenn es die Bitten und die Thränen ihrer Eltern nicht thun.

Mäßigkeit.

115) Ludwig Cornaro, ein Venetianischer Edelmann, wurde um das Jahr 1461, also etwa 22 Jahre vor unserm Luther geboren, und starb 1566, also zwanzig Jahre nach Luthers Tode, im 105ten Jahre seines Alters, sanft und ohne alle Schmerzen. Als ein reicher Edelmann ließ er sich von den Wollüsten und Ausschweifungen seiner Zeit hinreißen, und wurde ein Wüstling; aber bald empfand er die traurigen Folgen seiner Zügellosigkeit. Er wurde ein kranker elender

Mann, und nur die Beobachtung der Mäßigkeit, die ihm seine Aerzte verschrieben, machte ihn wieder gesund und glücklich.

„Ich muß gestehen,“ sagte er *), „daß keine unbedeutende sondern sehr hartnäckige Uebel mich angetrieben haben, der Unmäßigkeit zu entsagen. Diese Unmäßigkeit und meine schlechte Körperbeschaffenheit haben mich in mehr als eine Krankheit gestürzt. Ich wurde von Magenweh und öftern Seitenschmerzen gefoltert, wozu sich gichtische Anfälle und ein anhaltendes schleichendes Fieber mit stetem Durste gesellten. Ich konnte von diesem so verderbten Zustande meines Körpers nichts anders erwarten, als nach vielem Schmerzen und Kränkeln ein baldiges Ende durch den Tod. Da ich nun vom 35sten bis zum 40sten Jahre in anhaltender Kränklichkeit lebte, und alle Hülfsmittel vergebens anwendete, so gaben mir meine Aerzte diesen Rath, als die einzige Hülfe für mich, nämlich: ein nüchternes, mäßiges, und ordentliches Leben anzufangen, welches die verlorne Gesundheit wieder herstellen und befestigen könne, so wie im Gegentheil ein zügelloses, unmäßiges Leben die Gesundheit mit Gewalt zernichte. Das

*) Cornaro's erprobte Mittel, gesund und lange zu leben, mit Anmerkungen vom Dr. Schlüter. Braunschweig 1796.

letztere hatte mich meine Erfahrung gelehrt. Meine Aerzte fügten noch hinzu, daß, wenn ich dieses Hülfsmittel nicht bei Zeiten ergriffe, mein Zustand in einigen Monaten völlig hülflos seyn, und ich in kurzem die Forderung der Natur bezahlen würde. Ich hörte ihre Gründe, fürchtete mich vor einem so frühen Tode, dachte nach, und entschloß mich, ein sehr ordentliches Leben anzufangen. Darauf ließ ich mich über meine künftige Lebensordnung unterrichten, und vernahm, daß ich nur solcher Speisen, nur solches Weins mich bedienen dürfe, womit man Kranke zu erquicken sucht; besonders daß hierbei immer die geringe Menge in Acht zu nehmen sey. Sie hatten mir diesen Rath schon vorher gegeben, aber ich befolgte ihn nicht; jetzt aber, da ich zur bessern Einsicht gelangt war, ergab ich mich dieser neuen Lebensweise auch so, daß ich nie von dem rechten Wege wieder abwich. — Meine Mühe war nicht vergebens. Denn schon in etlichen Tagen konnte ich die Besserung meines Zustandes bemerken; und da ich auf diese Weise fortfuhr, wurde ich, noch ehe ein Jahr verflossen war, von allen meinen Uebeln erlöset, und völlig neu gestärkt. Ich sahe nun, wieviel die Mäßigkeit vermogte, suchte zu erforschen, welche Nahrungsmittel mir zuträglich oder schädlich seyn würden, und beschloß

zu versuchen, ob diejenigen Speisen, die meinem Geschmacke die angenehmsten wären, mir mehr Nutzen oder mehr Schaden brächten, und ob das Sprüchwort lüsterner Menschen: Was wohl schmeckt, gedeiht am besten, wahr sey? Mir schmeckte vieles gut, was mir nicht bekam. Ich wählte also andre Speisen, und suchte mich so zu gewöhnen, vom Tische nie so satt aufzustehen, daß ich nicht noch Etwas vom Essen oder Trinken hätte genießen können. Ich folgte dem Sprüchworte: Wer zur Gesundheit isset, soll wenig essen! Ich aß nun Brod, Suppe, weiche Eier, Kalbfleisch, junges Ziegenfleisch, Hammelfleisch, Rebhühner, junge Hühner und Tauben, Goldforellen und Hechte. Ein alter armer Mensch, dem es an Vermögen fehlt, solche Kost sich anzuschaffen, kann seine Kost aus Brod, Suppe, Eiern und etwas Fleisch bestehen lassen, nur darf er nicht zuviel auf einmal davon genießen.

Dabei hütete ich mich vor andern Dingen, die mir nachtheilig werden konnten, als: übermäßige Kälte, Hitze, Ermüdung, anhaltendes Wachen und Ausschweifungen in ehelichen Freuden. Ferner habe ich mich so viel als möglich vor Zorn und Schwermuth und andern zügellosen Leidenschaften, die so sichtbar auf den Körper wirken, gehütet. Ich konnte sie zwar nicht ganz vermeiden,

aber ich sah auch hieraus, daß Leidenschaften den Körper nicht so sehr angreifen, wenn man ihn nur durch Mäßigkeit gesund erhält. Oft habe ich auch Hitze, Kälte und andre Beschwerden ertragen, und nicht geringe Bekümmernisse erfahren; aber alles dieses war mir wenig nachtheilig. Mein Bruder und einige meiner Verwandten starben vor der Zeit, weil sie fürchteten, ich möchte einen gefährlichen Prozeß verlieren, ich blieb gelassen, gewann ihn, und gelangte dadurch zu Ehre und Vermögen. Im siebzigsten Jahre wurde ich mit dem Wagen umgeworfen, und eine gute Strecke von den Pferden geschleift. Am Kopfe und ganzen Leibe bekam ich verschiedene gefährliche Wunden, und ein Arm und Schenkelknochen waren verrenkt. Beide ließ ich einrenken, und wurde bald wieder gesund. Hieraus sah ich, daß diejenigen, die mäßig leben, von allen übrigen Zufällen sehr wenig gefährdet werden.

Da ich acht und siebenzig Jahr alt war, ließ ich mich durch den Rath der Aerzte und das Zureden meiner Familie bewegen, etwas mehr zu essen und zu trinken, ob ich gleich manche Einwendungen dagegen machte, z. B. daß man, wenn die Kräfte überhaupt, folglich auch die Verdaungskräfte abnehmen, weniger essen müsse, und besonders an zwei den Italienern gewohnte Sprich-

worte erinnerte: Wer viel essen will, muß wenig essen! und: die Speise, die man von der Mahlzeit übrig läßt, nützet einem mehr, als die man genossen hat! Ich vermehrte essen und Trinken jedes um vier Loth, und nahm statt drei viertel Pfund Speisen, noch vier Loth mehr, und statt acht und zwanzig Loth Getränke, ein Pfund. Aber nach zehn Tagen war schon mein froher und fröhlicher Sinn weg; am zwölften Tage überfielen mich Seitenstiche, und hierzu kam ein heftiges Fieber, das mich in fünf und dreißig Tageu nicht ganz verließ. Mein Schlaf verlor sich auf lange Zeit, so daß ich dessen nicht eine Viertelstunde genießen konnte, und jedermann vermuthete meinen Tod. Aber durch Gottes Gnade und meine Lebensordnung gelangte ich wieder zu meiner Gesundheit. Mäßigkeit in Speise und Trank ist die beste Arzenei, um den Körper gesund zu machen, und vor Krankheit zu bewahren. Man würde vielen Krankheiten für die Zukunft vorbeugen, wenn man immer eine mäßige Lebensart führte, und den Arzt und Arzneien wenig brauchen. Jeder würde sich leicht selbst helfen können, wenn er nur aufmerksam auf sich wäre, und sähe, was und wieviel ihm bekäme oder nicht."

Manche halten es nicht der Mühe werth, daß man sich des Lebens wegen so viel versagt; allein

sie

sie irren. „Ich lebe immer gesund, sagte Cornaro in seinem 83sten Jahre, und bin so flink, daß ich mich mit Leichtigkeit von gerader Erde auf ein Pferd schwinge, und hohe Treppen und hohe Hügel ersteigen kann. Ich bin ferner immer aufgereimt, fröhlich und vergnügt. Ich spreche viel mit gelehrten und verständigen Männern, studiere, mache jährlich mehrere Reisen, aber am meisten wird mein Vergnügen und meine Glückseligkeit dadurch befördert, daß ich sehe, wie so manches Gute ich für andere gethan habe, und so manches Stück unbebautes Land nach meinem Vorschlage und Rathe in den blühendsten Zustand gebracht ist. Die Freude meines Alters wird noch dadurch erhöhet, daß ich zu Hause elf Kindeskinder von Einem Stamme antreffe, die alle frisch und gesund und zu Wissenschaften und guten Sitten geneigt sind. Ich ergötze mich an ihrem Gesange und ihrer bescheidenen Aufführung, und da ich jetzt eine so helle Stimme habe, wie nie zuvor, so pflege ich oft selbst mitzusingen. O welch ein Heil, welch eine Seeligkeit ist die Tugend der Mäßigkeit! Alle Menschen sollten nach ihr trachten.

Im 91sten Jahre kamen einige Aerzte und Philosophen von der Akademie zu Padua zu mir, um zu erfahren, wie ich mich in meiner Lebensart verhielte. Sie wunderten sich darüber, daß meine

äußern Sinne noch ungeschwächt, mein Gedächtniß, mein Herz, mein Verstand, meine Stimme, meine Zähne noch eben so vollkommen wären, als in meiner Jugend, und sagten, daß man mich nicht als einen betagten Mann betrachten könne, weil ich alles mit so vieler Leichtigkeit thue. Am mehresten wunderten sie sich darüber, daß ich alle Jahre die Monate Julius und August hindurch, keinen Wein trinken kann, er sey wie er wolle. Denn der Wein ist mir um diese Zeit so zuwider, daß ich sterben würde, wenn ich ihn mit Gewalt trinken müßte."

Im 95sten Jahre schrieb Cornaro an einige Geistliche: „Ich bin nun in mein 95stes Jahr getreten, und lebe noch so frisch und gesund, so heiter, so zufrieden, als ob ich nur 25 Jahr alt wäre. Dieß verdanke ich der Mäßigkeit." — So viel trägt also Mäßigkeit zu einem gesunden Leben und frohen Alter bei! Sollten wir uns dieser vortrefflichen Tugend nicht mehr befleißigen, als gewöhnlich geschieht? —

„Einst da ich meiner Sinnlichkeit nichts versagte, hatte ich nie so reine Freuden, wie jetzt," sagt Cornaro. Sie waren so flüchtig, mit so viel Mühe und Verdruß verbunden, daß alle Wollust beinahe mehr Unlust wurde. Ist aber jetzt mein Leben nicht glücklich? Ein Stück trockenes Brod

ist mir angenehmer und wohlthätiger, als den Wollüstlingen ihre ausgesuchtesten Leckereien. Ich esse es daher oft mit solcher Wollust, daß ich glauben würde, die Mäßigkeit zu verletzen, wenn ich nicht wüßte, daß man essen müßte, um zu leben, und daß es keine natürlichere und einfachere Speise gebe."

Magenstärkung.

116) Wenn die Erfahrung auch die Lehrerinn der Aerzte ist — und wer kann daran zweifeln? — wie vielmehr werden wir dann Allen, die nicht schon ganz an die Garküche der Apotheker gewöhnt sind und noch ohne Arznei leben können, folgendes durch meine und meiner Freunde Erfahrung bewährt gefundenes Stärkungsmittel für geschwächte Verdauungswerkzeuge, empfehlen müssen. Man zerschneide ein Wenig gut ausgeräucherten Schinken in ganz dünne Scheibchen, vermische diese mit etwas Salz und mit viel grobgestoßenem Pfeffer, von dem zuvor alle zu fein gestoßene und pulverisirte Theilchen abgesondert worden sind; dieß esse man mit ein wenig grobem, aber gut ausgebackenem, und wenigstens schon drei Tage altem Brode, anstatt

des Frühstücks. Man fahre hiermit wenigstens acht Wochen lang fort, gebe dabei seinem Körper die gehörige Bewegung vor dem Mittagsessen, und lebe, so lange die Kur währt und bis der Magen wieder die gehörigen Kräfte zum Verdauen hat, in aller Hinsicht mäßig: so wird man unfehlbar finden, daß dieses einfache Hausmittel manchem erkünstelten und kostbaren Magenelixire sehr vorzuziehen ist.

Marktschreier.

---

117) Ein Handwerksmann im Baireuthschen, noch in der Jugendblüthe seines Lebens, der in fernen Ländern sich viel versucht, und auch in seiner Profession einen allgemeinen Ruf der Geschicklichkeit für sich hatte, wurde endlich das Opfer eines Marktschreiers. Bei anfänglich wenig geachteten kränklichen Zufällen, verrichtete er seine Arbeit unermüdet fort, bis er endlich, zumal da sein Metier öfters die größte Anstrengung der Leibeskräfte erforderte, den körperlichen Schmerzen unterlag. Und so gingen denn, die bei Enthaltung aller Arbeit und zeitigem Gebrauche rechter Medikamente, leicht zu hebenden Uebel, in gefährliche Krankheiten über. Statt aber nun Hülfe bei dem

rechten Manne zu suchen, übergaben seine Verwandten den Kranken, und zwar wider seinen Willen, den tödtenden Händen eines, für die Menschheit zur Pest lebenden, Marktschreiers. Dem durch hitzige Fieberanfälle bis auf den äussersten Grad geschwächten Patienten, gab er in sechs Tagen, fünfmal nacheinander, Laxirtränke, zu einer desto baldigern Auflösung (vermuthlich als Stärkungsmittel). Am neunten Tage seiner Krankheit rang der arme Kranke schon mit dem Tode. Nun erst, da alle Hülfe verloren war, suchte man sie bei dem rechtmäßigen Arzte. Aber nicht lange nach dessen Eintritte, gab der Bedauernswürdige seinen Geist auf.

Unter der Hand eines geschickten Arztes würde dieser Mann gewiß ins längere Leben zurückgebracht worden seyn, da seine Leibeskonstitution ihn in aller Rücksicht zur Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, berechtigte.

Mäusegift.

118) Eine Dame in Herborn, einem Städtchen im Fürstenthume Nassau auf Westerlande in Westphalen, zog am 5ten Februar 1785 in ein anderes Haus. Schon vor einem Jahre hatte sie

ein Mittel wider die Mäuse, welches ihr von einem bekannten Hausirer, als den Menschen unschädlich, war verkauft worden, in einer Kammer im hinteren Theil des Hauses, vor die Mauselöcher gelegt. Die Kammer war beständig verschlossen, und ausser ihr kam keine lebendige Seele hinein. Die Wand in dieser Kammer befand sich in einem so schlechten Zustande, daß sie nach und nach stückweise herunterfiel, wodurch dann die Mäuse-Küchelchen endlich bedeckt und dem Gesicht entzogen wurden. Dies verursachte, daß sich die Dame nach einer so langen Zeit nicht mehr daran erinnerte Sie gab nun ihrem Gesinde Befehl, alle Zimmer des Hauses zu säubern; die Reihe kam auch an diese Kammer, und ein Mädchen warf das Kehricht und mit diesem das Mäusegift auf eine im hintern Hof befindliche Miststätte. Wer hätte denken sollen, daß Kinder gesitteter Menschen an einem solchen Orte Naschwerk suchen würden, wenn man sich auch des Giftes erinnert hätte? Und doch geschahe es von einigen vorbeigehenden Knaben, die sich in den Hof schlichen, der wegen des Ausziehens offen stand. Einer von ihnen mußte diese Unfläterei mit dem Leben bezahlen; die übrigen sind wieder hergestellt: und obgleich die Dame ganz schuldlos war, so bewog sie doch ihr gutes Herz, den Arzt augenblicklich zu

den Unglücklichen zu senden, mit dem Auftrage, nichts zu sparen, was zu ihrer Rettung beitragen könnte. Aber alle Hülfe war bei dem einen vergebens; er starb bald darauf.

119) Zu Unterwurmbach ohnweit Gunzenhausen, spielten die beiden Kinder des Bauers Schmid, ein Knabe von vier und ein Mädchen von drei Jahren, Verstecken. Beim Verstecken fanden sie hinter einem Backbrette Mäusegift, mit Schmalz versetzt, auf einem Scherben. Aus Neugier genossen sie davon; sie bekamen Erbrechen und wurden krank. In diesem Zustande fanden sie die nach Hause kommenden Aeltern, denen sich der Knabe entdeckte. Man gab ihnen laue Milch zu trinken, und wandte andre Arzneimittel an. Allein dessen ungeachtet starb das Mädchen wenige Tage nachher.

Menschendiebstahl.

120) In den mehresten deutschen Staaten ist zwar nicht einem jeden herumziehenden Aequilibristen erlaubt, mit seiner unnützen und schädlichen Gaukelei dem Volke das Geld aus der Tasche zu locken, und die Moralität desselben auf mehr als eine Art zu verderben; allein fast allenthal-

ben haben wenigstens Einige das Privilegium hierzu erschlichen. Friedrich Wilhelm der Erste wollte einst nicht dulden, daß in den Preußischen Landen die Gesundheit und das Leben seiner Unterthanen fernerhin durch Marktschreier aufs Spiel gesetzt würden, und hob daher deren Privilegien mit einmal auf. Wie sehr wäre zu wünschen, daß in Absicht der, das Land aussaugenden moralisch= und physisch=schädlichen, Aequilibristen das Nämliche geschähe! Wenigstens sollte der Staat darüber wachen, daß solche Menschen nicht arme schuldlose Geschöpfe aufgreifen oder kaufen dürften, um sie zu ihrem Gaukelspiele abzurichten. Man denke sich nur die Angst der ihrer Kinder beraubten Aeltern, die gewiß tausendfach vermehrt werden würde, wenn sie es ahnen könnten, wie überaus schändlich jene gemißhandelt werden, um sie zur Verdrehung und Verzerrung ihrer gesunden Glieder, geschickt zu machen; man denke sich aber auch die tief gesunkenen gefühllosen Aeltern, welche ihre Kinder, die ihnen das Liebste seyn sollten, zu diesem Zwecke verkaufen! — Letztere Handlung ist bei uns verboten; aber was ist nicht alles verboten, und was geschieht dem ohngeachtet nicht! Man sollte eigentlich von Polizei wegen jeden Gaukler genau vernehmen, woher und auf was für Art er dies oder jenes Kind in seine Hände be=

kommen hätte; man sollte die Kinder schlechterdings wieder in die Hände der Aeltern zurückführen, und wenn der Gaukler selbst Vater der Kinder wäre, ihn ernstlich und bei harter Strafe anhalten, sie zu nützlichen Geschäften anzuführen. — Kinder sind ja im juristischen Sinne keine Sachen, sondern Personen, die eben die anspruchsvollen Rechte haben, als andere Staatsglieder. Sie sind ja kein veräußerliches Eigenthum der Aeltern, daß diese nach Gutdünken mit ihnen schalten und walten könnten. Sorgten daher schändliche Aeltern nicht für ihr Bestes, zeigten sie sogar durch Handlungen, wie gering sie ihre Kinder und sich schätzen, so müßten jene ihnen von Obrigkeitswegen genommen, und in eine öffentliche Erziehungsanstalt gethan werden. Ein rechtschaffener Schweinhirte ist doch gewiß ein weit achtungswürdigeres Mitglied des Staats, als ein Mensch, der zu allen nützlichen Beschäftigungen verdorben, sich selbst prostituiren kann. Ist es aber nicht vollends grausam, wenn man sich an Schauspielen belustigen kann, die die Handelnden alle Augenblicke in Gefahr stürzen, zu Krüppeln zu werden, oder die durch jene unnatürliche Anstrengung sicher sich in Auszehrung, Schwindsucht oder in ein sieches Leben stürzen.

Im Sommer 1797 — schreibt der menschen-

freundliche Herr Dr. S... zu Cüstrin, sah ich drei solche arme, an verschiedenen Orten aufgekaufte oder gestohlne kleine Mädchen, von vier bis sieben Jahren; zwei davon waren aus Moskau und Elbing, mehr konnte ich von dem einen Kinde nicht erfahren. Sie hatten ein mageres, gelblich-bleiches, und elendes Ansehen, ihr Körper war sehr zart gebaut, die Röthe ihrer jugendlichen Wangen war ganz erloschen, daß sie aber schon ausgebildet hätten werden können, sah man noch deutlich an einigen übriggebliebenen Zügen. Sie konnten ihre Gliedmaßen ausnehmend krümmen. Das eine Kind ward z. B. an beiden Füßen zusammen gebunden, und stellte so durch Krümmung des Rückgrades ein Rad vor, in dem Kopf und Hacken sich berührten! — Man denke sich nur solche arme Geschöpfe, die wie Jagdhunde durch Schläge und Hunger dressirt werden, ehe sie es dahin bringen, ihre gesunden Glieder so zu mißhandeln; die Angst dieser gemarterten Kinder und die Furcht vor neuen Schlägen, wenn ihre Kunststücke nicht gelingen. Jedes menschliche Herz muß dieser Anblick erweichen, wenn es nicht völlig abgehärtet ist; wenn man Menschen wie Pudel behandeln sieht; wenn ihr moralisches Gefühl durch solche Behandlung völlig unterdrückt, oder ganz ausgerottet wird, sie

zu niedrigen kriechenden Geschöpfen herabgesetzt, ihre Talente zu besserer hohen Bestimmung gänzlich verdorben werden, und warum dies alles? — um Menschen durch Menschen einige Stunden grausam zu vergnügen.

O ihr Väter und Vorsteher der Völker! ist Euch dieß Unwesen bekannt, so duldet es nicht länger, hebet diese Schauspiele auf, oder entreißt jenen Menschen wenigstens die armen, unschuldig gemißhandelten Kinder, deren Schicksal überaus hart ist, die im Stillen ohne Erlösung seufzen, weder ihre Angst, noch wenn sie zur Besinnung gelangen, das Traurige ihrer Lage aus Furcht vor Mißhandlung äußern dürfen. Ihr verabscheut ja die Sklaverei, Ihr wollt nur über freie Völker herrschen; laßt also diese Menschenschändung in Euren Staaten nicht zu. Die Menschheit wird Euch in den armen geängsteten Geschöpfen segnen! — und Ihr, wo Ihr solche Elenden findet, erforscht die Herkunft der Kinder, und sucht sie wieder in die Hände ihrer Aeltern zu liefern, wenn sie ihnen geraubt worden sind. Gottes Segen lohne Euch. — Wer Macht hat, helfe hier!

Mord.

121) Im Julius 1785 blieb ein Handwerksbursche, in einem Wirthshause zu Waiblingen, eine Herzoglich Würtembergsche kleine Stadt an der Rems, über Nacht, bezahlte des Morgens seine Zeche, und ging weiter. Zu gleicher Zeit übernachtet daselbst ein Vetter des Wirths. Dieser legt beim Ausziehen seine silbernen Schnallen auf den Tisch, läßt sie da liegen und geht zu Bette. Der Wirth sieht sie, und verschließt sie aus Vorsicht in einen Schrank. Des Morgens geht er sehr früh aus. Als nun der Vetter seine Schnallen vermißt, soll und kann sie kein anderer Mensch gestohlen haben, als der Handwerksbursche, der eben fortgegangen war. Die Wirthinn läuft daher sogleich zum dasigen Herrn Oberamtmann P....s, und zeigt diesem ihren Verdacht an. Es werden Leute ausgeschickt, und der junge Mensch gefänglich zurückgebracht. Er beruft sich auf seine Unschuld, und man findet die vermißten Schnallen nicht unter seinen Sachen. Weil er sie aber einmal gestohlen haben soll; so läßt ihm der Amtmann 125 Streiche durch den Amtsdiener geben, ihn zum Bekenntniß der Wahrheit zu nöthigen. Bei dem 125sten erklärt

der Amtsdiener, er könne nach seinem Gewissen nicht mehr zuschlagen, und wolle lieber seinen Dienst verlieren, als den armen Burschen vollends zu Tode prügeln. Darüber geräth der harte Amtmann in Wuth, nimmt die Abdankung an und droht, ihn selbst zu prügeln. Aber während dessen kommt der Wirth mit den Schnallen herbeigelaufen, und macht dem unmenschlichen Prozesse dadurch ein Ende. Um sich vor der Verantwortung zu sichern, der er bei seinem, Gerechtigkeit liebenden, Herzog schwerlich entgehen würde, läßt nun der Unmensch den zerschlagenen Jüngling auf einen Karren legen, und durch die Frohnfuhre über die Amtsgränze bringen, anstatt sogleich Mittel zu seiner Wiederherstellung anzuwenden; aber er starb, ehe er Schornsdorf erreichte.

Münzen (falsche).

122) Zur Warnung für Reisende, besonders für alle Deutsche, dient folgende zuverlässige Nachricht von der seit einigen Jahren eingerissenen ungeheuren Vermehrung der in Umlauf gesetzten falschen Münze. Diese Münzen gehen vom Sitze des Sittenverderbens, von London, aus,

und überströmen nicht bloß Deutschland, sondern selbst schon Europa und die übrigen Welttheile. Ein gränzenloses Uebel mehr zu dem traurigen Verzeichnisse von Verbrechen, denen Gesetze und Polizei mit aller Kraft nicht wehren können. Die meisterhaft getroffene Nachbildung ächter Metalle, Formen und Stempel, täuscht selbst den geübten und scharfsinnigen Prüfer. Und dieser schändliche Handel wird so systematisch getrieben, als nur irgend ein ehrlicher Erwerbszweig. Vornehme Kaufleute in London halten ordentlich Markt, in öffentlichen und eigenen Häusern, mit dieser Waare; Krämer, Bettler, betrügerische Pferdehändler, unbevollmächtigte Lotteriehalter, Spieler, Gauner und Landstreicher, reisende Juden u. s. w. sind immer mit einem Vorrath von nachgemachtem Gold, Silber und Kupfer versehen, wovon sie einen Vortheil von fast 100 Prozent ziehen, und womit sie das Land überschwemmen. Kaum reiset jemand nach London, oder Birmingham, oder in die Nachbarschaft dieser Städte, ohne falsche Louisd'or, Kronenthaler, Portugiesische, Deutsche, Engländsche Münze in seine Heimath unwissentlich zu verschleppen. Es bleibt nicht beim Nachmachen Europäischer Münzsorten; die Manufaktur erstreckt sich auch auf Indische. Vor einigen Jahren ward eine eigne Münze in London angelegt,

Arcotsche Pagodensterne zu schlagen, die in Indien, mit den ächten vermengt, den gleichen Werth von acht Schillingen erlangt haben. Auch Türksche Zechinen, an Werth von fünf bis sechs Schillingen, sind neuerlich zu London ausgeprägt. Darunter leidet nun die Ehre des Engländschen Namens beträchtlich, und er wird in Asien und in den fernsten Ländern Indiens verschrieen. Auch sogar Personen von den höhern Ständen schämen sich dieser schändlichen Wucherei nicht. Man hat entdeckt, daß wenigstens 120 Personen in der Hauptstadt sich nur damit abgeben, falsches Geld zu schlagen und zu verhandeln; die Menge derer aber, die sich dazu brauchen lassen, dieß Geld im namentlichen Werthe auszubringen, ist unzählbar. Solcher sind seit 7 Jahren 608 entdeckt, verfolgt und überwiesen worden. Zwei Menschen können in 6 Tagen 200 bis 300 Pf. St. in unächtem Silber anfertigen, und drei Menschen in eben der Zeit eben die Masse Kupfergeld; folglich wie unermeßlich die Summe, die innerhalb eines Jahres aufs neue in Umlauf kommt!

Nachtwandler (sind gefährlich).

---

123) Ein Edelmann, der ein Nachtwandler war, besuchte einen seiner guten Freunde. Sie

erzürnten sich; indessen übernachtete der Fremde doch bei ihm. Man hatte ihm ein Zimmer gegeben, wo Gewehre hingen; um Mitternacht stand der Fremde auf, und schoß den, der die Gastfreundschaft an ihm ausgeübt hatte, im Bette todt, worauf er sich ruhig niederlegte. Am andern Morgen sah er das Unglück, welches er angerichtet hatte. Die Richter entschieden indessen sehr günstig für den Mörder; denn der Ermordete, urtheilten sie, wußte, daß sein Freund ein Nachtwandler war; er hätte ihn also nicht in einem Zimmer, wo Gewehre waren, schlafen lassen sollen; auch selbst dann nicht, wenn sie sich nicht erzürnt hätten. Zwar hätte der Fremde auch seinen Freund warnen müssen; weil er indessen noch niemals ein Unglück angerichtet hatte, so gereichte dieser Umstand einigermaßen zu seiner Entschuldigung.

Narrenspiel.

124) Zu Spalding in der Engländschen Grafschaft Linkoln, zechten 1784 einige Müßiggänger im dortigen Wirthshause, zum Engel. Einer von ihnen bot der Gesellschaft im Scherz eine Wette an, daß er eine glühend-heiße Ofengabel zwischen den Zähnen bis an den Obelisk auf

dem

dem Markte und wieder zurück tragen wollte. Die Wette wurde angenommen, der Mann nahm das glühende Eisen zwischen die Zähne, und ging hin. Aber ehe er wieder zurückkam, fielen ihm die Zähne aus, und Mund und Brust wurden so sehr verbrannt, daß er den nächsten Tag unter den heftigsten Schmerzen starb. Hier konnte man mit Recht sagen: Narrenspiel will Raum haben!

Nixenglaube.

125) Vor mehrern Jahren fuhr die Postkutsche zu N. des Abends mit einigen Passagieren aus der Stadt. Bei sehr übelem Wege, und schlechtem Wetter verirrt sich der Postknecht in der stockfinstern Nacht, und kommt, ihm selbst unbewußt, an ein Wasser, das von einem Dorfe nicht weit entfernt ist. Unbekannt mit den dortigen Wegen, und getäuscht von der Finsterniß der Nacht, wirft er von einer Anhöhe den Wagen um. Die Passagiere fallen sämmtlich in einen Sumpf von Thon und Klay. Der Postknecht stürzt mit den Pferden ebenfalls in die Grube und kommt unter einem derselben so zu liegen, daß er sich nicht losarbeiten kann. Nun entsteht ein erbärmliches Geschrei. Jedermann ruft, so viel es ihm seine Kräfte ver-

statten, um Hülfe. In dem nahe dabei gelegenen Dorfe hört man die Stimmen dieser Unglücklichen. Einer der Einwohner, der von ohngefähr vor der Thüre seines Hauses steht, und das Geschrei zuerst vernimmt, ruft seine Nachbarn, um das Winseln mit anzuhören. Verschiedene Leute kommen in dieser Absicht zusammen und hören dem kläglichen Rufen zu; allein Niemand ist unter ihnen bereit, den Elenden zu Hülfe zu eilen, noch sich dem Orte zu nähern, von welchem die kläglichen Töne kamen. Nach ihrer abergläubischen Einfalt bildeten sie sich ein, daß dieses Winseln die Nixen verursachten, welche durch diese kläglichen Stimmen Jemand herbei zu locken suchten, den sie alsdann ins Wasser ziehen könnten. Sie bleiben daher bei dem Schreien der Nothleidenden ungerührt, und gehen wieder in ihre Häuser. Am andern Morgen kommt ein Hirte an jenen Ort, und erblickt den erbarmungswürdigen Schauplatz des Jammers und des Elendes. Er empfindet alles, was nur ein menschliches Herz bei dem Unglück seiner Nebenmenschen zu fühlen vermag. Der Postknecht und drei von den Passagieren, an denen er die Merkmale der traurigsten, aber leider vergeblich angewandten Selbsthülfe wahrnahm, waren von Kälte und Nässe in dem Sumpfe umgekommen. An zwei andern bemerkte er noch

schwache Zeichen des Lebens. Auf seine Anzeige wurden die Verunglückten sogleich nach dem Dorfe geholt. Eine Person hat die Augen nochmals eröffnet; aber in eben dem Augenblicke sie wieder auf ewig geschlossen. Ob die andere noch beim Leben ist erhalten worden, habe ich nicht erfahren. —

Die Ursache von dem traurigen Schicksale, welches diese Personen betraf, war blos der alberne Aberglaube von den Nixen. Wären die Einwohner des Dorfs dem nicht ergeben gewesen, so würden sie diesen unglücklichen Leuten sogleich zu Hülfe gekommen seyn, sobald sie ihr klägliches Rufen hörten. Nun mußten diese aber, von allen Menschen verlassen, in einer dunklen Nacht in Schlamm und Wasser versenkt, einen schrecklichen Tod sterben.

Ofendampf.

126) In Danzig hatte 1785 eine Familie von vier Personen sich des Abends in Pfannenkuchen und Brantwein gütlich gethan. Vor dem Schlafengehen machten sie noch Feuer im Ofen an, setzten den Ofen zu, ehe es völlig ausgebrannt war, und legten sich zu Bette. Da nun bis am folgenden Mittag sich niemand von ihnen sehen

ließ, brach man die Thür auf, und fand alle vier von dem Dunst und Rauch des Ofens erstickt; wozu die Betäubung vom Branntwein mit beigetragen haben konnte. Durch die bekannten Mittel wurden sie wieder zu sich selbst gebracht: aber eine Mannsperson davon, starb acht und vierzig Stunden hernach.

Pferdewildheit.

127) Am 11. Junius 1798 ereignete sich zu Siersleben, in der Grafschaft Mannsfeld nachstehender trauriger Vorfall. Ein Bursche von ungefähr siebzehn Jahren, Namens Beneke, der bey dem Bauer Fuhrmann dem Jüngern diente, wollte mit einem Paar junger Pferde, mit denen er schon längst gearbeitet, und die er sowol vor dem Pfluge, als vor dem Ackerwagen gebraucht hatte, eine Fuhre Klee holen. Schon im Stalle, noch mehr aber beym Anspannen soll er auf die Pferde hineingestürmt und sie zu sehr in Furcht gesetzt haben. Er setzte sich beym Abfahren vom Hofe nicht auf, sondern ging neben her. So bald die Pferde zum Thore hinaus waren, wurden sie wild und gingen durch. Er hatte die Ackerleine so fest um die Hand geschlungen, daß er sie in der

Schnelligkeit des Laufens nicht los werden konnte. Dieß war die Ursache seines Todes; denn bei der äußerst geschwind fortrückenden Bewegung war ihm nun sowol Widerstand als Leitung unmöglich, er wurde vielmehr unaufhaltsam mit fortgerissen, und endlich so an den Wagen niedergeschleudert, daß der vordere Achsschenkel, oder vielmehr der untere Theil des Vorsteckers vor dem Rade, sein Genick faßte, und ihn mit einem Stoße an die sechs Schritte abwärts todt zu Boden streckte. Von der Ackerleine war er nun befreit. Bey Aufnahme des Leichnams fand man außer einer tiefen Wunde im Genick, den rechten Arm zweimal zerbrochen, wovon höchst wahrscheinlich der eine Bruch durch das Niederstürzen vor oder nach dem erhaltenen Stoße von dem Vorstecker des Achsschenkels, der andre aber durch die äußere Gewalt verursacht worden, mit der ihm hier die Leine entrissen ist, indem die Entfernung, in welcher er vom Wagen gelegen, an kein Ueberfahren denken läßt, und man auch sonst keine Spur davon entdeckt hat. Niemand von den wenigen Personen, die sich gerade auf der Straße befanden, konnten dem Unglücklichen zu Hülfe kommen; denn es war die Sache einiger Augenblicke, und also bei dem schnellen Laufe der Pferde ganz unmöglich, ihnen in die Zügel zu springen, wenn nicht der Zufall

gerade Jemand von hinlänglicher Entschlossenheit, Dreistigkeit und Kraft daher führte. Leider aber ist das nicht der Fall gewesen, und alles was zu seiner Rettung geschehen konnte, hat in dem Zurufe bestanden: er möchte doch die Leine fahren lassen. Nicht weit von der Stelle, wo der Beneke seine Unbehutsamkeit so schwer büßte, und seinen Vater, so wie seinen gewesenen Brodherrn in großen Kummer und die innigste Betrübniß setzte, ist ein Teich, welcher zur allgemeinen Pferdeschwemme dient. Dahin nahmen die flüchtigen Pferde ihren Lauf, rannten aber, da sie die gehörige Wendung nicht genommen hatten, die Wagenstange mit solcher Gewalt gegen einen Weidenbaum, daß der tiefe Eindruck in demselben lange zu sehen seyn, und an diesen Unglücksfall erinnern wird. Hier blieben sie stehen. Möchte doch dieß Beispiel alle diejenigen, welche mit Pferden zu thun haben, aufs neue überzeugen, wie nöthig es ist, alle Behutsamkeit und Vorsicht dabei zu gebrauchen, und sie vorzüglich von der, bei vielen sehr eingerissenen Gewohnheit, die Ackerleine fest um die Hand zu schleifen, abschrecken, wodurch bei ähnlichen Fällen die Gefahr so augenscheinlich vergrößert wird, und die hier sogar einen Menschen das Leben kostete.

Pikschlitten.

128) Zwei Brüder, Söhne eines Predigers in Berlin, reiseten 1786 nach Vierhäuser. Sie fuhren am 2. Jan. mit Pikschlitten auf der Wublitz *). Der ältere saß im Schlitten, welchen der jüngste Bruder fortstieß. Sie hielten sich zu sehr in die Mitte, die wegen des starken Stroms nicht fest genug zugefroren war. Das Eis brach, beide stürzten in den Abgrund, und nur der Jüngere rettete sich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr. Von dem Aelteren fand kein menschlicher Blick eine Spur mehr.

Pockenseuche.

129) Daß die Pockenseuche, welche das Menschengeschlecht mehr, als die Pest selbst verheeret, und auf gleiche Weise, wie diese sich verbreitet, auch durch gleiche Mittel ausgerottet werden könne, beweisen sowol die ähnlichen Eigenschaften beider Krankheiten, als auch die vielen sonst, und

*) Ein heftig-strömendes breites Wasser, das sich in die Havel ergießt.

vornähmlich jetzt in Syrmien wiederholt gemachten Beobachtungen und Erfahrungen. In dem Marktflecken Vukovar zeigte sich während der ganzen Einschließung des Ortes, keine einzige Spur der Blattern, da sie doch zu dieser Zeit in allen ringsumher liegenden Ortschaften fürchterlich wütheten, und mehrere Menschen, als selbst die Pest, dahin rafften; unter vier und vierzig aus Jazak, in die Kontumaz gebrachten Familien, äußerten sich gar keine Blattern, und doch wütheten dieselben in dem Orte selbst allenthalben zu gleicher Zeit. Als Hr. Dr. Kütl den Ausbruch von sehr bösartigen Blattern zu Stejanovize bemerkt hatte, verlegte er die, mit der Pockenseuche behafteten Kranken, in die Kontumaz, und verhinderte dadurch mit einmal die fernere Ausbreitung des Uebels. — Sollten wir auch die Hoffnung zur gänzlichen Ausrottung der Pockenseuche vielleicht auf immer aufgeben müssen; weil hierzu alle (?) Regierungen Europa's einstimmig ihre mächtige Hand bieten müßten: so bleibt uns doch dieser wichtige Einfluß auf dieselbe übrig, daß wir bei Entstehung bösartiger Blattern, welche viele Verheerungen anrichten würden, ihrer weiteren Verbreitung Gränzen setzen, und durch vorsichtige Maßregeln den Tod von 5 bis 10000 Kindern, welche oft in Einem

einzigen Komitate, wegen verjährter Vorurtheile, ein Opfer der Blatternwuth geworden, verhindern könnten.

Polizei.

130) Am 20sten April 1785 setzten sich zwei Knaben, einer von fünf, der andere von zehn Jahren, zu Cueß, im Amte Berncastel, ganz sorglos und vergnügt an eine alte baufällige Mauer, zum Spielen, nieder. Kaum saßen sie einige Minuten, so stürzte die Mauer ein und bedeckte die armen Knaben, welche man ganz zerschmettert und todt unter dem Schutte hervorzog. Diese Geschichte enthält eine sehr nachdrückliche Lehre für die Polizeien, welche baufällige Gebäude und Mauern, statt für deren Niederreißung zu sorgen, sie gewissenlos ihrem eigenen Einsturze überlassen!

131) Den 20sten August 1798 ereignete sich in Eschwege ein Unglück durch Schuld eines Knechts. Dieser fuhr mit dem Wagen, und hatte seine Pferde so angetrieben, daß sie unaufhaltsam durch die Straßen jagten. Ein zwanzigjähriges Mädchen kam mit ihnen in einer engen Straße in Collision; das vordere Pferd sprang ihr mit den Vorderfüßen in den ledigen Korb, den sie trug, so

daß sie dadurch niedergeworfen und dermaßen zermalmt wurde, daß sie auf der Stelle den Geist aufgab. Wenige Schritte weiter stürzte der Knecht vom Pferde, und brach das Bein. Möchte doch überall in Städten und Dörfern das schnelle Fahren und Reiten streng verboten werden!

Quacksalberei.

132) In einem Dorfe in der Gegend von Eisenach wurde ein Drescher früh in der Scheune vom Schlage gerührt, so daß ihm die ganze rechte Seite gelähmt war, und er einige Stunden sprachlos lag. Dieses Unglück hatte er sich durch eine Quacksalberei zugezogen. Er hatte sonst oft ein gichtisches Reißen in den Gliedern, und nachdem dieses nachgelassen, Brustbeschwerungen gehabt. Ein Balsamträger giebt ihm etwas, das ihn davon befreien soll. Er nimmt davon am Abend ein, und da er früh aufstehen will, ist sein rechtes Bein gelähmt; die Engbrüstigkeit hat aber etwas abgenommen. Diese scheinbare Hülfe blendet ihn, und kaum kann er sein Bein wieder fortschleppen, so nimmt er wieder, trotz jener Warnung, frisch ein, und den Abend vor dem Unglücke, auch noch

eine Portion. Daß diese Arznei Antheil an seinem Zufalle gehabt habe, kann man also wohl gewiß behaupten. Gleichwohl vermochte auch dieses Unglück nicht, die Anhänglichkeit der Verwandten an abergläubischer Quacksalberei, und ihre Abneigung gegen ordentliche Aerzte und vernünftige Behandlung des Kranken zu schwächen. Der augenscheinlichen Lebensgefahr des wirklich von ihnen geliebten Kranken ungeachtet, war es ihnen doch nicht so recht gelegen, als ein verständiger Mann darauf bestand, daß sie zu einem Arzte nach Eisenach schicken sollten. Er wollte veranstalten, daß dem Kranken ein Klystier beigebracht würde; aber dagegen sträubte sich alles. „Ach, Herr N., wir denken immer, das wäre das letzte, oder dann wäre es gar aus." Alle Gegenvorstellungen, auch die Versicherung, daß ihm selbst viele Klystiere wären gegeben worden, halfen nichts; und unter denen, die am lautesten widersprachen, war die Geburtshelferinn des Dorfes — ein Weib, das, des genossenen guten Unterrichts ungeachtet, ihren alten Vorurtheilen, dem Aberglauben, und ihrer gefährlichen Verfahrungsart treu bleibt, über den erhaltenen Unterricht spottet, und den Wehestuhl, den ihr die Gemeinde auf obrigkeitlichen Befehl hat müssen machen lassen, nur zu schändlichem Muthwillen mißbrauchen läßt.

Man wollte sich nicht rathen lassen, der Hausvater mußte also lebenslang an den Folgen seines unüberlegten Betragens leiden.

133) In Schweinfurt starb den 30. Mai 1784 ein Mann an den Folgen einer genommenen Laxans, die er sich von einem Marktschreier, welche, ob sie gleich dort nicht öffentlich geduldet werden, doch heimlich herumschleichen, hatte geben lassen. Sie bestand in sieben Pillen, von denen er zwar nur fünfe nahm, welche ihn aber doch so angriffen, daß er aller, aber zu spät getroffenen Vorkehrungen ungeachtet, an einer gänzlichen Entkräftung starb. —

134) In Leipzig schaukelten sich im Jahre 1785 zwei unvorsichtige Knaben auf Bauholz. Einer fiel herab, und nun konnte der andere das schwankende Holz nicht anhalten, und es zerschlug ihm das Bein. Seine Aeltern liefen nach einem Wundarzte; weil dieser aber nicht zu Hause war, suchten sie bei einem Quacksalber Hülfe. Dieser kleckste seine Schmiralien auf die Wunde, wodurch sie schlimmer wurde. Nun befragten die Aeltern doch noch einen Wundarzt. Dieser riß die Quacksalbereien herunter, und legte die wirksamsten Mittel wider den Brand auf, welcher sich schon zu zeigen anfing. Allein der Pfuscher kam wieder, und nahm die Aeltern durch seine Prahlereien so ein,

daß sie seine Mittel wieder brauchten. Der Brand nahm nun überhand und dem armen Kinde mußte das Bein abgelöst werden.

Ratzengift (tödtet auch Menschen.)

135) Daß das, den Ratzen gestellte und von ihnen verschluckte Gift auch den Menschen auf eine oder die andre Art gefährlich, ja selbst tödtlich werden könne, davon zeugt nachfolgende, vom Herrn Dr. Halmershausen zu Weimar im Reichsanzeiger bekannt gemachte Thatsache: „Eine mir wohlbekannte, und in ihrem Hauswesen die pünktlichste Ordnung liebende Frau, die es sich von jeher zur Pflicht machte, in ihren Aussagen der reinen Wahrheit treulich zu huldigen, kaufte vor zwei Jahren im Winter in einer hiesigen Fleischkammer in Gegenwart zweier andrer Weiber, und, wie sie sich ganz ungekünstelt gegen mich ausdrückte, mehrerer dort umher spatzierenden Ratzmäuse, ein Stück Kalbfleich von 4 Pfunden, um es außer einem Zugemüse von grober gerollter Gerste, welche sie bereits am Feuer stehen hatte, für ihren Mann, für sich, ihre sechs Kinder und ihre Dienstmagd, nachdem sie es zuvor mit Wasser gehörig gereinigt, und darauf in ei-

nem schon öfters gebrauchten irdenen Geschirr mit Butter auf glühende Kohlen gesetzt hatte, zum Mittagsessen zuzubereiten. Alle neun Personen fanden sich um die gewöhnliche Zeit bei diesem Mahle ein, einer jeden wurde ihr Antheil nach Maßgabe des Alters und der körperlichen Beschaffenheit, und zwar der Dienstmagd die stärkste Fleischportion zugeschieden; allein nach Verlauf von einer Stunde klagte diese schon über Uebelkeiten aus dem Magen, Reißen in den Gedärmen, Reiz zum Erbrechen und Bestreben zum Laxiren, welche beiden letzteren Phänomene sogleich auch in Wirklichkeit übergingen. Ihr folgten bald darauf die sechs Kinder nebst der Mutter, und Abends um vier Uhr kam der Vater, der damals noch in einer Bijouteriefabrik arbeitete, krank und mit ähnlichen Schmerzen geplagt, ebenfalls nach Hause. Jetzt schöpfte man vorzüglich Argwohn auf das genossene Fleisch; man erkundigte sich daher bei den zwei oben angeführten Weibern, ob sie nicht gleiches Schicksal zu erdulden hätten? Beide ließen aber die Versicherung von ihrer gegenwärtigen guten Gesundheit zurückwissen. Nun wurde, um der Sache näher auf den Grund zu sehen, weislich beschlossen, einen Versuch mit einer Katze anzustellen, welcher mehrere Bissen von dem verdächtigen Fleische vorgeworfen wur-

den. Sie verschlang diese begierig, und siehe da! auch diese Kreatur bekam etwa nach einer Stunde ein heftiges Erbrechen, welches sie, ohne ihr einen weiteren bleibenden Schaden zuzufügen, doch auf einige Tage krank machte. Nach dieser vorgenommenen Probe, tranken sodann die neun Menschen, weil man mich wegen der einbrechenden Nacht nicht mehr beunruhigen wollte, auf Anrathen einiger dienstbeflissenen Nachbarinnen, Kamillenthee, Milch, fette Brühen u. d. gl., und durch diese nicht zu verwerfenden Hausmittel brachten sie es allmählig so weit, daß auch der immerwährende Durchlauf, welcher sie sämmtlich die Nacht hindurch allein noch quälte, am künftigen Vormittage vollkommen aufhörte, und daß bei ihnen allen bis auf diese Stunde kein anderes nachtheiliges Andenken an diese glücklich sich geendigte Scene zurückgeblieben ist, als daß bald darauf die Frau an einem bösartigen Faulfieber ihren Geist aufgeben mußte." Herr Doctor Gyßer zu Pforzheim folgert aus diesen notorischen Erscheinungen: 1) daß den Ratzen in der Fleischerbude Gift müsse gelegt worden seyn, wenn gleich der Eigenthümer derselben, augenscheinlich aus Furcht vor der Polizeistrafe, solches nicht eingestehen wollte; 2) daß diese Thiere, in Voraussetzung der Richtigkeit dieser ersten Folgerung, da-

von gefressen und nachgehends über dieses Stück Fleisch sich erbrochen haben; 3) daß das erkaufte Kalbfleisch, als ein fester Körper, durch die, über solches von den Ratzen ergossene Feuchtigkeit, ohne allen Zweifel, gleich einem wirklichen Gifte, bei dieser Familie würde tödtliche Wirkungen zuwege gebracht haben, wenn es nicht vor dem sparsamen Genusse desselben sorgfältig wäre abgewaschen, und überdies in der Butter, als einer fetten — die Gifttheilchen einwickelnden — Substanz, wäre gebraten worden.

Rübesaatstroh.

136) Am 22sten October 1791 kam zu Aspenstedt, einem Dorfe von 89 Feuerstellen bei Halberstadt, gegen Abend Feuer aus. Es war in einem kleinen Hause aufgegangen, dessen Schornstein zwar gemauert, aber nicht ganz vollendet und übel verwahrt, dessen Dach selbst aber von Stroh war. Indem die Besitzerinn eben Kartoffeln bei Saatstroh zubereitet, und mehr dergleichen darneben liegen hat, hört sie ihr Kind schreien, eilt ihm zu Hülfe, und unterdeß ergreift das Feuer den übrigen brennbaren Vorrath, der gleich in Flammen bis über das Dach hinaus emporlodert.

Die darneben stehenden kleinen Häuser, die gleichfalls mit Stroh gedeckt waren, wurden so schnell ergriffen, daß die Bewohner nichts als sich selbst retten konnten.

Ruß in Schornsteinen.

137) Am 26sten Februar 1794 verzehrte eine plötzlich ausgebrochene und durch Verwahrlosung entstandene Feuersbrunst das königliche Schloß Christiansburg zu Kopenhagen. Dies Gebäude war eins der schönsten in Europa, und in einem großen, edeln, dabei aber möglichst simpeln Styl aufgeführt, und wird daher von Reisenden mit allgemeinem Beifall erwähnt.

Seine Zerstörung war, nach öffentlichen Nachrichten, eine Folge übelverstandener Sparsamkeit. Das große Gebäude war voll Feuerröhren, für deren Reinigung ein Mann, der den vollständigsten Riß und die genaueste Kenntniß davon durch seinen Vater, dem vor ihm dies Geschäft übertragen war, erhalten hatte, jährlich 500 Thaler bekam. Im vorigen Jahre kam ein Schwede, erbot sich, eben das für hundert Thaler zu leisten; und bekam das Amt, als er es endlich gar für 90 Thaler zu übernehmen sich anheischig machte.

So wurden über 400 Thaler erspart, und vielleicht 20 Millionen verlohren; denn es ist unmöglich, einen solchen Verlust ganz zu berechnen. Eine nicht ganz gereinigte Röhre gerieth auf diese Weise in Brand, den man schon einige Tage zuvor gerochen, aber auf den man nicht geachtet hatte, bis endlich das Feuer, nahe an dem Zimmer des Prinzen Christian, des achtjährigen Sohnes des Erbprinzen, plötzlich in vollen Flammen ausbrach. Das Traurigste dabei ist das Umkommen von anderthalb hundert Menschen, deren besonders viele durch das Einstürzen des kupfernen Daches im Schlosse und in der Schloßkirche erschlagen wurden.

Schatzgräberey.

138) Ein Bergmann, der ein listiger Betrüger war und eine Wünschelruthe bey sich hatte, wurde mit einem wohlhabenden Bauerburschen, Nahmens Schwach, in einer Schänke bekannt. Er fing unter andern mit ihm an vom Schatzgraben zu reden, und versicherte ihn, daß er durch seine Ruthe schon verschiedene Schätze entdeckt habe. Er nannte ihm auch eine gewisse Gegend vor dem Dorfe, woselbst ein großer Schatz ver-

graben sey. Andres Schwach hielt alles für wahr, was der schlaue Bergmann sagte, und bat ihn, mit ihm nach der Gegend zu gehen, und die Wünschelruthe daselbst schlagen zu lassen. Der Bergmann weigerte sich nicht, in sein Verlangen zu willigen. Als sie an Ort und Stelle kamen, sahe Andres Schwach zu seiner großen Verwunderung die Ruthe des Bergmanns einigemal schlagen. Er nahm sie darauf selbst, und hielt selbige in seinen Händen, wie der Bergmann es verlangte. Die Ruthe schlug. Weiter brauchte es nichts, um ihn zu überzeugen, daß daselbst in der Erde ein ansehnlicher Schatz vergraben liege. Hierauf gingen sie wieder in die Schänke, und Andres ließ dem Bergmanne Essen und Trinken im Ueberfluß geben, in Hoffnung, durch ihn zu einem großen Schatze zu gelangen. Andres, dem die Zeit schon zu lange währte, bat ihn recht dringend, eine Stunde festzusetzen, in welcher sie das Geld ausgraben wollten. Dieß kann gleich in dieser Nacht um 12 Uhr geschehen, war die Antwort, wenn wir nur das Geld gleich anschaffen können, welches zur Hebung des Schatzes gegenwärtig seyn muß. Ich bin arm, und diese meine Armuth ist eben die Ursach, warum ich durch meine Wünschelruthe bis jetzt noch nicht reich geworden bin. Die unterirrdischen Geister werden die-

sen Schatz ohne Schwierigkeiten heben lassen, sobald sie erkennen, daß ich 50 Rthlr. in der Tasche habe. Merken sie aber, daß ich weniger, oder wol gar nichts bei mir führe: so werden sie ihn stets unter der Erde fortrücken, wenn man gleich glaubt, ihn schon in Händen zu haben. Andres von Hoffnung und Aberglauben getäuscht, versprach dem betrügerischen Bergmanne, die 50 Rthl. sogleich aus seinem Hause zu holen, und sie ihm zur Hebung des Schatzes zu überliefern. Er ging darauf sogleich fort, kam in einigen Minuten zurück und gab dem Bergmanne die 50 Rthlr. Nun wird verabredet, um die Mitternachtsstunde nach dem Orte zu gehen, und grade mit dem Schlage 12 Uhr das Graben anzufangen. Sie gingen zur bestimmten Zeit aus der Schänke, nachdem sie noch zuvor wegen der großen Kälte einige Gläser Branntwein getrunken hatten. Sobald die Uhr 12 schlug, fingen sie an, mit eisernen Hacken die gefrorne Erde aufzuhauen. Als sie auf einen lockern Boden kamen, fragte der Bergmann aufs neue seine Ruthe, die ihm seinem Vorgeben nach sagte: daß der Schatz nur noch einen Fuß tief stände. Mit aller Arglist eines geübten Betrügers gab er dem Andres zu erkennen, daß kein Ungeweiheter zugegen seyn dürfe, wenn der Schatz gehoben würde. Er solle also unter einen, in der

Ferne befindlichen, Baum treten, und nicht eher zu ihm kommen, als bis er ihn rufen werde. Er befahl ihm zugleich, ja nicht von der Stelle zu gehen, weil ihm sonst die Geister Hals und Beine zerbrechen könnten. Andres ging unter den Baum, und gehorchte zitternd und bebend dem Befehle des Schatzgräbers. Als er einige Stunden unter dem Baume gestanden, und wegen der großen Kälte es nicht länger aushalten konnte; rief er einigemal dem Bergmanne. Aber vergeblich. Er bekam keine Antwort. Nun wagte er es endlich ihn aufzusuchen. Allein er war nirgends zu finden; sondern hatte sich inzwischen mit den 50 Rthlr. davon geschlichen. Von Frost erstarrt, und vom Kummer über die fehlgeschlagene Hoffnung durchdrungen, ging er nach Hause zurück. Zorn und Verdruß waren seine Peiniger, von welchen er täglich gequält ward. Leib und Seele wurden dadurch so sehr angegriffen, daß er in eine hitzige Krankheit verfiel, an welcher er in wenig Tagen unter einer beständig anhaltenden Raserei von der Wünschelruthe, zur großen Betrübniß seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, starb.

Scheintod.

139) Ungeachtet der überzeugenden Schrift des Herrn Professors Markus Herz in Berlin, gegen die schädliche Sitte der Juden, ihre Todten, wo möglich, nicht über der Erde übernachten zu lassen, sondern noch am Tage ihres Verscheidens zu begraben, kommt diese Nation doch noch immer nicht ganz von ihrem alten religiösen Vorurtheile zurück. Auch in Breslau begraben die Juden die Ihrigen noch nach der Väter Weise, und opfern dadurch vermuthlich, wie im folgenden Falle leicht hätte geschehen können, manches Menschenleben auf. Bei Baruch Wesel, erkrankte ein kleines Wochenkind, und seine Zufälle wurden so schlimm, daß man den Tod für unvermeidlich hielt. Unter diesen Umständen ließ der Vater einen jüdischen Krankenwärter holen, (weil diese Leute, dem Vorgeben nach, sich sehr gut auf die Kennzeichen des wahren Todes verstehen sollen) und übertrug ihm die Aufsicht über das sterbende Kind. Abends acht Uhr gab der Krankenwärter die bestimmte Versicherung, daß das Kind gestorben sey, weil er sich durch alle ihm bekannte Proben davon überzeugt habe; allein, da das Begräbniß, wegen eingebrochener Nacht, bis auf den folgenden

Tag verschoben werden mußte, rieth er den Anwesenden, das Kind so lange noch in der Wiege liegen zu lassen, bis die noch ununterrichtete Wöchnerin eingeschlafen seyn würde, worauf man es dann in der Kammer auf die Erde hinlegen könnte. Dieß wurde befolgt; man nahm aber die Bettdecke weg, und bedeckte die Leiche nur mit einer Windel. Nach Verlauf von etwa einer Stunde vernahm man, aus dem Winkel, wo die vermeinte Leiche lag, ein leises Gewimmer und schwaches Geschrei, worauf denn eines der beherztesten Frauenzimmer zur Wiege hinging, und — zu seinem größten Erstaunen, das todtgeglaubte Kind lebendig fand. Nun wurde der Arzt herbeigerufen und alles gethan, was dieser verordnete, worauf das Kind sich erholte. Wäre nun dieses Kind um 5 Uhr in den Scheintod verfallen, wo noch Zeit genug war, die Begräbnißanstalten zu besorgen: so wäre es unstreitig lebendig begraben worden.

Sehr erfreulich muß es daher für den Menschenfreund seyn, daß eine seit einigen Jahren in Berlin existirende Gesellschaft von Juden, die gegenseitigen Beistand aller Art zum Zweck hat, und sich die Gesellschaft der Freunde nennt, beschlossen hat, nicht nur das frühe Beerdigen ihrer Todten unter sich abzustellen, sondern auch eines der zweckmäßigsten Todtenhäuser zu errichten.

140) Ein sechzigjähriger Schumacher, Namens Trelwahn in Borna, fiel den 3ten October 1796 von der Leiter in der Gegend des obern Stockwerks seines Hauses, wo er, gleich nach dem Mittagsessen, Weintrauben abnehmen wollte, mit dem Leibe und der einen Seite des Gesichts und des Kopfs auf das Steinpflaster, und blieb ohne die geringste Bewegung liegen, bis ihn einige Freunde in sein Haus trugen; als sie ihn aber auf den Lehnstuhl setzen wollten, glitt er hinab, fing an zu röcheln und war ganz sinnlos, so daß alle Zuschauer an seiner Wiederherstellung zweifelten. „Ich," erzählt der Doctor Karl Friedrich Struve in Borna," verordnete Aderlaß, Fußbad, kalte Essig-Umschläge auf den Kopf, niederschlagende kamphorirte Potion, Wohlverleithee, und am folgenden Morgen eine antiphlogistische Laxans. Durch diese Methode wurde er nach und nach zum Leben gebracht, wußte aber achtzehn Stunden nachher nichts vom Falle und den gebrauchten Mitteln, blieb auch noch einige Tage taumelnd und stupide, und behielt verschiedene Wochen noch eine Dumpfheit im Kopfe, welche sich aber durch den Gebrauch des Wohlverleithees vollends verlohr. Vor ohngefähr funfzehn Jahren, erzählt er weiter, habe ich einen ähnlichen Fall an einer Dienstmagd in

hiesiger Altstadt gehabt; sie fiel von der Vorscheune auf die Tenne; es floß wenigstens anderthalb Kannen Blut aus Mund, Nase und Ohren; sie war scheinbar todt, wurde aber durch ähnliche Behandlung wieder hergestellt." Wie einfältig und lieblos handeln also die Dorfbader, welche sich erkühnen, bei einem scheinbar Todtgefallenen gleich zu sagen: er ist wirklich todt, wenn sie nichts als den Aderlaß, das Reiben, Anstreichen u. d. gl. angewandt haben?

Scherz (tollkühner.)

141) Am 7ten September 1798 war zu Schweinau bei Nürnberg ein Musikant, Namens Schnorr, mit seiner Frau bei seinem Schwager, dem gleichfalls dort wohnhaften Schuhmachermeister Pader, wo die Schnorrin eben so glücklich war, zwischen beiden Eheleuten lange obgewaltete Zwistigkeiten beizulegen. Hierüber vergnügt, schoß Schnorr ein im Zimmer befindliches, geladenes Gewehr zum Fenster hinaus. Pader nahm es, und lud es, ohne daß es Schnorr bemerkte, außerhalb des Zimmers von neuem, um beim Abschiede der Schnorrschen Eheleute, welche eine Mahlzeit für die

Paderschen zubereiten wollten, auch einen Freudenschuß zu thun, und stellte es wieder an seinen Ort. Als die Schnorrin sich nun anschickte fortzugehen, spaßte ihr Mann mit ihr, und wollte sie nicht fortlassen, mit der scherzweisen Drohung, wenn sie fortgehe, so schieße er sie todt. Wirklich nahm er die schon für losgeschossen gehaltene Flinte und schoß sie, als sie sich in die Thür stellte und ihm zurief, was er denn für wunderliches Zeug mache? in die Seite, so, daß sie gleich todt hinsank. Sie war schwanger, und schon der Niederkunft nahe. Der Mann, welcher jederzeit sehr vergnügt mit ihr lebte, und sechs, noch lebende, Kinder mit ihr gezeugt hatte, war zwar äußerst bekümmert über dieses unglückliche Ereigniß; allein das Unglück, das zweien Menschen, der Mutter und dem Kinde, das Leben kostete, konnte durch die Reue nicht ungeschehen gemacht werden.

Schießgewehr.

---

142) Am 24sten December 1797 theilte der Oberamtmann, Herr Sonnenberg, zu Krauseneck im Beeskowschen Kreise, mit mehreren guten Freunden das Vergnügen der Jagd. Zufällig glitt ihm das Gewehr beim Laden vom Fuße

ab, der in Ruhe gesetzte Hahn wurde durch das Anstoßen am Fuße abgedrückt, und der schon in dem Gewehre befindliche Schuß traf die linke Seite der Brust, und verwundete ihn tödtlich. Hülfe, die er — schon entkräftet mit blutender Brust — bei seinen Jagdgefährten suchte, war nicht mehr möglich. Der Unglückliche lebte noch zwei und dreißig Stunden unter den heftigsten Schmerzen; er starb am Abend des andern Tages in einem Alter von neun und zwanzig Jahren. Wiederum ein Unglücksfall und eine Warnung für diejenigen, welche entweder aus Beruf, oder Liebhaberei, das Schießgewehr zur Hand nehmen, und nicht immer jede nur ersinnliche Vorsicht beim Gebrauche desselben anwenden.

143) Man kann junge Leute nicht genug warnen, mit Schießgewehren vorsichtig umzugehen, und nicht damit zu scherzen. In Homburg, in Hessen, putzte 1786 ein Bediente eine Pistole, die er erst von einem Kameraden hatte abschießen lassen. Dieser hatte sie aber, ohne sein Wissen, wieder geladen. Beim Putzen kommt ein Handwerksmann in die Stube. Man scherzt; jener will schießen; dieser sagt: schieß her! Es geschieht — und der Mann bekommt den Arm voll Schrot, leidet grausame Schmerzen, hat viel Kosten, wird an seiner Nahrung gehindert, und

behält eine steife Hand. Der Bediente muß fliehen und verliert seinen Dienst, wo es ihm wohl ging. — —

Schlafzimmer (neuangetragenes.)

---

144) Die Flamme verzehrte das Haus des Tagelöhners N. zu B., einem Dorfe in der Priegnitz. Dies geschah im Frühjahre 1793, und im Herbste stand schon wieder eine neuerrichtete Wohnung da. Er bezog dieselbe, bevor die neuangetragenen und abgeweißten Wände schon völlig ausgetrocknet waren. Besonders war die zuletzt neugemachte Decke der einzigen Schlafkammer, deren er sich bedienen konnte, noch ziemlich feucht, als er es wagte, die Nacht darin zuzubringen, in der Hoffnung, das beständige Oefnen der Thüren und Fenster am Tage, würde alle nachtheiligen Folgen der ungesunden Ausdünstungen der neuen Wand verhindern. Aber leider betrog ihn diese falsch berechnete Hoffnung durchaus; denn eine feuchte Herbstluft trocknet nur wenig. Nach Verlauf einiger Wochen stellten sich die sonderbarsten Krankheitszufälle bei ihm ein, und er war in Gefahr, an allen Gliedern kontrakt zu werden; denn

schon mußte er, kraftlos wie er war, während der ganzen langwierigen Krankheit, aus dem Bette und wieder hinein gehoben werden. Die bösen Dünste der, Krankheit und Tod aushauchenden, Wände seiner zu früh bezogenen Wohnung, waren ihm auf die Nerven gefallen, und zu spät überzeugte ihn die traurigste und schmerzhafteste, an sich selbst gemachte Erfahrung, daß es gefahrvoll sey, eine Wohnung eher zu beziehen, als bis deren Wände und Böden völlig ausgetrocknet sind. Zwar ward er durch den unermüdeten Fleiß zweier sehr geschickten Aerzte im Städtchen L. endlich wieder hergestellt; aber es währte lange, und kostete viele Mühe und Kunst, bevor er sich des Glücks der Gesundheit wieder erfreuen konnte. — Um wenigstens der Menschheit durch seine traurige Erfahrung zu nützen, bat er seinen Prediger, diese Begebenheit zur heilsamen Warnung für Alle, die neugebauete, oder auch nur neu angetragene oder geweißte Zimmer zu früh beziehen und bewohnen wollten, öffentlich bekannt machen zu lassen. Heil den Menschenfreunden, die so ihr Unglück zu einer Schule der Erfahrung für ihre Brüder machen!

Schnürbrust.

145) In Pest, in Ungarn, fiel 1786 ein achtzehnjähriges Fräulein mitten im Tanzen todt zur Erde. Die Aerzte, welche die Ursache des schnellen Todes dieser gesunden und blühenden Person untersuchten, fanden keine andere, als daß sie zu fest geschnürt gewesen war. Wegen dieses Unglücksfalles ist die schon 1784 ergangene kaiserliche Warnung gegen den Gebrauch der Schnürbrüste erneuert worden.

Schreck.

146) Aeltern und Erzieher sollten es sich höchst angelegen seyn lassen, ihre Zöglinge zur Unerschrokkenheit zu gewöhnen, da der Beispiele so häufig sind, daß Schrecken und Furcht die wirkliche Gefahr vergrößern, und wo keine ist, das Gemüth durch Einbildungen so verwirren, daß oft der Klügste wie ein Thor handelt. Am 11ten Mai bestätigte der Ritter Isaak Paske von Needham Market, den der König von England unlängst zum Friedensrichter für die Grafschaft Suffolk ernannt hatte, diese Wahrheit sogar

mit seinem Tode. Er wollte mit einigen Personen von seiner Familie nach London fahren, war aber kaum einige hundert Schritte weit gekommen, als eins von den Kutschpferden wild wurde, sich bäumte und Sprünge machte. Doch wurde es mit Hülfe einiger Männer, die in der Nähe waren, fest gehalten, so daß Herr Paske mit seiner Familie unversehrt aus dem Wagen kam. Dessenungeachtet klagte er über Brustschmerzen, und ging in die nächste Apotheke, wo er sich ein Glas Branntwein geben ließ. Da er einige Minuten gesessen hatte, sagte er, es sey ihm besser, und wollte nach Hause gehen, hatte aber kaum funfzig Schritte gethan, als er todt auf der Straße niederfiel, weil der plötzliche Drang des Blutes, das der Schrecken ganz nach dem Herzen zutrieb, eine Stockung im Umlaufe desselben verursacht hatte.

Schweine.

147) Zu Zülsdorf, einem im Kurkreise gelegenen Dorfe unter dem Amte Annaburg, ereignete sich am 7ten August auf dasiger Pechhütte folgender trauriger Vorfall. Eine Pechknechtsfrau setzte ihr Kind von ohngefähr 14 Wochen vor

ihre Hütte in einen Korb, um unterdessen häusliche Geschäfte zu verrichten. Sie hat sich noch nicht lange von ihm entfernt, so kommt ihr eigenes Schwein, und frißt ihm am linken Fuße zwei Zehen ab. Zum Glück eilt noch die Mutter auf das Geschrei des Kindes herbei, sonst wäre es wohl gar gänzlich ein Opfer dieses Thiers geworden. Schon Tages vorher hatte es das ältere Kind von zwei Jahren angepackt, welches aber, weil die Mutter noch früh genug dazukam, nicht beschädigt wurde; und doch war sie dadurch nicht vorsichtiger gemacht worden.

Schwimmen.

148) Daß auch gute Schwimmer ertrinken, beweiset unter andern das Beispiel des Barbiergesellen Viebiger zu Frankfurt an der Oder. Er badete den 31sten Julius 1797 in Gesellschaft einiger Handwerksgesellen des Nachmittags. Nach Vollendung des Badens kam er auch glücklich aus der Oder zurück, und wollte sich bereits ankleiden, als ihn ein unwiderstehlicher Hang aufs neue ins Wasser zurückführte. Jetzt ergriff ihn der Strom und entzog ihn den Augen der Gefährten, da ihn einer derselben,

welcher

welcher Gefahr ahnete, und ihn bei den Haaren faßte, auf das Geschrei der übrigen, „Viebiger sey ein guter Schwimmer" losgelassen. Sein Körper ward erst am 2ten August von einem Fischer am Holzmarkte gefunden, und darauf von den Seinigen begraben. Der Unglückliche wird um so mehr bedauert, da er ein fleißiger und wohl gearteter junger Mensch gewesen seyn soll.

Stecknadeln.

149) Zu Tönningen, einem Schleßwigschen Städtchen, starb im Jahre 1797 die dortige Frau Cantorinn Alter eines sehr schmerzhaften Todes, an den Folgen ihrer eigenen Unvorsichtigkeit. Sie war nämlich mit dem Aufstecken der Fenstergardinen beschäftigt, nimmt dabei einige Nadeln in den Mund, und ehe sie sichs versieht, gleitet ihr eine davon hinunter, und ist, aller angewandten Hülfe ohngeachtet, so wenig heraufzubringen, daß nach einigen Tagen diese Nadel die fürchterliche Ursache ihres Todes ward.

150) Gewiß Jedermann kennt irgend einen Unglücksfall, welchen Stecknadeln da, wo sie nicht hingehörten, anrichteten. Und dennoch sieht man sie im Munde manches sich an- oder

auszlehenden Frauenzimmers; oder nachlässig an dem Leibe derer hangen, welche den Teig für den Backofen einkneten, oder als Köchinnen mit Zubereitung andrer Speisen sich beschäftigen, oder in Gefäßen, die keine Nadelbüchsen sondern Trinkgeschirre sind. Von dem letztern nur folgendes Beispiel: Herr Domherr v. B... auf J... bei Brandenburg reisete einst, als er noch Officier im Regimente seines Herrn Vaters war, nach Frankfurt an der Oder. Es war Winter, und eine Chokolate sollte ihn daselbst im Gasthofe zu den drei Kronen wieder erwärmen. Man brachte sie gegen Abend, da es schon finster werden wollte, und setzte sie auf den in der Mitte des Zimmers stehenden großen Tisch, wo man, wegen seiner Entfernung vom Fenster, nicht mehr Alles genau unterscheiden konnte. Er forderte Licht, und goß, während daß man seinem Befehle Folge leistete, sich einstweilen eine Tasse Chokolate ein. Ganz erfroren, wollte er die Tasse rasch ausschlürfen; aber zu seinem Glücke kostete er gleich anfangs, daß sie, nach seinem Geschmacke, nicht süß genug war. Er rief daher zur Thür hinaus, man möchte ihm mit dem Lichte zugleich auch noch Zucker bringen. Dieß geschah. Als er den Zucker in der Tasse umrührte, um ihn rascher zum Schmelzen zu bringen, brachte der Thee-

löffel eine Nadel zum Vorschein; gleich darauf noch eine, dann wieder eine, und so fort, bis der erschrockene Officier ungefähr ein halbes Schock Nadeln aus der Chokolate hervorgefischt hatte. Die von der unschuldigen Wirthinn vom Kamingesimse herabgenommene Tasse, war einstweilen von ihrer Jungfer Tochter zum Nadelbehältnisse benutzt worden, und daher die vielen Nadeln. Welch ein Glück, daß die Chokolate nicht süß genug war!

Steine.

151) Wir sollten zwar bei allem, was wir thun, vorsichtig und behutsam verfahren; aber vor allen Dingen bei der Wahl unsrer Vergnügungen, damit wir durch unsere Zeitvertreibe und Ergötzungen kein Unglück anrichten, und herrach unsere Freude bereuen müssen. Eine traurige Begebenheit, die in der Nachbarschaft von Gotha vorgefallen ist, hat diese längst bekannte Lehre allen gefühlvollen Gemüthern aufs neue eingeschärft. Einige Stunden von dort ist ein sehr hoher Berg, der Hörselberg genannt. Diesen pflegt die Jugend der nahe daran liegenden Dorfschaften an Sonn- und Feiertagen zu besuchen,

und sich daselbst unter andern auch damit zu belustigen, daß sie Steine von oben herabrollen läßt, und zusieht, wie sie immer geschwinder laufen und springen, bis sie das ebene Feld erreichen; dieser unschuldige Zeitvertreib hat aber einen braven jungen Menschen das Leben gekostet. Am Dreieinigkeitsfeste gingen Joh. Adam Salzmann, ein Sohn des Schultheiß zu Kalberfeld, vierzehn Jahr alt, und Gabriel Storch, ein Knabe von zehn Jahren, an der Mitte des Berges herum. Jener setzte sich, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, und während dessen sah der andre einen großen Stein gerade über ihm den Berg herabrollen. Er schrie ihm zu, aber zu spät; der Stein faßte ihn, und brachte ihn aus dem Gleichgewichte, so, daß er den übrigen Theil hinabstürzte, sich einigemal überschlug und auf der Stelle todt blieb. Auf das Geschrei seines kleinen Gefährten kamen zwei andere Knaben den Berg herabgesprungen, welche den großen Stein zu ihrem Vergnügen herabgewälzt hatten; der eine Joh. Heinr. Meng von siebzehn, und der andere, Joh. Sam. Jungheinrich, von funfzehn Jahren, beides gute Freunde des Verunglückten, welche gar nicht die Absicht gehabt hatten, ihn zu treffen, ja die ihn wegen eines dazwischen befindlichen

Hügels gar nicht hatten sehen können. Sie fielen über ihn her, weinten und baten ihn um Verzeihung; aber er war schon todt. Der älteste blieb also bei ihm, und die beiden andern liefen in's Dorf und brachten seinen Aeltern die betrübte Nachricht, daß ihr geliebter Sohn todt sey. Man brachte die Leiche ins Dorf, wo man bei der gerichtlichen Untersuchung fand, daß der dritte Halswirbel gänzlich zerbrochen, und in der rechten Seite der Weichen, eine, einen halben Zoll breite und vier Zoll tiefe Wunde befindlich, auch in derselben eine Pulsader zerrissen war. Der Schmerz der Aeltern läßt sich nicht beschreiben; auch bedauerten alle Einwohner des Dorfs den unglücklichen Verlust des Knaben, weil er fromm und gut gewesen war. Am meisten aber betrübten sich die beiden jungen Leute darüber, die den Stein herabgewälzt hatten, der ihrem Freunde das Leben nahm. Die herzogliche Landesregierung hat sie, zur Warnung für die Zukunft, mit vierzehntägiger Gefängnißstrafe belegen, und alles Steinrollen vom Hörselberge, auf immer verbieten lassen.

Tabackspfeifen.

152) Bald nach dem siebenjährigen Schlesischen Kriege, ritt der Hannöversche Oberforstrath

Herr v. H.. nach seinen neuen Holzanpflanzungen. Als ein großer Freund vom Tabackrauchen ließ er sich von seinem Diener seine gedrechselte Hornpfeife mit einem Mundstück von weißem Knochen, gestopft und angebrannt, reichen. Das Pferd, welches er ritt, war die Sanftmuth selbst, und ohne böse Nicken. Nur einen Fehler hatte es; es schnellte aus Uebermuth und Angewohnheit den Kopf zuweilen in die Höhe. Da aber der Forstrath gut zu Pferde saß, so achtete er dieses Fehlers nicht sehr. Kaum hatte er indessen an diesem Tage die Pfeife fünf Minuten in dem Munde; so schnellte das Pferd den Kopf dermaßen gegen den Pfeifenkopf, daß dem unglücklichen Ritter, der sich eines Baumzweiges wegen, eben ein wenig vorüber bückte, das Mundstück in den Schlund hinabfuhr und daselbst abbrach. Keine chirurgische Geschicklichkeit war im Stande, es wieder herauszuziehen, und der Unglückliche war nach wenig Tagen, wo der Brand zur Entzündung schlug, das Opfer der Untugend seines Pferdes, und der Unbedachtsamkeit, auf einem solchen Pferde Taback zu rauchen.

Ein ganz ähnliches, obgleich nicht so traurig endendes Unglück erlebte 1794 ein Frankfurter Handlungsdiener, der, mit der steifen Pfeife in

dem Munde, auf dem stoßenden Postwagen von Mainz nach Giesen fuhr.

Tanz.

153) Zu Nürnberg haben sich 1786 in der letzten Redoutenzeit zwei Frauenzimmer durch unmäßiges Tanzen um Gesundheit und Leben gebracht. Eins davon, ein Mädchen von sechzehn Jahren, ist schon gestorben und entbehrt alle die Freuden des Lebens, die es noch hätte genießen können: weil es zuviel auf einmal genoß. Das andre, eine junge verheirathete Frau, welkt wie eine zerknickte Blume dem Schooß der Erde entgegen. Beide haben die Zeit des irrdischen Lebens, die sie zur Veredlung ihres Geistes und Herzens, und zu dem süßen Geschäfte, Menschen glücklich zu machen, anwenden konnten, dem Taumel einer Nacht aufgeopfert, und sind deshalb sehr zu beklagen.

Teufelsbanner.

154) Ein Bauer im Amte Hunteburg im Hochstifte Osnabrück bemerkte 1778 einige Zeit

einen Geist in seinem Hause, der ihn nebst seinen Angehörigen nicht wenig beunruhigte. Obwohl alle im Hause gleiche Unannehmlichkeiten von dieser Unruhe hatten? — Der Bauer ward des Spukens müde, und ging daher zu einem, ebenfalls in Hunteburg wohnhaften, Teufelsbanner, Namens M . . ., welchen er ersuchte, den Geist aus seinem Hause zu verbannen, wofür er ihn reichlich belohnen wollte. M . . . nahm es in Ueberlegung, und äußerte nachher, daß es, der Beschreibung nach, einer der hartnäckigten Geister seyn müßte, den er zu vertreiben sich nicht allein unterstände: aber er kenne noch einen Teufelsbanner im Preußischen, mit dem er darüber sprechen und ihn bereden wolle, dieses äußerst schwere Geschäft mit zu übernehmen. Dieses geschah, und der Preußische, Nahmens G . . ., war, wie leicht zu erachten, dazu willig und bereit. Nun wurde eine Nacht zu der wirklichen Verbannung anberaumt, nachdem sie vorher den Akkord mit dem Bauer gemacht hatten, daß er nach beendigtem Geschäfte 100 Rthlr. baar, und wenn der Geist sich binnen Jahr und Tag nicht wieder einstelle, dann noch 100 Rthlr. auszahlen sollte. An dem bestimmten Abend vor der grauenvollen Nacht, fanden sich beide Schwarzkünstler ein, um die zur Verbannung gehörigen Anstalten zu machen, wo-

zu die Frau des Hauses ein großes weißes Linnentuch hergeben mußte. Ein Kessel mit Wasser wurde aufs Feuer gesetzt, und als die schwarze Stunde herannahete, mußten, ausser den beiden Beschwörern, alle Leute aus dem Hause heraus, und sich in ein nahe dabei stehendes begeben. Mittlerweile ging die Beschwörung wider alle Erwartung gut von statten. Der Geist wurde so lange weidlich gepeitscht, bis er endlich, so viele Einwendungen er auch machte, daß er dieses Haus noch nicht verlassen könne, von dannen wich. Nach einer kleinen Arbeit, die sie nun noch mit dem Kessel und dem Feuer vornahmen, wurden die ins Haus gehörigen Leute wieder gerufen. Diese fanden die beiden Beschwörer in den ängstlichsten Bewegungen, mit Tüchern in den Händen, womit sie sich den häufig herabfließenden Angstschweiß abwischten. Sie versicherten hoch und theuer, daß wenn sie alle die großen Schwierigkeiten vorausgesehen hätten, sie dieses Werk nicht für tausend Thaler würden unternommen haben. Lebensgefahr wäre damit verknüpft gewesen, wenn sie nicht eine außerordentliche Standhaftigkeit bewiesen hätten. Sie konnten dem Himmel nicht genug danken, daß er sie aus einer so großen Gefahr gerettet hatte. Daß der Geist ganz weggewichen, setzten sie hinzu, bewei-

set der abscheuliche Gestank, den er hinter sich gelassen hat. Riecht ihr nichts? — Puh! — wie stinkt's! macht doch alle Thüren und Fenster auf. — Da sich nun, trotz aller Gefahr, die Verbannung glücklich geendigt hatte, so war auch der Bauer vermöge des Vertrags genöthigt, die hundert Thaler auszuzahlen, wozu er sich auch bereitwillig finden ließ, sein Geld herbeiholte, und den Anfang mit zählen machte; als auf einmal der Knecht, an den man den ganzen Abend nicht gedacht hatte, mit den Worten in die Stube trat: Was wollt ihr thun? Wollt ihr diesen Spitzbuben noch Geld geben? Ich will euch erzählen, wie es die Schelme gemacht haben. Ich hatte mich diesen Abend etwas früh auf die Bühne schlafen gelegt, wurde aber vor kurzem durch einen ungewöhnlichen Lärm aufgeweckt. Nun sah ich zu, was es war, und da lief da der eine, in ein weißes Laken vermummt, im Hause herum, und dieser andre da peitschte ihn. Hernach nahmen sie den Kessel vom Feuer, machten dieses etwas auseinander, und einer verrichtete seine Nothdurft hinein, welches den Gestank verursachte, den der Geist soll hinter sich gelassen haben. Während dieser Erzählung fand es der Preußische Teufelsbanner am rathsamsten, sich aus dem Staube zu machen; so große Standhaftigkeit er auch bei der

Verbannung selbst bewiesen hatte. Den Osnabrückschen hielten sie fest, und lieferten ihn auf das Amt zu Wittlage, wo er einige Wochen saß, aber wegen seiner häuslichen Umstände, nach aufgestellter Caution, seines Arrests entlassen wurde.

Teufelskünste.

155) Der Glaube an Hexerei, Teufelskünste und Hexenbanner ist immer noch sehr groß, besonders unter den gemeinen Landleuten. Wie oft hört man bei Unfällen in der Wirthschaft sagen: das haben mir böse Leute angethan! Giebt eine Kuh blaue Milch, will sie sich nicht gut melken lassen, so ist sie behext. Will die Butter nicht bald werden, so sind böse Leute Schuld daran. Ja selbst Krankheiten und Leibesgebrechen werden der Hexerei zugeschrieben, und man nimmt, statt zum Arzte zu gehen, zu sogenannten weisen Leuten seine Zuflucht.

Ein Bauerknabe von zwölf Jahren ward krank, und bekam von Zeit zu Zeit heftige Leibschmerzen, worauf die Seinigen nicht achteten, weil er ungemein stark dabei aß. Denn das ist die gemeine Meinung, wer stark ißt, kann nicht krank seyn, da doch der zu starke Appetit, selbst Krankheit ist. Nach einigen Wochen ward er

plötzlich rasend, kannte niemand mehr, wollte alle anfallen, und biß wie ein toller Hund, wenn man ihm die Hände hielt. Aeltern und Verwandte hielten darüber Rath, und urtheilten, daß es nichts anders als Hexerei seyn könne; denn wie könnte sonst ein Junge von zwölf Jahren so stark seyn. Man schickte hierauf, um der Sache gewiß zu seyn, einen Boten an einen sogenannten weisen Mann. Die Antwort erfolgte: das kann nichts anders als Hexerei seyn; die Mittel, die er mitschickte, bewiesen es ja auch deutlich genug. Es kamen versiegelte Zettelchen, die an die Thüre, an das Bette, selbst an den Knaben gehängt werden sollten, und mit stiller Ehrfurcht wirklich angehängt wurden. Doch war auch ein Gläschen mit Tropfen dabei, die ihm durch Aufbrechen des Mundes mit Gewalt beigebracht werden mußten. Entweder der garstige Geschmack des Mittels, oder die Erboßung des Knaben brachte ihn zum Würgen, welches lange anhielt, ehe das Erbrechen erfolgen wollte. Nun brach er endlich Dinge aus, vor welchem sich alles in der Stube kreuzigte und segnete. Anfänglich wollte es nicht heraus, und man sah, daß etwas hartes im Munde steckte; da er aber das Maul aufriß, fuhr einer von den Verwandten mit zwei Fingern hinein, und zog Erbsenstroh heraus.

Erbsenstroh! was konnte das anders seyn, als

Hexerei? das war nun ein Wundermann, der das hatte entdecken, und durch seine Mittel herausbringen können. Der Junge brach wieder, und abermals Erbsenstroh, mehr als das erstemal. Um das Wunder und die Hexerei vollständig zu machen, kam auch ein Stückchen altes Schuhleder heraus. Was müssen das für gottlose Leute seyn, die dem armen Jungen das beigebracht haben? hieß es einstimmig. Da der Knabe nochmals Leder ausbrach, wurde gleich wieder ein Bote an den Wundermann abgefertigt. Ehe dieser aber zurückkam, wurde doch ein vernünftiger Arzt zu Rathe gezogen. Dieser sagte gleich: der Junge hat Würmer im Leibe, das zeigt sein starkes Essen an, und eben daher kommt die Raserei. Man schüttelte den Kopf und wies das Erbsenstroh und das Schuhleder. Wo dieses hergekommen ist, will ich euch gleich zeigen, sagte der Arzt. Liegt der junge nicht auf Erbsenstroh? Seht hier unter das Bette! wie viel alte Schuhe stehen da! Seht hier, da sind die Stücke abgekauet, das hat der Junge in der Raserei gefressen und im Maule behalten.

Wie stutzten die Leute, da sie dies mit ihren Augen sahen. Der Arzt gab dem Kranken ein Brechmittel, welches stark wirkte, und noch etwas Stroh und viel gallichten und schleimichten Un=

rath fortschaffte, worauf er ruhig wurde, einschlief, und beim Erwachen bei sich war. Des andern Tages war er viel muntrer. Nun wurden ihm dienliche Arzeneien gegeben, wodurch ihm viele Würmer und eine Menge Schleim abgetrieben, und so der Hexerei ein völliges Ende gemacht wurde.

Universalarzenei.

156) Oft wird der Quacksalber mit eigner Münze bezahlt. Ein Einwohner in London machte vor einigen Jahren davon die Erfahrung. Ihm hatte sein böser Genius einen unüberwindlichen Hang zu der Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, eingehaucht, und er beschäftigte sich, in der Zwischenzeit, bis ihm der große Proceß einmal gerathen würde (denn ganz hatte er, wie gewöhnlich, die Hoffnung nicht aufgegeben) Arzeneien zu erfinden, welche, seiner Meinung nach, der Universalmedizin immer näher kamen.

Er hatte mit diesen Geheimnissen von Pulvern, Tinkturen und Pillen, aus Liebe des Nächsten, schon manches Grab gefüllt, und mancher einfältige Mensch ließ sich von ihm, aller obrigkeit-

lichen Verbote ungeachtet, aus Liebe zum Wunderbaren und Geheimnißvollen, ermorden, als endlich eine Krankheit des Künstlers eigenen, durch Wachen, Laboriren, Rauch und Balsam längst zur Mumie ausgetrockneten Körper, auf das Lager dahin warf.

Ein Paar Verwandtinnen kamen alsobald, des kranken Vetters zu pflegen, und die gediegenen Goldklumpen, das glücklich verborgene Werk seiner eignen Hände, im Fall er sterben sollte, in der Stille zu sich zu nehmen. Der Kranke gab ihnen vor allen Dingen das ernstliche Verbot, irgend einen Arzt zu ihm zu lassen, sondern befahl, ihm nur zur bestimmten Zeit, jedesmal drei Tropfen von seiner Universaltinktur zu reichen.

Dieser Befehl wurde heilig befolget, und der Vetter befand sich täglich schlechter. Die guten Nichten kamen daher auf die Gedanken, die Tropfen größer fallen zu lassen, und nun ward es mit dem Kranken noch ärger. Endlich entschlossen sie sich, aus der nämlichen Dienstbegierde, womit er einst gebetene und ungebetene Kuren verrichtet hatte, ihm das ganze Kölbchen auf einmal in einen Löffel auszuschütten. Der arme Vetter, welcher nicht mehr deutlich sprechen konnte, wehrte sich dagegen mit Händen und Füßen. — — — Aber vergebens! Die eine hatte

ihm bereits den Mund aufgebrochen, und die andere in der nämlichen Minute das Arkanum unter tausend Segenswünschen eingegossen; worauf er in den heftigsten Konvulsionen mit allen Kennzeichen eines Menschen, welchem das stärkste Gift beigebracht worden, den Geist aufgab.

Und was fanden denn nun seine lieben, treuen Basen? — Was man bei den meisten Adepten nach ihrem Tode findet. Keinen Gran Gold, aber desto mehr Tiegel und Kolben, eine alchemistische Bibliothek und unbezahlte Rechnungen.

Unvorsichtigkeit.

157) Eine Landmagd setzte einen großen Haufen Heu, welches ihr der Knecht bis zu einer Höhe von zwölf Fuß zusteckte, sodann, wie gewöhnlich, den Heuhaufen beharkte, ihr auch dieses abgeharkte Heu herauflangte, und sodann aus Unvorsichtigkeit die Harke, oder den Rechen, an den Heuhaufen so hinlehnte, daß die Spitze nach oben zugekehrt stand, und sich ziemlich im Heu verbarg. Die Magd schlittert sodann, wie gewöhnlich, von diesem Heuhaufen herab, aber unglücklicher Weise gerade da, wo die Harke steht. Der Stiel derselben fährt ihr unter den Rock, gerade in die

Schaamtheile, zersprengt alle Blutgefäße, so, daß die Magd nach wenigen Stunden ohne Rettung sterben mußte.

158) Zu den schrecklichen Unglücksfällen, vor denen wir nur durch eine theuer bezahlte Erfahrung bewahret werden können, gehört unter andern folgende: Vor etwa zwanzig Jahren erhing sich, ohne es zu wollen, der zehnjährige, hoffnungsvolle, an Leib und Seele vollkommen gesunde Sohn eines, den ältern Berlinern wohlbekannten, königl. Officianten, den ich, zu mehrerer Beglaubigung der Sache, namhaft machen würde, wenn ich nicht fürchtete, dadurch die von der allmächtigen Zeit geheilte Wunde des einst blutenden Aelternherzens von neuem empfindlich aufzureissen. Die einzige Veranlassung dieses äußerst lehrreichen Selbstmordes war — die Wißbegierde des Knaben. Er hörte in einer Gesellschaft, wo man von einem kürzlich vorgefallenen Selbstmorde sprach, die Frage aufwerfen: ob wohl Selbsthülfe bei einem der sich erhängt, im Fall ihm sein Entschluß während der That leid werde, möglich sey. Die Meinungen fielen verschieden aus; doch behauptete man einstimmig, daß die Möglichkeit der Selbsthülfe durchaus nicht zu bezweifeln seyn würde, wenn man den Strick so niedrig über dem Kopfe befestige, daß die Zehen

der Füße den Fußboden berühren konnten. Wenig Tage nachher kam das Kind vom Hause auf den unglücklichen Einfall, jener Behauptung durch eine an sich selbst gemachte Erfahrung noch mehr Gewißheit geben zu wollen. Es machte zu dem Ende an einem Sonntage Vormittags, indessen die Aeltern in der Kirche waren, den Versuch sich zu erhängen, ohne sich das Leben nehmen zu wollen. Allein dieser Versuch fiel, so überflüßig lang auch der Strick war, dennoch so unglücklich aus, daß man den Knaben, drei Stunden nachher, vom Stricke völlig erdrosselt, in der einsamen Kammer vorfand. Wahrscheinlich hatte das augenblickliche Zuschnüren der Kehle den Versuchmachenden sogleich aller Besinnung beraubt.

159) Zu Dindorf im Eichsfelde ließ eine Frau, die ihre Kuh auf der Weide hatte, die so oft schon gerügte Unvorsichtigkeit, sich zu Schulden kommen, daß sie den Strick, woran sie die Kuh hielt, um sich band, damit sie die Hände während der Zeit zum Stricken frei hatte. Die Kuh, welche wahrscheinlich Insekten gestochen, wurde wild, und schleifte die Frau so mit sich fort, daß sie ihr Leben dabei einbüßte.

160) Eine Frau, die in der Vorstadt von Naumburg 1786 wohnte, setzte ein Faß mit

Asche in eine Kammer an die Wand. Die Asche fing wieder an zu glimmen, und erst nach einigen Tagen brach die Flamme aus, und es war ein Glück, daß sich der Wind eben gelegt hatte; so daß nur ein Haus abbrannte und eins beschädigt wurde.

Urindoctor.

161) Nicht weit von Bremen ist ein Schänkwirth, der zugleich in die Arzneikunst pfuschet, und dem Tode schon manchen Rekruten geliefert hat. Dieser sah einst eine Frau, mit einem Uringlase in der Hand, von weitem herkommen, und sogleich versteckte er sich hinter die Thüre, seine Frau aber setzte sich davor. Das fremde Weib kam und verlangte den Doctor zu sprechen. Die Frau hieß sie nur ein wenig warten, indem er hinausgegangen sey, sein Kornfeld zu besehen, jedoch bald wiederkommen würde. Unterdessen erzählte die Fremde auf Befragen: ihr Mann sey eben von seiner Leiter gefallen, er klage dieses und jenes, sey so und so alt u. s. w. Als nun der Doctor hinter der Thüre genug gehört hatte, schlich er sich fort, nahm seinen Stock und Hut, sprang zum Hinterfenster hinaus und kam vorn

zur Thüre wieder herein. Nun besah er den Urin, den die Frau mitgebracht hatte, schüttelte das Glas weidlich herum und sagte dem fragenden Weibe: ihr Mann sey 46 Jahr alt, sey um 4 Uhr von einer Leiter gestürzt, etwa zwölf Sprossen herunter, fühle Schmerzen auf der rechten Seite, unter den Rippen und am Kopfe, und die Lende sey blau unterlaufen. Das Erstaunen des Weibes über die prophetische Weisheit des Mannes, läßt sich leicht denken, sie bezahlte den Uringroschen mit Freuden, und that durch die Schmiralien, die ihr der Bierdoktor mitgab, ihrem Manne vielleicht mehr Schaden, als ihm der Fall gethan hatte. So werden die einfältigen Leute betrogen, welche nicht vor die rechte Schmiede gehen.

Verachtung der Arzenei.

162) Einen jungen Bauer in Gettin, ein im zauchschen Kreise liegendes Filialdorf, befiel ein leichtes Gallenfieber. Sein Pfarrer rieth ihm, Brech- und Abführungsmittel einzunehmen; allein er achtete es nicht, sondern blieb einen ganzen Tag bei strenger Kälte und Schneegestöber im Holze an seiner Arbeit. Dadurch fiel ihm die Krankheit wahrscheinlich auf die Nerven, und er, der sonst

ein sehr verständiger Mann war, ist seit der Zeit oft beinahe ganz vernunftlos und wahnwitzig. — Dergleichen Fehler begehen die Landleute sehr oft, daß sie aus Furcht vor der Arzenei, oder vor den Kosten, ein geringes Uebel ärger werden lassen, oder Gesundheit und Leben aufopfern, ehe sie einen Arzt fragen, und seinen Rath befolgen; und doch heißt es in der Schrift: „Verachte den Arzt nicht, denn Gott hat ihn geschaffen.“

Vergiftete Tranktonnen.

163) Wer mit dem innern Haushalt bekannt ist, der wird auch in der Küche eine Tonne bemerkt haben, welche gemeiniglich die Tranktonne genannt wird. In diese Tonne pflegt der Abfall von Küchenkräutern, verdorbene Speisen, verfaultes Obst, das Aufwaschwasser, und eine Menge anderer Dinge geschüttet zu werden, um sie als Futter fürs Vieh aufzubewahren.

Es wäre vielleicht der Mühe werth, zu untersuchen: ob dieses für das Vieh ein unschädliches Futter sey, da es aus so verschiedenen Ingredienzien zusammengemischt ist; besonders, wenn man in Erwägung zieht, daß viele dieser Ingredienzien schon verfault und versauert waren, ehe sie

,n die Tonne kamen. Wenn das aber auch nicht seyn sollte, so wird dieser Trank doch fast in allen Haushaltungen dadurch, daß er einen Zusatz von aufgelöseten Kupfer- und Messingtheilen erhält, für das Vieh in wahres Gift verwandelt.

Diejenigen Personen nämlich, denen die Reinigung des Küchengeräthes obliegt, haben schon längst die Bemerkung gemacht, daß sich kupferne und messingene Kessel und andre Geschirre alsdann am leichtesten reinigen lassen, wenn sie einige Tage in der Tranktonne gesteckt haben. Sie pflegen daher jene, wenn sie gebraucht sind, einstweilen in diese Tonne zu stecken, um sich dadurch nachher das Schäuren derselben zu erleichtern.

Die scharfe Säure, die sich (vorzüglich in den Sommermonaten) in diesen Tonnen erzeuget, löset freilich von solchen Geräthschaften den Schmutz ab, aber jedes Küchenmädchen sollte man in unsern Tagen billig davon unterrichten, daß eben diese Säure auch eine Menge Kupfertheile auflöset, und daß der Trank durch diese beigemischten Theile, dem Vieh äußerst schädlich wird.

Es wären daher folgende Vorsichtsregeln jeder Haushälterinn zur Nachahmung zu empfehlen:

1) Man lasse diesen Trank in den heißen Sommertagen nicht zu lange in der Tonne stehen, damit er nicht zu sehr in Fäulniß oder Säure über-

gehe, sondern suche sich in seinem Haushalte so einzurichten, daß er an jedem Abend verfüttert werden kann. Denn es ist noch unausgemacht, ob nicht schon dieser Trank an und für sich selbst, wenn er entweder zu viel in Fäulniß gerathene animalische Theile, oder auch zuviel vegetabilische Säure enthält, dem Viehe ungesund sey. Ueberhaupt kann jede Haushälterinn nicht genug erinnert werden, darüber nachzudenken, welche Nahrungsmittel dem Viehe nützlich oder schädlich sind. Das Thier im Stande der Wildheit hat seine Freiheit, sich seine Nahrungsmittel zu wählen, und wird vermöge seines Instinkts geleitet, diejenigen zu wählen, die seiner Natur am dienlichsten sind; das Hausthier aber muß sich gefallen lassen, das zu genießen, was der Mensch ihm reicht und kann aus bekannten Gründen sein Wohl- oder Uebelbefinden nach diesem oder jenem Futter, nur undeutlich entdecken. Ich meiner Seits halte den in Gährung befindlichen Trank für ungesund, und wenn er mit Kupfertheilen geschwängert ist, für wahres Gift. Es erlaube daher keine Hausfrau,

2) daß Kupfer- und Messinggeräthe in vorherbemerkter Absicht — und vorzüglich nicht in den Sommermonaten — in die Tranktonne gepackt werde, da durch dieses Verfahren, wie gar nicht zu beweisen nöthig ist, der Trank vergiftet wird,

und um so mehr schädlich ist, wenn man ihn, wie leider in manchen Haushaltungen geschieht, dem kranken Vieh, theils als eine besondere Delikatesse, theils sogar als eine heilsame Universal-Medicin eingeben läßt.

Verschmitztheit.

164) Wie weit das Raffinement der Betrüger geht, davon ein merkwürdiges und wahres Beispiel. Um indessen allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, da sich der ehrliche Mann neben dem Betrüger nicht gern gedruckt sieht, will ich weder Ort noch Personen nennen. Daß man es in Nachahmung falscher Handschriften weit genug gebracht habe, ist eine bekannte Thatsache. Jüngst trifft ein Bediente einen Juden auf der Straße, den er nach einem andern Juden fragt. Der Jude will das Warum der Frage wissen. Der Bediente sagt ganz unbefangen, sein Herr, ein Baron, wolle landschaftliche Obligationen an ihn verhandeln. Könnte ich dieß Geschäft nicht selbst übernehmen? fragt der Jude. Warum nicht, erwiedert der Bediente, wenigstens will ich es versuchen, sie zum Herrn Baron zu führen. Der Herr Baron hatte nun für 1500 Thaler Obligationen

zu verkaufen. Dieß überstieg die Barschaft des Juden, und er führte ihn daher zu einem andern. Der Käufer der Obligationen will sich von der Aechtheit derselben überzeugen. Das können sie leicht, sprach der Baron, senden sie nur zu . . . Hier machte er einen vornehmen Herrn nahmhaft, dem die Unterschriften sämmtlich bekannt seyn sollten, und gegen dessen Zeugniß nichts einzuwenden war. Dieser wollte aber weder den Baron, noch die Handschriften kennen, und er hatte auch Recht darin. Der Baron stellte sich sehr aufgebracht, als diese Nachricht zurückkam, und sagte: der Mann muß in Geschäften gestört worden seyn, und es ist unmöglich, daß ihm diese Handschrift unbekannt ist. Ich will die Obligationen, fuhr er fort, ohne alles Geld bei Ihnen lassen, und dann Nachmittags um drei Uhr selbst mit Ihnen zu ihm gehen. Wenn er mich sieht, wird er sich auf die Handschriften wohl besinnen. Es ward um die bestimmte Zeit hingegangen. Im Hause, wo der vornehme Mann, der hier entscheiden sollte, wohnte, kam dem Baron und Juden ein Mann, mit einer Feder hinterm Ohr und einem Paket Akten, entgegen: „Der Herr . . . ist nicht zu Hause, ich bitte mir aber Ihr Anliegen zu eröffnen, ich bin sein Sekretär, und kann Ihnen vielleicht Auskunft geben." Man zeigte ihm

die Obligationen. Er sahe sie genau an, prüfte die Handschriften und klopfte dann den Juden auf die Schulter mit den Worten: die Papiere sind gut, geben sie immer das Geld. Das Geld ward ausgezahlt, und — der Jude war betrogen. Die Betrüger verriethen sich nachhero selbst. Der Baron war ein Gauner, und keinesweges ein Mann von Stande gewesen, so wie der vorgebliche Sekretär bloß ein Betrüger war. Er hatte sich vor dem Baron und Juden ins Haus geschlichen, den Hausflur leer gefunden, und so die abgeredete Rolle gespielt. Vor ähnlichen Betrügereien zu warnen, macht man diese Geschichte bekannt. Beide Gauner sind verhaftet worden, ein großer Theil des Geldes war aber schon verschwendet.

Verzweiflung.

165) Andreas Fischer lebte zu Dettingen im Oberamte Heidenheim, als ein überaus fleißiger ordentlicher Weber, unterstützte auch von seinem geringen Lohne, seine hülfsbedürftige Mutter. Er war weder Spieler noch Säufer noch Faulenzer, und die Ortsvorsteher gaben ihm in jeder Hinsicht das Zeugniß eines untadelhaften Wan=

dels. In seinem sieben und zwanzigsten Jahre aber wurde er mit einer Bürgerstochter aus Oettingen, der Maria Magdalena Josin bekannt. Diese, eine freche, zwei und vierzig Jahr alte ledige Dirne, die bereits vier uneheliche Kinder geboren hatte, stellte dem einfältigen Fischer nach, und verleitete ihn zu einem unzüchtigen Umgange. Sie erreichte ihre Absicht, machte darauf dem Verführten Heirathsvorschläge, und um ihnen bessern Eingang zu verschaffen, gab sie sich endlich für schwanger aus. Der einfältige Fischer hatte noch gerade so viel Verstand, zu beurtheilen, wie unglücklich er durch die Heirath, mit einer, allgemein nicht geachteten Person werden, und welche Schande ihm die Entdeckung ihrer Schwangerschaft bringen würde. Er habe sich immer so gut aufgeführt, sagte er beim Verhör, und sollte nun ein Mensch heirathen, das schon vier uneheliche Kinder gehabt. Auch schien ihm die auf unehelichen Beischlaf gesetzte Strafe von zwanzig Gulden, eine Summe, die er zu erwerben, außer Stande sey. Wegen seines natürlichen Unvermögens, über irgend etwas gehörig nachzudenken, schien ihm seine Lage ganz verzweiflungsvoll. Er sah keine Mittel, sich zu retten, als in dem Tode der Josin, kaufte daher Arsenik, streute dieses ihr auf Brodt und Käse,

und brachte ihr solches zum Geschenk. Sie aß davon, und starb nach sieben Tagen unter schrecklichen Convulsionen. Der Verbrecher floh nach Stuttgart, um sich als Soldat anwerben zu lassen, und stand in dem einfältigen Wahne, sein ganzes Verbrechen dadurch abbüßen zu können. Da er aber wegen seines kleinen Körperbaues nicht tauglich war, kehrte er zurück, lieferte sich freiwillig der Gerechtigkeit aus, und entdeckte mit der gewissenhaftesten Freimütigkeit alle Umstände seiner That, die hiernächst mit dem Schwerte bestraft ward. Die frommen Einwohner Heidenheims, rühmen die Bekehrung des Fischer, die Zuschauer bei seiner Hinrichtung die ruhige Gelassenheit, mit der er seinem Tode entgegen ging; Jedermann bedauerte ihn, und selbst der Richter, der ihm das Todesurtheil eröffnete, that es mit der sichtbarsten Rührung.

Viehseuche.

166) Im October 1796 hatten die Dorfschafschaften an der untern Lahn, deren Vieh bis dahin von der oberwärts herrschenden Rindvieh-Seuche noch nicht angesteckt gewesen war, das Unglück, mehrere Leichname des an der Seuche ver-

reckten Viehes zu sich herabtreiben, und dadurch die Seuche auch bei sich verbreitet zu sehen. Einige gewissenlose, oder doch höchst nachläßige Ortschaften oberhalb, hatten dasselbe in die Lahn geworfen, anstatt es in gehöriger Tiefe in die Erde zu vergraben. Einige Bewohner des Lahnufers, die das unglückliche Opfer dieser unverantwortlichen Nachläßigkeit ihrer Nachbarn wurden, sahen sich daher genöthigt, wegen eines so schrecklichen und Folgenreichen Mißbrauchs, nachstehende angelegendliche Bitte an die Obrigkeiten am Lahnflusse öffentlich bekannt machen zu lassen.

„Man hat seit einiger Zeit mit Entsetzen wahrgenommen, daß das an einer verderblichen Seuche verreckte Vieh, zu zehn und mehrern Stücken in einem Tage, die Lahn herunter schwimmt, daß es also Ortschaften an diesem Flusse giebt, deren Vorstände sich der unverantwortlichsten und unchristlichsten Nachläßigkeit schuldig machen, welche ihre Obrigkeiten sich nicht träumen lassen. Bekanntlich durchströhmt die Lahn Wiesengründe, die jezt noch zur Weide dienen; unzählige Ortschaften liegen so nahe daran, daß man keinen Stall vor dem Gestanke eines solchen Ases zu schützen im Stande ist. Es scheint daher, daß diejenigen, welche, statt das Vieh, nach allen Polizeiverordnungen wohlregier-

ter Länder, tief zu vergraben, es in den Fluß werfen, andern Ortschaften, welche durch vernünftige Beobachtungen aller Vorsichtsregeln, noch zur Zeit verschont sind, diese Glückseligkeit nicht gönnen.

Da wir die Gemeinden, welche dieses schändliche Benehmen sich zu Schulden kommen lassen, nicht namhaft machen können; so können wir die Obrigkeiten derselben, durch keinen andern, als den Weg der öffentlichen Blätter, auf diese Gräuel aufmerksam machen, und um Hülfe anrufen. Wir thun dieses hierdurch mit dem Wunsche, daß ihnen das allgemeine Wohl, welches durch den verderblichen Krieg ohnehin täglich mehr und mehr zerrüttet wird, ein warmes, wahres Anliegen sey, daß diese Anzeige ihre Aufmerksamkeit und ihren gerechten Unwillen rege machen, und sie diesem schändlichen Frevel, durch alle Mittel, welche ihre Gewalt ihnen darbietet, ein Ende machen mögen."

Wahrsagerei.

167) Im Jahre 1777 im September, waren zu Hamburg in einem Miethkutscherstalle ein Paar Uhren und einige andere Sachen gestohlen

worden. Die Kutscherknechte begaben sich zu einem Weibe, welches wegen der Wahrsagerei berüchtigt war, und erkundigten sich, ob es ihnen nicht den Dieb durch seine Kunst entdecken könnte. Das Weib säumte nicht lange, in der Hoffnung, einige Groschen zu erhalten, seine gottlose und betrügliche Kunst auszuüben. Darauf that es den Ausspruch: derjenige, der den folgenden Morgen zuerst in den Stall kommen würde, sey der Dieb. Von ungefähr kömmt ein armer Schuhflicker, der in einer ganz entfernten Gegend der Stadt wohnet, und seine verfertigte Arbeit überbringen will, des andern Morgens mit dem früheſten in den Stall. Die Knechte, von dem Wahrsagerweibe betrogen, halten den Schuhflicker für den Dieb. Sie fallen diesen Unschuldigen an, und schlagen ihn mit Mistgabeln auf eine unmenschliche und grausame Art halb todt. In diesem erbarmungswürdigen Zustande werfen sie ihn hinaus, und lassen ihn in seinem Blute liegen, in der Hoffnung, daß er bald sterben, und sie nicht verrathen werde. Allein der Unglückliche erholt sich, kriecht einige Gassen fort, und verbirgt sich in einem Kellerloche. Als ihn darauf einige Soldaten finden, thun sie an ihm die Barmherzigkeit, daß sie ihn nach seiner Wohnung bringen und diese gottlose That der Obrigkeit anzeigen. Der

unschuldige Mann ward abgehört, und hatte noch so viel Kräfte, daß er diejenigen angeben konnte, die ihn so grausam zugerichtet hatten; kurz darauf aber starb er. Die Bösewichter haben die Flucht genommen, und mir ist nicht bekannt, ob sie wieder eingeholt worden sind. Die eingebildete Wahrsagerinn aber, welche die Veranlassung zu dieser Mordthat war, ist zur gebührenden Strafe gezogen worden.

Wasser (stehendes.)

---

168) Im Sommer 1783 reisete ein Bürger aus dem Dorfe Dorna in der Buckowine über die neu angelegte Straße, übernachtete auf dem freien Felde, aß seine Mamolika mit Appetit, ward durstig, trank aus einem stehenden Wasser, und verschluckte drei kleine Kröten. So wie diese in seinem Leibe immer größer wurden, verursachten sie ihm auch desto mehr Ungemach und Schmerz. Alle angewandte Mittel ihrer loszuwerden, waren vergeblich, und endlich versuchte er es mit einem Sauerbrunnen bei Schara, einem an der türkschen Gränze gelegenen Dorfe, dessen Wasser allem Vieh tödtlich, dem Menschen dagegen heilsam seyn soll. Der Wallache trank in Menge davon,

davon, und bald kamen zwei große Kröten zum Munde heraus, allein die dritte wollte nicht nach, und zu Anfange des Märzmonats starb der Mann. Diese Geschichte lehret, daß man nicht aus jeder Pfütze trinken müsse, und daß die Kröten zwar im Leibe nicht gut thun, aber doch kein Gift bei sich führen.

Wasserschierling.

169) Im Sommer des Jahres 1797 spielten auf dem Schinkenplatze zu Berlin, zwischen dem dort liegenden, eben erst angefahrnen Bauholze mehrere Kinder, und fanden zu ihrer großen Freude — nach ihrer irrigen Meinung — einige weiße Rüben, welche mit dem ihnen angehörigen Kraute, an den noch unbehauenen Bäumen sich anschmiegten, und gleichsam aus der Borke herausgewachsen waren. Keines von den Kindern hatte in der Schule jemals gehört, daß diese vermeintlichen Rüben die Wurzel des höchstgefährlichen, tödtlichen Wasserschierlings sey; wenigstens hat man gewiß nicht dafür gesorgt, ihnen die darüber vielleicht ertheilte Belehrung durch das Vorzeigen eines solchen Gewächses selbst, oder doch eines guten Kupferstichs von demselben,

anschaulich zu machen, und ihrem Gedächtnisse tief einzuprägen. Der Erfolg verbürgt diese Vermuthung. Der siebenjährige Sohn des Riemers R.. an der Oberwallstraßen-Ecke, aß mit Wohlbehagen von diesen gefundenen Rüben des Wasserschierlings, und theilte auch dem sechsjährigen Sohne des, auf dem Schinkenplatze wohnenden, Musketiers Höpfner, vom Arnimschen Regimente, und seiner jüngern Schwestern davon mit; auch diese aßen davon, und alle drei bekamen auf der Stelle die heftigsten und schmerzhaftesten Verzuckungen. Des Riemers Sohn ward von dem Lehrbuschen seines Vaters, der allein bei der Hand war, nach Hause geschleppt, und bis zur, erst am Abend erfolgten, Zurückkunft der Aeltern (die Vergiftung geschah Nachmittags) seinem Schicksale überlassen, weil man die Ursache der Convulsionen nicht ahnete, und der Lehrbursche zu dumm, und die Nachbarsleute, die von dem Schicksale des Knaben etwas hörten oder sahen, zu träge waren, als daß sie schleunig ärztliche Hülfe hätten herbeiholen sollen. Als endlich die trostlosen Aeltern am Abend nach Hause kamen, und alles thaten, was ihnen die Liebe zum leidenden Kinde zur Pflicht machte, hatte das Gift schon zu lange gewirkt. Das Schlachtopfer der Dummheit und Nachläßigkeit, starb

in der Nacht den schmerzhaftesten Vergiftungs-Tod. Glücklicher waren Höpfners beide Kinder, deren Aeltern sich zu Hause befanden, und ungesäumt Hrn. Chirurgus Engel herbeiholten. Dieser sah, als sachverständiger und rühmlichstthätiger Arzt, sogleich, daß Convulsionen, die sich so urplötzlich eingefunden hatten, von genossenem Gifte veranlaßt seyn mußten, nahm darnach zweckmäßige Maßregeln und rettete beide Höpfnersche Kinder, obgleich das Eine von ihnen noch lange nachher eine Art von Betäubung und Abgestumpftheit des Verstandes empfand, die sich nur nach und nach wieder verlohr. — Man fand in der Tasche des Knaben noch eine von den vermeinten Rüben; dadurch, und mittelst des eigenen Geständnisses der Kinder kam man hinter die wahre Veranlassung des Unglücks.

Weinprobe *).

170) Wenn man gleiche Theile Kalkwasser und Wein in einem Glase untereinander mischt, so überziehen sich die Glaswände in Zeit von funfzehn bis achtzehn Stunden, oder noch früher, der-

*) Aus der Preisabhandlung des Bertaut, an die Akademie zu Lyon.

gestalt mit Krystallen, daß das Glas seine ganze Durchsichtigkeit verliert. Gießt man die Mischung durch Fließpapier, so erscheinen zwar mehrere Krystallen auf diesem Papier; aber dennoch bleibt der größte Theil noch immer an den Seiten des Glases übrig. Bei diesem Versuche ist es übrigens einerlei, ob man weißen oder rothen Wein der Probe unterwirft.

Eine Mischung von zwei Theilen Wein und einem Theile Kalkwasser, macht in einerlei Zeit auf der Oberfläche des Glases eine Salzhaut, welche etwas weniger beträchtlich ist, als die gedachte. Drei Theile Wein und ein Theil Kalkwasser verhalten sich eben so. Wenn man, wie in den vorhergehenden Versuchen, vier Quentchen Wein nimmt, und einige Tropfen Kalkwasser hinzufügt, so entstehen nur wenige Krystallen, die aber am Glase so fest sitzen, daß sie sich kaum zu wiederholtenmalen mit Wasser vom Glase abspühlen lassen. Zwei Theile Kalkwasser auf einen Theil Wein, erzeugen in zwölf Stunden einen salzigen, dem vorigen ähnlichen, Bodensatz.

Will man also einen Wein erforschen, ob derselbe mit Alaun verfälscht ist, so darf man nur einige wenige Tropfen Kalkwasser in eine ganz geringe Quantität desselben gießen, und diese Mischung sechzehn bis achtzehn Stunden lang

ruhig stehen lassen. Wenn sich nach Verlauf dieser Zeit an den Wänden des Glases Krystallen angesetzt haben, so ist der Wein zuverläßig nicht alaunhaft; denn die Abwesenheit der Krystallen verräth jedesmal die Verfälschung.

Ist nun aber im Weine Alaun, so kann man die Gegenwart desselben aus der Beschaffenheit des Niederschlages beurtheilen; denn in diesem Falle bleibt beim Durchseigen ein starker und schmieriger Bodensatz auf dem Filtrum zurück, welcher sich in der Trocknung, in vierseitige Streifen zertheilt, und, wie der Thon, Risse bekömmt und aufspringt. Hingegen wird, bei einem nichtalaunigen Weine, die färbende Materie auch noch im getrockneten Zustande fest, und auf dem Filtrum kleben bleiben.

Weise Frau.

171) Im Lüneburgschen wurden im April 1786 auf dem Lande einem Knechte 50 Rthlr. gestohlen. Es war sein sauer verdienter und mühsam zusammengesparter Lohn, und Jedermann bedauerte den armen Menschen so sehr, als der unbarmherzige Dieb, der ihn bestohlen hatte, verabscheuet wurde. Anstatt aber dieses Unglück

christlich zu ertragen, und dem boshaften Thäter durch kluge Nachforschung auf die Spur zu gehen, begab sich der Knecht zu einer sogenannten weisen Frau, um ihn zu erfahren. Diese gab ihm nicht gleich auf der Stelle Bescheid, sondern vertröstete ihn bis auf eine bestimmte Zeit, wo er wieder zu ihr kommen sollte. Unterdessen zog sie die nöthigen Erkundigungen ein, was für Personen am öftersten in den Stall zu kommen pflegten, wo der Diebstahl geschehen war. Als nun der Knecht wieder kam, so nannte sie den Dieb nicht beim Namen, sondern beschrieb denselben nur nach seiner ganzen Gestalt und Kleidung, doch so, daß es niemand anders seyn konnte, als der Sattler, der auf dem Hofe arbeitete, und oft im Stalle zu thun hatte. Dieser, ein ehrlicher braver Mann, war so unschuldig an dem Diebstahl, als die Sonne, und der Knecht selbst wäre nimmermehr auf ihn gefallen; aber er glaubte nun der Lügenprophetinn mehr als sich selbst, und gab es dem Sattler auf den Kopf Schuld. In kurzem breitete sich das Gerücht, daß dieser der Dieb sey, in der Gegend aus, und der Mann litt dadurch sowohl in seiner Handthierung, als an seinem ehrlichen Nahmen. Er verklagte die Verläumder bei der Obrigkeit, und sie wurden bestraft; aber der Pöbel glaubt darum nicht minder an die Aussage der

betrügerischen Hexe, und begeht die grausamste Ungerechtigkeit gegen einen ehrlichen Mann — aus Aberglauben.

Wildes Zugvieh.

---

172) Der Bauer Günther zu Lenkersdorf, einem halb Sächsischen und halb Schönburgschen, zum Amte Grünhayn gehörigen, Dorfe, war am 21sten Julius 1796 mit seiner Frau und seinem Gesinde auf einer Wiese, um Heu einzuerndten. Er stand auf dem Wagen, um das ihm zugereichte Heu zu laden, und die Frau befand sich in einer kleinen Entfernung davon, um Heu zu rechen, als die an den halb beladenen Wagen gespannten Ochsen wild werden, und durchgehen. Die Frau, um ihren, in Gefahr schwebenden, Ehemann auf dem Wagen zu retten, läuft den Thieren in den Weg, und indem sie dieselben auffangen und anhalten will, wird sie zu Boden geworfen; der Wagen geht ihr über den Leib, man trägt sie hinein, und in zwei Stunden ist sie ein Raub des Todes. Sie war eine Mutter von fünf lebendigen, unerzogenen Kindern, und hoffte von dem sechsten, welches sie unter ihrem Herzen trug, in wenig Wochen entbunden zu werden.

Warum der zu ihrer Rettung herbeigerufene Chirurgus, der zugleich Geburtshelfer ist, nach ihrem Hinscheiden keine Versuche anstellte, ob das ungebohrene Kind noch lebe, was so wahrscheinlich war, da die Mutter äußerlich keine Verletzung am Unterleibe hatte und in zwei Stunden gesund und todt war, und warum er es nicht von der verstorbenen Mutter zu scheiden suchte, überlasse ich dem Urtheile sachkundiger Aerzte.

Da alle Jahre so viel Unglück bei dem Heufahren mit Ochsen geschieht, weil diese Thiere durch den Stich der Insekten bei großer Hitze so gereizt werden, daß sie der stärkste Mann, wenn sie wild werden und durchgehen, nicht anhalten kann: so würde sich derjenige um die Menschheit verdient machen, der ein Mittel erfände, wodurch man diese Thiere vor dem empfindlichen Stiche der Insekten schützen, oder sie auf eine bessere Art, als gewöhnlich, zäumen, und auf diese Weise leichter und sicherer bändigen könnte.

Windmühlenschutz im Gewitter.

---

173) Beispiele von der Lebensgefahr, welche damit verbunden ist, wenn man während eines Gewitters Schutz unter, besonders einzeln stehenden

henden Bäumen, sucht; sind freilich viel häuger, als diejenigen, welche beweisen, daß man sich auch dann in augenscheinlicher Lebensgefahr befinde, wenn man sich im Gewitter unter Windmühlen stellet, um nicht naß zu werden; allein die Unglücksfälle von der letzteren Art, sind nur darum seltener, als jene, weil man unter den im Felde zahlreichern Bäumen viel öfter Schutz sucht, als unter den Windmühlen, deren es bei jedem Dorfe höchstens nur Eine giebt. Eins der neuesten Beispiele vom Einschlagen eines Wetterstrahls in eine Windmühle, ist die unglückliche Erfahrung, welche acht Personen bei dem Meklenburg-Schwerinschen Dorfe Röbel machten, als sie am 18. Julius 1797 sich unter die dortige Windmühle in's Trockne stellten. Es fuhr ein Wetterstrahl unter sie, und tödtete auf der Stelle zwei Personen von ihnen. Wulft, Franger, Dahl und Schulze lagen auf der Erde. Nachdem die andern vier und der hinzukommende Mühlenmeister, an der Mühle sie aufgehoben, erholte sich nach einiger Zeit Dahl und Schulze, Wulft und Franger waren aber todt. Bei Wulft fand sich am andern Tage folgendes. Sein Huth war voller Löcher, als wenn er mit grobem Hagel wäre durchschossen worden. Vor der Stirn, rechter Hand, war er, so wie am ganzen rechten Backen bis an

den Hals, dunkelblau von unterlaufenem Blute. Der zweite Knopf von oben, an der rechten Seite des Brusttuchs, war schwarz. Dicht unter dem Knopfe war ein Loch in dem Kamisol und Hemde so groß als ein Achtgroschenstück; auf der rechten Brust war eine mit Blut unterlaufene Stelle, einer Hand groß. Eine eben solche Stelle war auf der Herzgrube; sonst aber fand sich keine Verletzung am ganzen Körper. Bei Franger fand sich der ganze Kopf, vorzüglich aber doch die rechte Seite, mit Blut unterlaufen. Aus dem rechten Ohre floß eine blutige Materie, der Huth war ganz durchlöchert. Dem Dahl hatte der Wetterstrahl in der Gegend der Lenden-Wirbelbeine eine Hand breit mit Blut unterlaufene Stellen, welche mit Blasen bedeckt waren, gemacht; auch war die rechte Lende gleichfalls voller Blasen. Auf beiden Füßen, vorzüglich aber doch auf dem rechten, waren kleine Löcher, als wenn sie mit Hagelkörnern eingeschossen wären, diese drangen aber nicht tief in's Fleisch. Schulze war beim Aufrichten ganz betäubt, konnte weder stehen, noch weniger aber gehen, hatte den Abend und die Nacht viel Phantasien, befand sich aber am andern Tage recht wohl. Die drei andern Personen klagten über das Kreuz und die Füße; dem achten fehlte gar nichts.

Wolfskirsche.

174) Das Verunglücken durch den Genuß der Wolfskirsche, nimmt immer noch kein Ende; wahrscheinlich weil es immer noch nicht allgemein genug bekannt geworden, daß der Saft dieser, fast allenthalben wachsenden Pflanze, eines der tödtlichsten Gifte ist. Möchte doch folgende Aufforderung der Preußischen Krieges- und Domänenkammer zu Ansbach fleißig beherzigt werden. Sie ist vom 1sten December 1797, und lautet:

Es ist im Monat Oktober d. J. zu Schwabach ein verwaister fünfjähriger Knabe, Nahmens Joh. Tobias Wolf, durch den Genuß einiger Beeren von der sogenannten Wolfskirsche (Arropa bella donna), die er in Gesellschaft anderer Kinder im Walde fand, um das Leben gekommen. Aeltern und Erzieher werden daher bei dieser traurigen Veranlassung aufgefordert, ihre Kinder und Zöglinge mit dieser und andern schädlichen Früchten und Kräutern, als: Stechäpfeln, Bilsenkraut, Erdschierling, Wasserschierling, Kuchenschelle u. d. gl. m. durch Vorzeigung in der Natur, oder in getreuen Abbildungen, genau bekannt zu machen, und dadurch, zur Verhütung solcher Unglücksfälle, das Ihrige beizutragen.

Zigeunersinn.

175) Die Anhänglichkeit, der Glaube und Zulauf zu Wahrsagern und Wahrsagerinnen, ist sich leider immer noch in allen den größern Städteu gleich, wo Aufklärung und Finsterniß, Philosophie und Aberglaube beide Extreme berühren. Eines Abends begegnete ich vier schönen jungen Damen in einem, von ihrer Wohnung ganz entlegenen, Viertel der Stadt; es war kurz vor Mitternacht, und die Neugier hieß mich ihre Spur verfolgen, weil ich sie persönlich kannte. Endlich erreichten sie eine Vorstadt, pochten in einer engen Gasse an einen Fensterladen, und stiegen durch die aufgeschlossene Thüre, eine schmutzige Treppe hinunter, in eine unterirrdische Höhle hinab.

Ich hatte mich unterdessen vor einem der Fensterladen gelagert, dessen Spalten mir die Uebersicht des ganzen Loches gewährten. Im Hintergrunde lag eine scheusliche Gestalt auf einem Bette von zusammengerafften Lumpen, und nur an der schwachen Stimme konnte ich ein altes Mütterchen erkennen. Eine der Damen hielt eine kurze Anrede, mit einigen Lobeserhebungen untermischt, wie man ungefähr einen großen Gelehrten zu bekomplimentiren pflegt.

Ein junges hübsches Mädchen, wahrscheinlich die Tochter der Alten, trug sogleich ein Spiel Karten vor das Bette der Wahrsagerinn. Fürwahr eine mahlerische Gruppe, der Tod im Bette, das Leben vor demselben, und die Unschuld des dienenden Mädchens! Nun begann die Prophezeihung, ein Geschwätz von Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, von Hoffnungen und Versprechungen, mit welchem aber die horchenden Damen nicht wenig zufrieden zu seyn schienen. Das hübsche Mädchen allein lehnte sich an den Ofen, mit einer Miene, als wenn die ganze Scene wenig oder gar kein Interesse für sie hätte. Jetzt konnte die Alte vor Schwachheit nicht mehr sprechen, und die Tochter ging mit einem Teller bei den Damen herum, die milden Beiträge zu sammeln. Wie gern hätte ich dem armen Kinde auch geopfert! Es war aber Zeit, mich zurückzuziehen; die Damen kamen mir auf der Ferse nach, und stritten sich heftig um die wahren oder falschen Gründe der Prophetinn. Das Sonderbarste von allem war dieses, daß sich eine Dame in dieser Gesellschaft befand, deren Beruf es ist, solche Scenen auf dem Theater lächerlich zu machen; aber eben sie glaubte am meisten an den Wahrsagungsgeist der alten Lügnerinn, und warum? weil der vornehme Liebhaber, mit welchem sie gerade um diese Zeit

umging, ihr zum Manne verheißen ward. Solcher Schlupfwinkel giebt es hier eine Menge. Will die Polizei nicht hineindringen? oder theilen sich ihre Emissairs in das Handgeld der falschen Propheten? Weibern und Mädchen könnte man noch solche Besuche verzeihen, wie aber, wenn man Männer an diesen Oertern sieht? Männer mit Weibersinn und Ammenglauben?? Man wird es mir aufs Wort glauben, wenn ich versichere, daß ich Wahrsagerinnen kenne, die durch ihre Kunst, wenn sie solche einige Jahre hindurch getrieben hatten, in bemittelte Vermögensumstände gesetzt wurden.

Zorn (ungebändigter.)

---

176) Am 24sten November 1797 wurde zu Bautzen der Kirschnermeister Schramm als Mörder seiner Ehefrau enthauptet, mit der er seit dem Jahre 1780 in der Ehe gelebt hatte. Die ersten Jahre dieser Ehe waren ganz ruhig, allein die Einigkeit dauerte nicht lange. Die Frau wurde, wenn ihr der Mann etwas sagte, was ihr zuwider war, unwillig, widersprach und zankte mit ihm; bei seinem heftigen Temperamente kam es bald unter ihnen zu Thätlichkeiten, er schlug sie,

sie wehrte sich, schmiß nach ihm, was ihr in die Hand kam, und lief alsdann meistentheils von ihm fort, kehrte jedoch immer einige Zeit darauf wieder zurück. Dies geschah in den letztern Jahren immer öfterer. Ganz natürlich wurden durch so öftere Wiederholungen die Ausbrüche immer heftiger, und bei der daraus entspringenden Erbitterung der Gemüther, konnte es an Veranlassungen zur Uneinigkeit und zum Streite nicht fehlen, deren auch wohl mehrere durch den Mangel herbeigeführet wurden, welche bei den daraus entstehenden Unordnungen im Hauswesen, und weil der Mann aus Unmuth in seinem Fleiße nachließ und außer dem Hause Zerstreuungen suchte, zuweilen eintreten mochte. Im Oktober 1795 klagte die Schramm ihren Ehemann wegen seines übeln Verhaltens und der neuerlich ihr zugefügten Mißhandlungen, wovon die Zeichen an ihrem Körper sichtbar waren, bei der Obrigkeit an, und bat um die Scheidung von ihm; auch wurde ihr nach erfolgter Untersuchung, und nachdem eine Aussöhnung zwischen ihnen vor Gericht nicht zu bewirken war, nachgelassen, bis auf weitere Verordnung von ihrem Ehemanne gesondert zu leben. Einige Wochen darauf aber kehrte sie freiwillig zu ihm zurück, verließ ihn seit der Zeit mehrmals wieder, fand sich jedoch auch immer wieder bei ihm ein, und gebar einige Wochen vor Michaelis 1796 ein Mädchen. Am Tage nach Michaelis, nachdem sie einige Tage vorher ihre älteste Tochter wegen einiger Versehen so übermäßig gezüchtigt hatte, daß selbige davongelaufen, und sie darüber

auch mit dem Manne in Zwist gerathen war, hielt sie ihren Kirchgang, und bei ihrer Rückkunft aus der Kirche eröffnete sie ihm: daß er nichts mehr von ihr wissen solle, und sie nichts mehr von ihm wissen wolle; packte ihre Betten zusammen, und verließ ihn, nebst ihrem Säuglinge, abermals. Am 3. Oktober kam sie wieder, packte, mit seiner Zulassung, ihre Sachen zusammen, ließ solche hinunterschaffen, kehrte alsdann wieder zurück, verlangte noch eine Bettstelle und einen Stuhl, und brach, weil er dies verweigerte, in heftige Schimpfreden gegen ihn aus, da er dann ein, unter dem Ofen liegendes, Beil ergriff, ihr damit mehrere Schläge auf den Kopf und in das Gesicht gab, und sie so verwundete, daß die eilig herbeigeholten Aerzte sogleich an der Möglichkeit der Rettung des sinn- und sprachlosen Weibes zweifelten, wie sie denn auch, aller angewandten Heilmittel ohnerachtet, nach Verlauf von dreißig Stunden ihren Geist aufgab. Bei der vorgenommenen Sektion wurden mehrere Verletzungen als unbedingt tödtlich befunden. — Schramm gestand bei seinem gerichtlichen Verhöre, daß er, als sein Weib das letztemal von ihm fortzugehen Anstalt gemacht, den Entschluß, sie zu tödten, gefaßt habe. Die Lehre, die aus dem Schicksale dieses Ehepaars fließt, ergiebt sich von selbst. Wer sich nie gewöhnt hat, den Aufwallungen des Zorns Einhalt zu thun, der kann, von der Leidenschaft bei stärkerer Anreizung überwältigt, Unthaten verüben, deren er sich nie fähig geglaubt hätte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagener, Samuel Christoph, 1762-1845

Die Schule der Erfahrung für Alle denen Zufriedenheit, Leben und
Gesundheit werth sind Warnende Thatsachen zu Verhütung alltäglicher Unglü
cksfälle
Bd.: 2

Berlin (1799)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.448
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301593-8